

PREDIGT ZUM CHRISTKÖNIGSFEST, GEHALTEN AM 26. NOVEMBER 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ER WIRD KOMMEN AUF DEN WOLKEN, UND JEDES AUGE WIRD IHN SEHEN“

Keine Schrift des Neuen Testaments stellt den Gedanken vom Königtum Christi so sehr heraus, wie das letzte Buch der Bibel, die Geheime Offenbarung. Diese Schrift ist als Trostbuch für die Christen im Angesicht schwerer Verfolgungen am Ende des ersten Jahrhunderts verfasst, von Gott inspiriert worden. Der Überlieferung nach ist der Verfasser der Schrift der Apostel Johannes, der unter dem Kreuz Jesu gestanden hatte. Er hat dieses Buch als Verbannter auf der einsamen Insel Patmos in der Ost-Ägäis geschrieben. Die Insel Patmos erstreckt sich über eine Fläche von ungefähr 30 Quadratkilometern. Noch heute wird sie als heilige Insel betrachtet.

In den 22 Kapiteln des Buches wird denen, die sich vor der Zukunft fürchten, die im Blick auf ihre Verfolger Angst haben vor seelischen Torturen und vor einem qualvollen Tod, das Bild des Herrschers über Himmel und Erde vor Augen geführt. Es wird ihnen nahe gebracht, dass alle Macht der Mächtigen dieser Erde an der Macht Christi zerbrechen wird, auch wenn es augenblicklich nicht so aussieht: Scheint Christus auch einstweilen noch ohnmächtig zu sein, am Ende wird er doch alle seine Feinde und Widersacher überwinden und die Gerechtigkeit herbeiführen und seine Getreuen rechtfertigen.

Der, der am Kreuz gestorben ist, dessen Passion sich fortsetzt in den Leiden seiner Jünger, er ist zugleich der Auferstandene, der Sieger, der seine Macht offenbaren wird in seinen Getreuen und einst unwiderstehlich sein wird im

Gericht.

Wenn der Seher von Patmos die Gläubigen, die einer unsicheren und gefährlichen Zukunft entgegengehen, mit dem Hinweis auf Christus, den Anfang und das Ende, tröstet, der die Schlüssel des Todes und der Unterwelt in seinen Händen hält, so tröstet er auch uns in allen Leiden, vor allem, wenn wir um seinetwillen leiden müssen.

\*

Dieser Christus, der mächtiger ist als die Mächtigen dieser Erde, er wird in der Geheimen Offenbarung beschrieben als der getreue Zeuge Gottes, als der Erstgeborene unter den Toten und als der Herrscher über alle Könige der Erde. Der getreue Zeuge Gottes ist er, weil er die Wahrheit Gottes, die ganze Wahrheit Gottes, ohne Abstriche verkündet und weil er seine Verkündigung mit dem Tod besiegelt hat. Er ist der Erstgeborene unter den Toten, weil er nicht im Tod geblieben ist, und er ist der Erstling der Entschlafenen, weil er uns den Weg zu unserer Auferstehung vorausgegangen ist. Darum ist er mächtiger als alle Könige der Erde.

Heute haben diese Könige andere Bezeichnungen, die Mächtigen und Einflussreichen sind heute die Politiker, die Parteifunktionäre, diejenigen, die viel Geld haben, diejenigen, die skrupellos über ihre Mitmenschen hinweggehen, die Macht ausüben über die Herzen der Menschen durch die Massenmedien und die so das Denken der Menschen normieren, im schlechten Sinne normieren, die ihre Macht missbrauchen und uns alle in grandioser Weise desorientieren.

Ihnen allen wird einmal ihre Macht genommen, dann werden sie Rechenschaft ablegen müssen vor dem Mächtigeren. Der getreue Zeuge, der bis in den Tod die Wahrheit bezeugt hat, der Auferstandene, wird das Urteil sprechen über die Könige der Erde, sofern sie sich nicht der milden Herrschaft Christi unterworfen haben, und über alle, die sich in den Dienst des Fürsten dieser Welt gestellt haben. Die sich nicht fürchten vor Gott, sie werden einst das Fürchten lernen.

Dabei macht es der Seher von Patmos seinen Gläubigen klar, dass sie nur dann Trost finden können in der Hoffnung auf Christus, wenn sie seinen Spuren folgen, wenn sie aus der Wahrheit sind und auf seine Stimme hören, wenn sie die Lüge entlarven, mit der sie bearbeitet werden, und wenn sie sich nicht der globalen Verführung durch die Mächtigen dieser Welt überantworten, ja, wenn sie bereit sind, für die Wahrheit und für die Treue zu sterben, und wenn sie da, wo sie selber Macht ausüben, das in Verantwortung vor Gott tun, in Unterordnung unter Christus.

Setzen wir uns ein für das Evangelium, wie es uns die Kirche verstehen lehrt, in einer gottlosen Welt, dann gehören wir zu dem, dem die Zukunft gehört, dann werden wir nach einer kurzen Zeit der Bedrängnis den Sieg davontragen.

Christi Königtum ist zwar nicht von dieser Welt, aber es ist in dieser Welt. In ihm geht es um ein Reich der geistigen und moralischen Güter, um ein Reich der Wahrheit und des Lebens, um ein Reich der Heiligkeit und der Gnade, um ein Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Es wird sichtbar in der Kirche, dieses Reich, idealiter, heute allerdings immer weniger, das ist sicher. Das ist indessen ein Appell an einen jeden von uns, denn wir sind berufen, wir alle, das innerste Geheimnis der Kirche sichtbar zu machen in unserem Leben.

Sichtbar und wirksam wird es immer wieder, dieses Reich der Wahrheit und der Gerechtigkeit, wenn auch einstweilen nur in seinem verborgenen Glanz, wo wir auf Christus unsere Hoffnung setzen und wo wir aus dieser Hoffnung leben.

Dabei hat es immerfort Anteil an der Ohnmacht seines Königs, manchmal mehr, manchmal weniger, aber immer hat es auch Anteil an seiner Unbesiegbarkeit.

\*

Christi Königtum ist Trost und Kraft im Leid, in der Bedrängnis und in der Verfolgung. Das bezeugt der Seher von Patmos für seine Zeit, das bezeugt uns aber auch die Geschichte der Kirche und das Leben der Heiligen. Hoffen auf Christus aber können wir zu Recht nur dann, wenn wir seine Jünger sind und uns als solche erweisen. Das heißt: Wenn wir uns nicht mit seinen Feinden verbünden, wenn wir uns einsetzen für Wahrheit und Treue, wenn wir uns bemühen, sein Reich in dieser Welt zu bauen und seine Königsherrschaft sichtbar zu machen und auszuweiten. Das ist eine anspruchsvolle Sache, die unseren ganzen Einsatz fordert. Aber alle Opfer sind leicht zu bringen, wenn man die sichere Gewähr hat, dass sie nicht vergeblich sind, dass man dabei im Dienst des Königs der Könige steht, der uns unseren Einsatz und unsere Treue lohnen wird.

Eines ist sicher: Viele hungern heute geistiger Weise, aber es ist niemand da, der ihnen die Schönheit des Reiches Christi und den Adel des Dienstes in diesem Reich aufzeigt.

Was uns allen heute fehlt, das ist der lebendige Glaube an den, von dem es immer

wieder in den Gebeten der Kirche heißt, dass er lebt und herrscht mit Gott dem Vater in der Einheit des Heiligen Geistes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und, was uns darüber hinaus fehlt, das sind der rechte Mut, das demütige Selbstbewusstsein und die eherne Konsequenz in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit, die zuweilen innerkirchlich dramatischer sind als in der Konfrontation mit einer gottfeindlichen oder auch religiös gleichgültigen Welt. Amen.

PREDIGT ZUM 33. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 19. NOVEMBER  
2006 IN

FREIBURG, ST. MARTIN

„ER WIRD SEINE ENGEL AUSSENDEN, UND SIE WERDEN DIE ERLÖSTEN  
SAMMELN

VON DEN VIER WINDEN HER“

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist ein Teil der so genannten Parusie-Rede des Markus-Evangeliums. Mit geringen Abwandlungen begegnet uns diese Rede auch im Matthäus-Evangelium und im Lukas-Evangelium. Diese drei Fassungen der Parusie-Rede Jesu pflegt man als die synoptische Apokalypse zu bezeichnen. Es handelt sich hier um die Vorausverkündigung des Endes, um eine Darstellung der letzten Dinge.

\*

Die letzten Dinge, sie bestehen in unbeschreiblichen Drangsalen: Der Tempel in Jerusalem wird zerstört, Kriege, Naturkatastrophen und große Heimsuchungen werden

über die Menschen kommen, viele werden verfolgt um des Evangeliums willen, eine allgemeine Verwirrung wird sich der Menschheit bemächtigen und die physischen und die geistigen Bedrängnisse werden sich immer mehr steigern bis Christus, der Menschensohn, wiederkommen wird, um die vollendete Gottesherrschaft herbeizuführen.

Dann werden die Engel die Auserwählten - das sind die, die treu geblieben sind und standhaft in den äußeren Drangsalen und in den geistigen Wirren - von den vier Winden her zusammenführen.

Wenn das physische wie auch das geistige Chaos seinen Höhepunkt erreicht haben wird, dann wird Christus wiederkommen als der Erlöser, aber auch als der Richter der Menschen.

Schon das Alte Testament spricht von den endzeitlichen Bedrängnissen, es tut das im Zusammenhang mit dem Tag Jahwes, denkt dabei aber primär an das Zorngericht Gottes.

Der Tag Jahwes und die endzeitlichen Drangsale, sie erinnern uns daran, dass nicht nur alles Leben in dieser Welt dem Tod geweiht ist, sondern dass auch die Welt als Ganze unaufhaltsam ihrem Ende entgegeneilt, dass die Geschichte unserer Welt nicht endlos weitergehen, dass unser Universum einmal ein Ende haben wird. Die Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, die eherne Folge der Jahreszeiten, der Jahre und der Jahrhunderte wird einmal zu Ende gehen, der kosmische Tod wird das letzte Wort haben. „Denn die Schöpfung ist der Vergänglichkeit unterworfen“, so drückt es der heilige Paulus im Römerbrief aus (Rö 8, 20).

Unsere Welt ist vergänglich. Das wissen wir. Dennoch fällt es uns schwer, die Vorstellung, dass alles einmal aufhören wird, zu realisieren, so schwer, wie es uns fällt, den Gedanken zu vollziehen, dass wir selbst einmal nicht mehr sein werden, jedenfalls nicht in dieser Welt.

Unsere Welt ist eine endliche Welt. Gott, der den Anfang der Welt geschaffen hat, wird sie einmal zu Ende gehen lassen. Der das erste Wort einst gesprochen hat, wird auch einmal das letzte Wort haben.

Es hat Zeiten gegeben, da die zünftigen Naturwissenschaften diese Auskunft der Bibel, die zeitliche Begrenzung unserer Welt, nicht ernst genommen haben. Das hat sich geändert. Heute rechnen sie vielfach ganz selbstverständlich mit dem, was wir den Untergang der Welt nennen. Wie das im Einzelnen vor sich gehen soll, darüber können die Naturwissenschaften keine Auskunft geben, ob der Kosmos verbrennen oder erfrieren wird und welche Ereignisse diesem Prozess vorausgehen und welche ihn begleiten werden. Die Offenbarung aber sagt uns, dass die Kräfte des Himmels erschüttert werden, dass das Chaos, das physische wie auch das geistige, sich gleichsam ins Unendliche steigern wird.

Manch einer hat vielleicht schon einen Vorgeschmack erhalten von der Erschütterung der Kräfte des Himmels, etwa in einer Bombennacht, im Inferno des Krieges oder bei einem Erdbeben, aber das alles sind nur schwache Abbilder für den Untergang des Universums, zugleich müssen wir darin aber auch Vorzeichen der letzten Drangsale erkennen.

Die Distanz zwischen unserer moralischen Degeneration und den technischen Zerstörungsmöglichkeiten, die wir entwickelt haben, könnte uns, wenn wir sie

bedenken, eine Vorstellung davon vermitteln, wie das Ganze vonstatten gehen könnte.

Dank des technischen Fortschritts können wir heute Prozesse in Gang setzen, die uns entgleiten und in einer Kettenreaktion das ganze Weltall zerstören.

Durch die Auflösung aller Ordnungen - wer würde das nicht sehen? - und durch sittliche Zuchtlosigkeit - sie wird heute mehr und mehr programmatisch -, durch die Missachtung der Würde des Menschen und durch die Leugnung unserer elementaren Verantwortung vor Gott treiben wir auf jeden Fall die endzeitliche Katastrophe voran. Ein weltweiter Atomkrieg könnte das Inferno einleiten. Macht ohne ethische Verantwortung führt notwendig in die Katastrophe.

Wie immer das Ende kommen mag, es ist nicht das Letzte. Die Welt vergeht, sie zerfällt wieder ins Nichts, aus dem sie hervorgegangen ist, aber nicht der Mensch in ihr, er bleibt. Kein Mensch vergeht, auch nicht der ungeborene und grausam getötete, die Millionen und Abermillionen, denen man schon den Eintritt in diese Welt versperrt.

Gott hat uns alle zum ewigen Leben berufen, für eine neue, bessere Welt. Aber zuvor ergeht das Weltgericht, das für den Einzelnen unmittelbar nach seinem Tod erfolgt und im Weltgericht gleichsam seine Ratifikation erfährt.

Das Gericht führt die Scheidung herbei, in der doppelten Gestalt des persönlichen Gerichtes und des Weltgerichtes, und es bewirkt den doppelten Ausgang der Geschichte, für den Einzelnen und für die Gesamtheit der Menschen.

Werden die Meisten gerettet, oder überwiegt die Zahl der Verlorenen? Auf diese Frage vermögen wir keine Antwort zu geben, so wenig wie wir eine Antwort darauf geben können, wie es möglich ist, dass Gott als Richter die vielen Menschen, die je auf dieser Welt gelebt haben, in den vergangenen 600 000 Jahren - vielleicht sind es auch schon viele tausend Jahre mehr - richten und ihnen den verdienten Lohn und die verdiente Strafe zuteil werden lässt. Das aber können, ja, das müssen wir sagen, weil Gott es uns offenbart hat: Nicht alle kommen zu Gott, und Gott ist zugleich barmherzig und gerecht.

Wir dürfen weder die große Abrechnung beschwichtigen, noch brauchen wir uns zu ängstigen. Aber wir werden gerichtet nach unseren Taten. Daran geht kein Weg vorbei. Und: Religiöse und sittliche Gleichgültigkeit ist ein Spiel mit dem Leben, ja, mit dem ewigen Leben.

Der Zeitpunkt des Endes liegt im Dunkel, wir können ihn nicht berechnen. Darauf verweist uns das Ende unseres Evangeliums. Immer wieder haben es die Menschen versucht in ihrer Neugier. Das ist jedoch nicht möglich.

Die Vorzeichen, von denen das Evangelium spricht, dürfen nicht als ein Zeitplan verstanden werden. Sie gelten allgemein für die Endzeit. Die aber beginnt schon mit dem Kommen Jesu in diese Welt. Die Vorzeichen wollen uns die Augen öffnen, damit wir die Zeichen der Zeit erkennen und sie nüchtern betrachten. Dabei müssen wir aber immer bedenken, dass Gott eine andere Zeitrechnung hat als wir, dass vor ihm 1000 Jahre wie ein einziger Tag sind (2 Petr 3, 8).

\*

Behalten wir das Ziel im Auge, so werden wir die Last des Weges besser meistern, so werden wir getröstet in der Mühsal des Alltags und in der endzeitlichen Drangsal, wo immer wir mit ihr konfrontiert werden.

Der Ewigkeit geht die große Scheidung voraus. Die Parusie-Rede Jesu mündet in dem Imperativ: Wacht und betet. Wachen und beten, das tun wir, wenn wir in Treue beten, wenn wir uns um den Willen Gottes im Alltag bemühen, wenn wir seine Liebe in die Welt hineinbringen und uns einem ungodigen Zeitgeist verschließen. Treue und Standhaftigkeit, darum geht es hier. Beides aber wird uns geschenkt, wenn wir uns bemühen, immer mehr Menschen des Gebetes zu werden.

Die Botschaft vom Ende ist keine Schreckensbotschaft, sondern eine Freudenbotschaft, vorausgesetzt, dass wir die Gnade Gottes nicht zurückweisen, vorausgesetzt, dass wir wachen und beten. Das Sterben der vergänglichen Welt ist die Geburtsstunde des vollendeten Gottesreiches. Auf dem Evangelium auch des heutigen Sonntags liegt der Glanz der Ewigkeit. Amen.

PREDIGT ZUM 32. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 12. NOVEMBER  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WAHRLICH, ICH SAGE EUCH, DIESE ARME WITWE HAT MEHR  
HINEINGELEGT

IN DEN OPFERKASTEN ALS ALLE ANDEREN“

Was der menschgewordene Sohn Gottes in seinen Erdentagen immer wieder an den

Schriftgelehrten, die zum größten Teil der religiösen Partei der Pharisäer angehörten, tadelt, das ist ihr Missbrauch der Religion. Sie tun so, als meinten sie Gott, in Wirklichkeit aber meinen sie sich selbst. Sie erwecken den Anschein, als verehrten sie Gott, in Wirklichkeit suchen sie ihre eigene Ehre. Ihre Frömmigkeit steht ganz im Dienst ihrer persönlichen Interessen, ohne dass sie es freilich zugeben, im Dienste ihrer Eitelkeit und ihrer Ehre bei den Menschen.

\*

Es geht immer um das gleiche Thema, wenn Jesus sich mit den pharisäischen Schriftgelehrten auseinandersetzt. Sie machen ein Geschäft mit der Religion. Sie beuten die Religion aus, materiell, vor allem aber ideell. Sie benutzen die Religion zur Selbstbestätigung. Weithin beten sie nicht zu Gott, sondern vor den Menschen. Sie stellen sich zur Schau in ihren religiösen Akten. Ihre Frömmigkeit ist weniger Ausdruck ihrer Begegnung mit Gott oder ihres Weges zu Gott als ein Mittel, Anerkennung und Bewunderung bei den Menschen zu finden und die ersten Plätze einnehmen zu können. So werden das Gebet und der Gottesdienst und auch die äußere Gerechtigkeit bei ihnen zu einer Lüge, zu einem frommen Theater. Sie täuschen die Menschen, ja, sie versuchen, auch Gott zu täuschen.

In diesem Versuch reichen sich die Dummheit und die Bosheit die Hand. Etwas von Dummheit ist in jeder Sünde, keine Sünde ist nur böse, keine Sünde ist nur Bosheit. Bei dem grotesken Versuch, Gott zu belügen, da wird diese Kombination besonders offenkundig.

Menschen lassen sich täuschen, sie lassen sich belügen, und oftmals wollen sie es auch, weil sie vor der Wahrheit flüchten, weil sie ihr nicht ins Angesicht

schauen wollen. Das ist anders bei Gott.

Während wir oft der Außenseite den Vorzug geben und vor der Fassade stehen bleiben, sieht Gott durch die Fassade hindurch, und zwar immer. Er liest in unserem Innern wie in einem aufgeschlagenen Buch. Er sieht auf den Grund unserer Seele. Sein Blick ist allumfassend, und er durchdringt alles. Sein Urteil ist unbestechlich und allein gültig, immer. Vor ihm entscheidet über den Wert eines Menschen dessen innere Größe. Manche Sterne sieht nur Gott leuchten, aber seinen Augen sind auch manche Abgründe erkennbar, die menschlichen Augen verborgen bleiben. Daher ist sein Urteil manchmal härter als das Urteil der Menschen, manchmal aber auch nachsichtiger als das Unsere. Er sieht eben auf den Grund unserer Seele.

Der Nährboden der religiösen Veräußerlichung ist unser schwacher Glaube, aber auch unsere mangelnde Wahrheitsliebe. Hätten die Pharisäer einen lebendigeren und stärkeren Glauben gehabt und sich entschieden um die Tugend der Wahrhaftigkeit bemüht, wären sie der schleichenden Selbsttäuschung nicht so leicht erlegen. Und wenn sie demütig geblieben wären und sich die Bereitschaft bewahrt hätten, sich korrigieren zu lassen, dann hätten sie sich bekehrt.

Sicherlich haben es nicht wenige von ihnen getan, nicht wenige von ihnen sind zur Einsicht gekommen. Dafür gibt es viele Anhaltspunkte in den Evangelien. Und manchmal dauert der Prozess der Bekehrung auch lange, Jahre und Jahrzehnte. Es gibt nämlich nichts Komplizierteres und Unzugänglicheres als das menschliche Herz.

Im Übrigen gab es auch Aufrichtige unter ihnen, solche, für die die absolute

Ehrlichkeit das oberste Gesetz war. Zwei kennen wir mit Namen, sie begegnen uns in der Leidensgeschichte Jesu, Joseph von Arimathäa und Nikodemus. Ein Weiterer begegnete uns am vergangenen Sonntag im Evangelium. Jesus erklärte ihm: „Du bist nicht weit entfernt vom Reich Gottes“.

\*

Missbrauch der Religion zur Selbstdarstellung, In-Dienst-Nahme Gottes und seines Wortes für die eigenen Interessen, der Versuch, Gott zu täuschen, das ist ein Thema, auf das Jesus immer wieder zurückkommt. Das betrifft aber nicht nur die Pharisäer von einst, sondern uns alle. Auch heute und gerade heute ist das verbreitet bei Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen in der Kirche, bei Priestern und Laien.

Die Versuchung zur religiösen Veräußerlichung und Oberflächlichkeit, die Versuchung, die Religion in den Dienst vordergründiger persönlicher Interessen zu stellen, ist auch die Unsrige. Davon darf sich niemand frei sprechen. Vor dieser Versuchung ist niemand sicher.

Dabei wirkt der Missbrauch der Religion aber als großes Ärgernis, wo immer er durchschaut wird von den Menschen. Er schadet der Kirche und ihrer Botschaft ungeheuer.

Gott weiß es, was alles sich abspielt in der Kirche unter dem Deckmantel der Frömmigkeit und des Apostolates. Mit dem Heiligen zu sündigen, das ist schlimmer, als wenn man dagegen sündigt, weil man so Gott, die Menschen und sich selbst belügt. Jesus fordert letzte Sachlichkeit, absolute Ehrlichkeit. Er betont, dass

das Entscheidende vor Gott die innere Gesinnung ist. Dieser Gedanke wird schon im Alten Testament vorbereitet, wenn die inneren Sünden gegen die Keuschheit und gegen das Eigentum des Nächsten im 9. und 10. Gebot auf eine Stufe gestellt werden mit den Sünden der Tat.

Die langen Gebete und die äußeren Taten allein zählen nicht vor Gott, sie sind notwendig, aber sie erhalten ihren Wert erst durch die innere Einstellung. Darum ist der innere Einsatz für Gott und für die Kirche immer wichtiger als der äußere.

Was unsere Gesinnung angeht, verlangt Gott nicht mehr und nicht weniger von uns als den Geist des selbstlosen Dienens, als den Geist der großmütigen Hingabe. Das gilt für jedes Opfer, das gilt für jeden apostolischen Einsatz.

Der instrumentalisierten Frömmigkeit der Pharisäer wird im Evangelium des heutigen Sonntags die Ehrlichkeit und Demut der armen Witwe gegenübergestellt. Sie wird hier zum Symbol der Aufrichtigkeit und der Lauterkeit der Gesinnung.

\*

Für uns folgt daraus zweierlei: Das Bemühen um den Geist der Demut - in Psalm 113 heißt es: „Nicht uns, sondern deinem Namen, o Herr, gib die Ehre“ (Ps 113, 9) -, also für uns folgt daraus das Bemühen um den Geist der Demut und das Bemühen um absolute Ehrlichkeit.

Auf die Gesinnung kommt es an. Das unterstreicht der zweite Teil unseres Evangeliums mit Nachdruck. Wichtiger als die Gabe ist der Geist, in dem wir

geben. Unsere Gebete und unsere Werke sind wertlos vor Gott, wenn ihnen die rechte Gesinnung fehlt. Ihr Fundament ist die Tugend der Wahrhaftigkeit.

Das Evangelium des heutigen Sonntags fordert von uns die Verinnerlichung unserer religiösen Übungen und die Beseelung all unseren Tuns. Unsere Selbstverwirklichung muss sich im Dienst vollziehen, im Dienst vor Gott und den Menschen im Geist der Hingabe. Amen.

PREDIGT ZUM 31. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 5. NOVEMBER  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„HÖRE ISRAEL: DU SOLLST DEN HERRN, DEINEN GOTT, AUS GANZEM HERZEN,  
AUS GANZER

SEELE UND MIT ALL DEINER KRAFT LIEBEN“

Der Schriftgelehrte erhält ein großes Lob im Evangelium des heutigen Sonntags:

Wenn du so denkst und handelst, „dann bist du nicht weit entfernt vom Reich Gottes“. Du bist nicht weit entfernt vom Reich Gottes, das heißt: Du wirst das Reich Gottes in seiner Vollendung nicht verfehlen, wenn du auf diesem Wege weitergehst. Jesus hat offenkundig den Eindruck gewonnen, dass dieser Mann sich ehrlich und aufrichtig bemüht, Gott und den Nächsten zu lieben.

Das Lob Jesu an die Adresse des Schriftgelehrten ist eine Weisung für uns. Sie besagt: Wir erreichen das Ziel, zu dem Gott uns berufen hat, wenn wir uns bemühen, Gott und den Nächsten zu lieben, nicht aber erreichen wir es, wenn wir

uns nicht darum bemühen. Das ist die Kehrseite, die wir nicht ausklammern dürfen.

Wenn heute gesagt wird: Alle gelangen zur Vollendung im Reich Gottes, weil es auf das Tun des Menschen nicht ankommt, stellt das die Botschaft Jesu auf den Kopf, macht es sie überflüssig und löst es sie auf. Allein, wer das Doppelgebot der Gottesund Nächstenliebe zur Grundlage seines Lebens macht, darauf kommt es an, der braucht sich nicht zu fürchten, sein Leben ist in Gott geborgen, und er gelangt zur ewigen Gemeinschaft mit Gott.

\*

Von dem Doppelgebot der Gottesund Nächstenliebe spricht man heute zwar viel, als Lebensmaxime aber spielt es im Allgemeinen keine besondere Rolle. Zudem wird es noch oftmals verzerrt und auf seine zweite Hälfte verkürzt. Nicht selten heißt es heute: Die Religion und der Glaube spielen keine Rolle, auf die Nächstenliebe kommt es an oder auf die Mitmenschlichkeit oder auf die Humanität: Das, was uns als Christen qualifiziert, das ist die humane Gesinnung, das ist das mitmenschliche Verhalten. Dabei spricht man heute gern statt von der Nächstenliebe von der Mitmenschlichkeit oder von der Humanität. Schon das ist falsch, die Nächstenliebe meint etwas anderes als Mitmenschlichkeit und Humanität.

Die Nächstenliebe, die Jesus im Doppelgebot der Gottesund Nächstenliebe meint, richtet sich auf den Nächsten. Der Nächste aber ist, wie es das Wort zum Ausdruck bringt, der, der mir nahe ist, der mir näher ist als die anderen mir nahe sind, der mir unmittelbar begegnet, der mir, um es biblisch auszudrücken, als der begegnet, "der unter die Räuber gefallen ist" (Lk 10, 30). Ihm muss mein

Wohlwollen gehören, ihm muss ich helfen und beistehen, und ihn muss ich gegebenenfalls in Liebe ertragen. Je näher er mir steht, je mehr er auf meine Hilfe angewiesen ist, umso mehr fordert er meine Liebe und mein Wohlwollen heraus. Sekundär folgt daraus die Mitmenschlichkeit, die humane Gesinnung, die sich auch auf die ferner Stehenden, ja, auf alle Menschen bezieht, die bemüht ist, allen zu helfen und allen Gerechtigkeit zu verschaffen. Ihre letzte Begründung findet sie, nicht anders als die Nächstenliebe, in der Tatsache, dass alle Menschen Bilder und Gleichnisse Gottes sind und dass sie alle durch den menschengewordenen Sohn Gottes erlöst wurden.

Die Mitmenschlichkeit und die Humanität sind weniger verbindlich als die Nächstenliebe, sie fordern uns nicht so unmittelbar wie die Nächstenliebe. Mit den uns ferner Stehenden ist es für gewöhnlich leichter auszukommen als mit den uns nahe Stehenden. Zudem ist es weniger schwer, eine Spende zu geben für den Hunger in der Welt und die Gerechtigkeit für alle zu beschwören, als gut zu sein zu den Menschen, mit denen wir täglich zusammen sind, zumal wenn diese nicht gut sind zu uns.

Im Zusammenhang mit der Mitmenschlichkeit und auch im Zusammenhang mit der Nächstenliebe sagt man heute gern: Menschendienst ist Gottesdienst. Oder man erklärt: Wer den Nächsten liebt oder wer die Menschen allgemein liebt und Gerechtigkeit für alle anstrebt, der liebt Gott, um sich damit vom Gebet und von der Gottesverehrung zu dispensieren. Nicht selten liegt einer solchen Einstellung die moderne Glaubensunsicherheit oder gar der moderne sich ausbreitende Unglaube zugrunde. Da setzt man dann sein ganzes Vertrauen auf das, was man sieht, und behält von dem geschwächten oder verlorenen Glauben nur diese eine Forderung bei, dass man gut sein muss zu den Menschen.

Dann fragt sich jedoch, warum man gut sein soll zu den Menschen? Die Nächstenliebe und auch die Mitmenschlichkeit, das eine wie das andere findet erst eine wirkliche Begründung in der Gottesliebe. Die Menschen sind nicht in sich liebenswürdig, einige, ja, aber beileibe nicht alle, wohl aber tragen alle den Widerschein des Göttlichen in sich, und zwar mehr als die übrige Schöpfung, und das macht sie liebenswürdig. Zudem ist Christus für alle gestorben. Ohne Gott kann man nur seine Freunde lieben oder die, die es werden könnten, aber das ist ja gerade nicht gemeint mit dem Gebot der Nächstenliebe und auch nicht mit der Mitmenschlichkeit. Zur Gottesliebe gehört es, dass wir auch die Werke Gottes lieben. Damit werden die Nächstenliebe und die allgemeine Menschenliebe zu einem Sonderfall unserer Liebe zur Welt, die Gott geschaffen hat, unserer Liebe zu den sichtbaren Dingen.

Erst in der Gottesliebe findet die Nächstenliebe ein tragfähiges Fundament. Damit werden die Nächstenliebe, die tathaft sein muss, und die aus ihr hervorgehende Mitmenschlichkeit zum Testfall der Gottesliebe. Wer aber wirklich den unsichtbaren Gott liebt, wer ihm vertraut und die Gemeinschaft mit ihm sucht im Gebet, der muss auch seine Werke lieben, vor allem sein Meisterwerk, den Menschen. Alle Menschenliebe verliert ihr Fundament und kann darum nicht von Dauer sein, wenn sie nicht um Gottes willen geübt wird.

Die Nächstenliebe hat ihren Ort im Alltag, in der Familie und am Arbeitsplatz, in der Freizeit und im Geschäftsleben. Bei ihr aber beginnt die Mitmenschlichkeit, die gleichsam eine Ausweitung der Nächstenliebe ist. In ihr hat sie ihr eigentliches Fundament.

Es ist zweierlei: Von der Tugend zu reden und sie zu üben. Leider bemerken wir oft nicht den Abgrund zwischen unserem Reden und unserem Tun. Es ist leichter, die Fehler der anderen zu sehen als die eigenen.

Den Nächsten zu lieben, das ist im Allgemeinen nicht leicht, leichter ist es immer noch, den Fernsten zu lieben, den, den man nicht sieht. In der Konsequenz ist jedoch das Eine wie das Andere schwer, es sei denn, es geschieht um Gottes willen, aus Liebe zu Gott und in der Kraft der Gnade Gottes.

Nur selten sind die Nächstenliebe und die Mitmenschlichkeit von Dauer, wenn sie Gott ausklammern.

Das Christentum ist nicht die Religion der Nächstenliebe, wie es immer wieder gesagt wird, sondern der Gottesliebe. Dem muss man freilich hinzufügen, dass sich die Gottesliebe erst in der Nächstenliebe als echt erweist, dass die Gottesliebe ohne die Nächstenliebe Selbstbetrug ist und letzten Endes eine Verhöhnung Gottes darstellt.

Die Nächstenliebe beinhaltet in erster Linie das Seelenheil des Nächsten. Das oberste Ziel der Sorge um den Menschen muss dessen ewiges Heil sein. Bei der Nächstenliebe muss die Sorge um die Ewigkeit des Nächsten im Vordergrund stehen. Diese wirksam werden zu lassen, ist indessen nicht immer leicht. In jedem Fall verlangt die Nächstenliebe von uns, dass wir dem Nächsten kein Ärgernis geben, dass wir ihm mit gutem Beispiel vorangehen und dass wir sein ewiges Heil zu einem Anliegen unserer Gebete machen.

Auf ein verbreitetes Missverständnis sei noch kurz eingegangen in diesem

Zusammenhang. Des Öfteren sagt man heute, im Doppelgebot der Gottesund Nächstenliebe heiße es, man solle seinen Nächsten wie sich selbst lieben, das aber bedeute, dass man sich zuerst einmal selber lieben müsse, damit man einen Maßstab für die Nächstenliebe habe, und niemand brauche den Nächsten mehr zu lieben als sich selbst.

Würde diese Überlegung richtig sein, könnte man unter Umständen von dem Gebot der Nächstenliebe befreit sein, nämlich dann, wenn man sich selber hassen würde. Das gibt es in der Tat. Davon aber kann keine Rede sein bei der Nächstenliebe, wie Jesus sie versteht. Wenn er die Nächstenliebe mit der Selbstliebe vergleicht, will er etwas anderes sagen, nämlich das: So wie der Mensch sich selber liebt, ohne sich besonders anzustrengen - die Selbstliebe gehört zu seiner Natur -, so soll er sich bemühen, den Nächsten zu lieben. Diese Liebe darf aber nicht durch die Selbstliebe begrenzt werden. Im Gegenteil, grenzenlos muss sie sein. Im Verständnis Jesu muss der Mensch um der Nächstenliebe willen unter Umständen sein Leben hingeben, wie er selber es getan hat. In der Nächstenliebe, die aus der Gottesliebe hervorgeht, geht es um selbstlose Liebe, um eine Liebe, die nicht zählt und rechnet. Das Maß der Nächstenliebe, wie Gott sie von uns erwartet, ist die Maßlosigkeit. Die Maßlosigkeit ist gegen den Willen Gottes und gegen die menschliche Natur. Allein in der Liebe ist sie gerechtfertigt, in der Liebe zu Gott wie auch in der Liebe zum Nächsten. Da ist sie gerechtfertigt und gar gefordert.

\*

Das Doppelgebot der Gottesund Nächstenliebe ist das erste Gebot, das Hauptgebot. Wie eine Klammer fügt es alle anderen Gebote Gottes zusammen. Wenn sie recht

verstanden werden, sind sie nichts anderes als eine Ausprägung dieses Doppelgebotes, als seine konkrete Anwendung und Ausformung. Diesen Gedanken entfaltet der heilige Paulus im Hohenlied der Liebe im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes.

Das Doppelgebot der Gottesund Nächstenliebe ist gleichsam ein einziges, wengleich die Gottesliebe den Vorrang hat, sofern sie die Bedingung ist für die Nächstenliebe, objektiv wie auch subjektiv.

Die Nächstenliebe und auch die Mitmenschlichkeit, sie finden ihre Begründung in der Gottesliebe, und die Gottesliebe ermöglicht sie auch erst, jedenfalls in der Regel und auf die Dauer. Und sie richten sich, christlich verstanden, auf das irdische und auf das ewige Heil des Menschen. Amen.

PREDIGT ZUM ALLERHEILIGENFEST, GEHALTEN AM 1. NOVEMBER 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ICH SAH EINE GROSSE SCHAR, DIE NIEMAND ZÄHLEN KONNTE, SIE KAMEN  
AUS ALLEN

NATIONEN, STÄMMEN, VÖLKERN UND SPRACHEN UND WAREN  
ANGETAN MIT WEISSEN GEWÄNDERN“

Ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten ist der, dass die Katholiken die Heiligen verehren, während die Protestanten die Verehrung der Heiligen ablehnen. Sie sehen in der Heiligenverehrung der Katholiken menschliche Selbstgerechtigkeit und eine Schmälerung und Verkürzung der Ehre Gottes. Vielfach sehen sie darin gar so etwas wie Aberglauben und Rückfall ins Heidentum. Sie leugnen nicht, dass es Heilige gibt. Heilige sind für sie alle,

die im Glauben an Christus gestorben sind, unabhängig von ihren Werken, unabhängig davon, wie sie gelebt haben. Dabei gehen sie allerdings vielfach auch davon aus, dass die, die im Glauben an Christus gestorben sind, zur Anschauung Gottes erst am Jüngsten Tage kommen werden, nach der Auferstehung der Toten, dass sie inzwischen im Todesschlaf liegen oder im Denken Gottes fortexistieren, wenn sie nicht gar behaupten, die Auferstehung der Toten habe schon stattgefunden oder sie ereigne sich jeweils in der Erfahrung des individuellen Todes.

Wie sie auch über die Heiligen denken, die Protestanten, immer vertreten sie die Meinung, dass man die Heiligen nicht verehren oder gar anrufen darf. Und zwar schon deshalb nicht, weil sie der Meinung sind, die Heiligen hätten allein durch die Gnade Gottes die Vollendung gefunden und es könne und dürfe außer dem einen Mittler Jesus Christus keine Mittler zwischen Gott und dem Menschen geben.

Auch wir rühmen die Gnade Gottes in den Heiligen, übersehen dabei jedoch nicht, dass die Heiligen in ihrem Erdenleben mit der Gnade Gottes mitgewirkt haben, dass sie so Verdienste vor Gott erworben haben und dass sie uns daher zeigen, wie wir es machen müssen, wenn wir sicher ans Ziel gelangen wollen.

Und sie können für uns eintreten bei Gott, weil ihre Seele lebt und bei Gott ist und weil wir mit ihnen und sie mit uns verbunden bleiben über das Grab hinaus.

Die triumphierende Kirche und die streitende Kirche, die Heiligen des Himmels und wir, die wir noch auf der Erde leben, wir bilden zusammen eine Gemeinschaft vor Gott. Zu dieser Gemeinschaft gehört dann noch die leidende Kirche dazu, das sind die Seelen jener Verstorbenen, die noch dem Prozess der Läuterung unterliegen. Zu ihnen wird zunächst die größere Zahl der Vollendeten gehören.

Wir sind eine einzige große Gemeinschaft: die Gläubigen auf Erden, die streitende Kirche, die Armen Seelen im Fegfeuer, die leidende Kirche, und die Seligen des Himmels, die triumphierende Kirche.

Wie in jeder Gemeinschaft, so kann auch in dieser Gemeinschaft einer für den anderen eintreten. Der Gedanke unserer Verbundenheit mit den Seelen der Verstorbenen, die noch der Läuterung unterliegen, und den Seelen der Vollendeten im Himmel schenkt uns, wenn wir ihn recht bedenken, wenn wir ihn wirklich realisieren, Geborgenheit in der Verlassenheit und Geduld in den Leiden und Starkmut in den Widrigkeiten des Lebens.

Wenn wir uns mit der leidenden und mit der triumphierenden Kirche verbunden wissen, dann sind wir nicht allein, auch wenn niemand bei uns ist oder wenn wir uns einsam fühlen oder wenn wir keinen Menschen haben, der uns nahe steht.

\*

Die Verehrung der Heiligen ist ein Wesensmerkmal des Katholischen. Fast jeden Tag, das ganze Jahr hindurch, wird das Gedächtnis eines Heiligen oder gar mehrerer Heiliger begangen. Der Heiligenkalender der Kirche ist umfangreich. An einem Tag wird dazu noch einmal das Gedächtnis aller Heiligen begangen. Das ist heute. Wir gedenken an diesem Tag der vielen Heiligen, die kein eigenes Fest haben. Das ist die große Zahl der namenlosen Heiligen, deren Leben vergessen ist oder von deren Heiligkeit nur wenige wissen, deren Heiligkeit zwar nicht durch die Kirche, aber durch Gott anerkannt ist und die Gott schauen dürfen eine ganze Ewigkeit lang.

Dazu gehören auch jene, die nach ihrer Läuterung zur Vollendung gelangt sind, viele von unseren Vorfahren, viele, die wir im Leben gekannt haben oder mit denen wir gar verbunden gewesen sind. Was sie alle eint, die großen Heiligen, deren Namen wir kennen, und die namenlosen, die unbekanntten Heiligen, derer wir am heutigen Tag vor allem gedenken, das ist, dass sie „aus der großen Drangsal kommen und dass sie ihre Kleider im Blut des Lammes gewaschen haben“, so sagt es die Lesung des heutigen Festtags.

Es sind nicht wenige, die heute gegen die Verehrung der Heiligen reden, und viele pflegen sie nicht mehr. Ja, selbst in der Verkündigung der Kirche wird sie nicht selten vernachlässigt, die Heiligenverehrung. Das geschieht aus religiöser Gleichgültigkeit oder aus Rücksicht auf das ökumenische Gespräch oder auch aus der vermeintlichen Sorge um die Ehre Gottes.

Allein, die Verehrung der Heiligen gehört zur Kirche Christi von Anfang an, von Anfang an ist sie in ihr ein wesentliches Element der Gottesverehrung. Schon im ersten Jahrhundert wurden die Märtyrer und die Frommen verehrt nach ihrem Tod, verehrte man Gott in der Verehrung der Heiligen. Man dankte Gott für sie, man pries sie in Hymnen und Gebeten und rief sie an um ihre Fürsprache. Später hat man die Frommen, die vorbildlich gelebt hatten, offiziell zur Ehre der Altäre - so sagte man - erhoben oder selig und heilig gesprochen.

Im Leben der Heiligen erkennen wir den Weg, den wir gehen müssen, um in die himmlische Heimat zu gelangen. In den Heiligen hat das Evangelium eine lebendige Gestalt angenommen. Was sie einst waren, das sind wir heute, und was sie heute sind, das sollen wir morgen sein. Wie sie sich gestern bewährt haben, so sollen

wir uns heute bewähren in einem Leben aus dem Glauben.

Die Vollendeten erinnern uns daran, dass unser Leben ein Pilgerweg ist und dass wir Fremdlinge sind in dieser Welt. Zum Pilgerdasein aber gehört die Mühsal des Weges, gehören die Gefährdungen des Unterwegsseins, Gefährdungen innerer und äußerer Art, zu ihm gehören Anfechtungen und Versuchungen.

Der Pilger muss beständig sein unbeirrt muss er das Ziel seines Weges im Auge behalten. Er darf nicht die Fremde mit der Heimat verwechseln, er darf sich nicht so verhalten, als sei er schon lange am Ziel.

Eine bestimmte Art von religiöser Literatur schildert die Heiligen als außergewöhnliche Menschen, unerreichbar für den gewöhnlichen Menschen und fern von ihm. Es gibt solche Heilige, aber die meisten von ihnen sind anders gewesen. Sie wurden Heilige im normalen Leben des Alltags. Sie lebten das gewöhnliche Leben der Menschen, das taten sie jedoch in einer außergewöhnlichen Weise.

Die Mitte ihres Lebens war die Gottes- und Nächstenliebe, und rückhaltlos war ihre Hingabe an Gott und an seinen heiligen Willen.

In diesem Geist stellten sie ihr Leben in den Dienst an ihren Mitmenschen, stets bedacht auf deren leibliches und seelisches Wohl. In diesem Geist konnten sie selbstlos sein, auf die Annehmlichkeiten des Lebens verzichten, ihre Krankheiten und Leiden geduldig ertragen und sich mit den Enttäuschungen des Lebens abfinden.

In allen Fällen stand das Kreuz über ihrem Leben. Sie sind mit Christus den Kreuzweg gegangen in ihrem Leben. „Der Jünger ist nicht über dem Meister“ (Mt 10,

24; Lk 6, 40), so hatte Christus es vorausgesagt. Ihr Leben war bestimmt durch das Kreuz, aber gleichzeitig war es getragen von einem tiefen inneren Frieden, von jener heiteren Gelassenheit, die denen zuteil wird, die ihre Hoffnung auf die Ewigkeit setzen und in allem ihrem Gewissen folgen, dem Echo der Stimme Gottes.

Sie litten unter dem Neid, unter der Treulosigkeit, unter dem Misstrauen und unter dem Hochmut der Menschen. Zuweilen haben sie sich auch selber davon anstecken lassen. In wem schlummert nicht der alte Adam? Sie haben sich dann aber bald wieder aufgerafft, sich verdemütigt und die Vergebung im Sakrament gesucht und ein neues Leben begonnen.

In aller Anfechtung waren die Heiligen bemüht, die Herrschaft des Geistes über die Begierden des Fleisches zu bewahren. Sie gaben der Wahrheit und der Gerechtigkeit die Ehre. Sie sind nicht mit der Masse gelaufen, sie sind nicht dem Zeitgeist nachgerannt. Eigenständige Menschen sind sie gewesen. Und sie waren standhaft und beharrlich.

Dabei war ihr Lebenslauf äußerlich so verschieden, wie die Lebensverhältnisse der Menschen nur verschieden sein können. Sie starben in der Jugend oder gar als Kinder, als Erwachsene auf der Höhe des Lebens oder im Greisenalter, plötzlich oder nach langem Krankenlager. Wir finden sie in allen Berufen und Stellungen. Die Lesung spricht von der großen Schar, „die niemand zählen konnte, aus allen Nationen, Stämmen, Völkern und Sprachen“.

Die Heiligen, die wir nachahmen dürfen, sind gleichzeitig unsere Fürsprecher. Das ist möglich, weil sie bei Gott sind und weil sie zu uns gehören. Und Gott will es, dass wir sie anrufen.

\*

In der Verehrung der Heiligen erkennen wir unseren Weg, den Weg, den wir gehen müssen, wenn wir das jenseitige Ziel erreichen wollen. Darin finden wir die Gemeinschaft mit denen, die uns vorausgegangen sind in die himmlische Heimat und die uns zur Hilfe kommen können mit ihrem Gebet. Darin erlangen wir Mut und Geduld in den Widrigkeiten des Alltags. Die Heiligenverehrung verleiht der katholischen Frömmigkeit Farbe und Wärme. Dabei gilt, dass wir auch jene Heiligen verehren und anrufen dürfen, die nicht im Heiligenkalender verzeichnet sind. Nicht nur den vollendeten Heiligen können wir so unsere Liebe erweisen, und wir können so nicht nur ihre Liebe empfangen, auch mit den noch unvollendeten Verstorbenen, die wir als die Armen Seelen bezeichnen, können wir, wenn sie uns auf Erden nahe gestanden haben, in Liebe verbunden sein, über das Grab hinaus. Wir können für ihre Vollendung beten und ihnen so zu Hilfe kommen dank der Gemeinschaft der Heiligen, die wir im Credo bekennen. Darüber hinaus können wir sie, die Armen Seelen, gar um ihre Fürsprache anrufen für uns, in unseren Anliegen. So können nicht nur wir ihnen beistehen, auch sie können uns beistehen. Amen.

PREDIGT ZUM 30. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 29. OKTOBER  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

“VATER, HEILIGE SIE IN DER WAHRHEIT, DEIN WORT IST WAHRHEIT“

Das Gottesvolk des Alten Testaments hat in seiner mehr als tausendjährigen Geschichte immer wieder die Liebe und Treue Gottes erfahren. Dennoch hat es sich immer neu von den Wegen Gottes losgesagt. Immer wieder passte es sich dem Unglauben und der Götzenverehrung, der Unsittlichkeit und den Ausschweifungen seiner Umgebung an. Und immer wieder war es so, dass man im Wohlstand nur an sich dachte, dass man weder Gott dankte noch denen half, die nichts hatten, den Hilfsbedürftigen und den Fremden.

Gott aber sandte seinem Volk immer wieder Propheten als Wegweiser und Mahner. Sie sollten ihm das Strafgericht Gottes androhen, um es zur Umkehr zu bewegen. Das war kein leichtes Geschäft, eine sehr unangenehme Aufgabe war das. Die Propheten wurden als Quälgeister, als Spielverderber, wenn nicht gar als Spinner angesehen. Sie wurden verfolgt, und einige von ihnen mussten die gewissenhafte Erfüllung des göttlichen Auftrags mit dem Tode büßen. Mehr als ein Prophet wurde in Israel umgebracht. Jesus klagt einmal darüber, wie uns der Matthäus-Evangelist berichtet, mit den Worten: „Jerusalem, Jerusalem, du mordest deine Propheten ...“ (Mt 23, 37). In jedem Fall mussten die Propheten in Israel Entbehrungen und Opfer auf sich nehmen, waren sie Außenseiter im wahrsten Sinne des Wortes. Isoliert von den Menschen und einsam mit Gott, ihrem Auftraggeber, gingen sie ihren Weg.

Einer von ihnen war Jeremia. Die Lesung des heutigen Sonntags berichtet über sein Werk. Er lebte am Ende des 7. vorchristlichen Jahrhunderts. Über sein Leben und sein Wirken erfahren wir nicht wenig im Alten Testament. Ein ganzes Buch berichtet darüber.

Jeremia hatte um seiner Aufgabe willen auf Ehe und Familie verzichtet. Alle irdische Lebenserfüllung und alle irdische Lebensfreude hatte er für gering

erachtet, um sich ganz seiner Berufung widmen zu können. Dabei wurden ihm die Misserfolge seiner Verkündigung und wurde ihm all das, was seine Landsleute ihm antaten, immer wieder zu einer schier unerträglichen Last. Mehr als einmal war er der Verzweiflung nahe, aber Gott nahm ihn immer wieder an die Hand und tröstete ihn und sprach ihm neuen Mut zu.

Jeremia predigte im ausgehenden 7. vorchristlichen Jahrhundert den Untergang der heiligen Stadt Jerusalem und die Verschleppung des auserwählten Volkes nach Babylon, er sagte ihm das Gericht Gottes an, wenn es sich nicht von seinen schändlichen Wegen bekehren werde. Das Volk hörte aber nicht auf ihn, daher trat das, was er verkündet hatte, ein. Das war im Jahre 583 vor Christus. Furchtbares Leid kam über das verstockte Volk. In der Fremde ging es jedoch in sich. Was Worte nicht vermocht hatten, das vermochte das Strafgericht Gottes. Daher konnten die Überlebenden fünf Jahrzehnte später wieder heimkehren und einen neuen Anfang machen.

Ähnliches wiederholte sich oft in der Geschichte Israels, wenn auch nicht immer so dramatisch wie im Fall des Babylonischen Exils: Gott strafte das Volk, weil es sich von ihm abgewandt hatte, es kehrte zu ihm zurück, und er erwies ihm aufs Neue seine Barmherzigkeit. Aber dann war die Umkehr des Volkes nicht von Dauer.

\*

Nicht viel anders ist es bei uns, dem neutestamentlichen Gottesvolk. Wir sind nicht klüger und nicht besser als das Volk Israel. Auch wir lernen nicht aus dem Auf und Ab der Geschichte, nicht wirklich, oder nur sehr selten und individuell. Das Ab könnte vermieden werden, wenn wir hören würden und wenn wir nicht allzu

oft mit der Blindheit des Geistes geschlagen wären.

Auch zu uns schickt Gott immer wieder seine Propheten. Gewiss sind sie heute nicht sehr zahlreich, jene Propheten, die die Last der Wegweisung und Mahnung auf sich nehmen und den Menschen nicht nach dem Munde reden. Zahlreicher sind die Scheinpropheten, das Alte Testament spricht von den Hofpropheten, die jene, die ihnen vertrauen, ins Verderben führen.

Die Worte, die an uns herangetragen werden, sind Legion. Dabei leben wir tatsächlich in einer Welt der Lüge. Nichts prägt unsere Welt so sehr wie Täuschung und Irreführung. Leider gilt das nicht nur im profanen Raum.

In Verkennung des „aggiornamento“ des Zweiten Vatikanischen Konzils läuft die Kirche heute dem Zeitgeist hinterher wie nie zuvor.

Nicht selten lassen sich auch die Hirten betören. Der Leidenschaft für die Wahrheit ist vielfach ein simpler Pragmatismus gewichen. Jesus betete einst: „Vater, Heilige sie in der Wahrheit, dein Wort ist Wahrheit“ (Joh 17, 17).

Dass die Propheten nicht schweigen, das ist eine Schicksalsfrage für uns alle, daran erinnert uns die Lesung dieser Messfeier. Und sie erinnert uns daran, dass wir die Propheten unterstützen müssen, damit das Unheil von uns abgewendet wird. Das ist eine erste Mahnung, die uns die Geschichte von Jeremia und dem babylonischen Exil erteilt.

Eine zweite ist die, dass wir die Stimme Christi und die Stimme Gottes in seinen Propheten erkennen.

Eine dritte ist die, dass wir die falschen Propheten von den echten scheiden.

Diese Mahnung ist besonders schicksalhaft.

Christus selbst sagt uns, dass wir sie, die wahren Propheten, an ihren Früchten erkennen können, an den guten Früchten, die sie bringen. Schon im Alten Testament galten die guten Früchte als ein bedeutendes Kriterium für die echten Propheten.

Im Übrigen ist es jedoch so: Wenn wir mit Gott wirklich im Gebet verbunden bleiben, spüren wir es instinktiv, wo wir betrogen werden. Denn in die Irre geführt werden können wir nur, wenn wir uns vorher von Gott abgewandt haben. Immer wieder ist unsere Abwendung von Gott die Gelegenheit, die Chance für die falschen Propheten.

Wenn wir aber selber in die Irre geführt werden, dann neigen wir auch dazu, andere in die Irre zu führen und es den falschen Propheten gleichzutun.

Im Unterschied zu den falschen Propheten werden die echten Propheten immer Unangenehmes zu sagen haben, sie werden immer etwas von uns verlangen müssen. Das ist heute nicht anders als zur Zeit des Alten Bundes. Auch dadurch erweisen sie sich als echt.

Wir dürfen die Ausführungen zu der (ersten) Lesung des heutigen Sonntags und ihre Anwendung auf unser Leben nicht beenden, ohne noch darauf hinzuweisen, dass die gesamte Botschaft des Alten wie des Neuen Testaments dort auf den Kopf gestellt wird, wo immer man uns sagt, wie es allzu oft geschieht: Gott nimmt uns so an, wie wir sind. Keineswegs ist das so. Gott nimmt uns nur dann an, wenn wir uns

bekehren und wenn wir aus der Bekehrung heraus leben. Gott belohnt das Gute, und er bestraft das Böse.

Wir müssen heute auf der Hut sein, dass das Evangelium und die Kirche nicht durch die „sanfte Verschwörung des Wassermannes“ unterwandert werden. Da wird das Thema der falschen Propheten ganz konkret. Allein, die Unterwanderung des Evangeliums und der Kirche geschieht nicht nur hier. Auf jeden Fall ist der Arm des New Age nicht kurz. Das sollten wir wohl bedenken.

\*

Wenn wir auf Gottes Propheten hören, ersparen wir uns bittere Erfahrungen. In der Regel fällt uns das Glück nicht in den Schoß. Das gilt für unser irdisches wie für unser ewiges Heil. Die Babylonische Gefangenschaft hat sich des Öfteren wiederholt, nicht nur in Israel, auch in der Geschichte der Kirche, und sie wird sich in ihr wiederholen, möglicherweise schrecklicher und grauenerregender als sie sich im sechsten vorchristlichen Jahrhundert in jenem Land zugetragen hat, das wir heute den Irak nennen, wenn wir den wahren Propheten nicht Gehör schenken.

Die echten Propheten wiegen uns nicht in Sicherheit, und sie benebeln uns nicht mit akademischen oder pseudoakademischen Höhenflügen. Sie rufen uns vielmehr auf zur Bekehrung, zur mühevollen Nachfolge des Gekreuzigten.

Mühevoll ist die Nachfolge des Gekreuzigten, aber sie ist auch beglückend, nämlich dann, wenn wir uns ganz auf sie einlassen.

Der heilige Augustinus (+ 430), der nach seiner Bekehrung hohe Gelehrsamkeit mit tiefer Frömmigkeit verbunden hat - das eine wie das andere ist heute selten geworden und erst recht die Kombination von Beidem -, der heilige Augustinus spricht in seiner Erklärung des Johannes-Evangeliums von dem freudigen Entzücken des Geistes, das dem geschenkt wird, der die Wahrheit gefunden hat, und er erklärt, das höchste Glück des Geistes sei die Erkenntnis der Wahrheit und das Glück des Geistes stehe haushoch über dem Glück des Leibes (In Joannem, 26).  
Amen.

PREDIGT ZUM 29. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN  
AM 22. OKTOBER 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WER BEI EUCH GROSS SEIN WILL, DER SEI DER DIENER ALLER“

Vor vier Wochen behandelte das Sonntags-Evangelium das gleiche Thema wie heute: die Demut des Jüngers Christi. Sie ist von besonderer Bedeutung für das christliche Leben, die Demut. Deshalb ist es angemessen, sich immer wieder an sie zu erinnern und sich an sie erinnern zu lassen. Damals, vor vier Wochen, ging es um einige Verse aus dem 9. Kapitel des Markus-Evangeliums, heute geht es um einige Verse aus dem 10. Kapitel des gleichen Evangeliums. Damals wurde uns berichtet, die Jünger hätten sich gestritten um den ersten Platz und Jesus hätte ihnen erklärt: Wer der Erste sein will, der soll der Letzte und der Diener aller sein. Heute ist die Situation ähnlich. Zwei Jünger wollen mehr sein als die anderen, und Jesus ermahnt sie alle noch einmal, dieses Mal eindringlicher, die Demut zu lieben, nicht herrschen zu wollen, sondern zu dienen, und er stellt sich

ihnen selbst als Beispiel und Vorbild hin. Er weist sie hin auf sein Leben und Wirken und vor allem auf sein Sterben.

\*

Der Stolz ist die Quelle aller Übel und aller Sünden. Er ist es, der die Menschen auch geizig und hemmungslos macht. Er ist es, der sie an die Güter der Welt bindet und sie der Versklavung an die Triebe ausliefert. Aus dem Stolz, aus dem Streben nach Macht und Ehre gehen letzten Endes alle Sünden hervor. Vor allem führt der Stolz immer wieder zur Verblendung des Geistes.

Der Stolz war auch der Hintergrund der Ursünde, der Auflehnung der ersten Menschen gegen Gott. Diese Sünde aber wiederholt sich heute unzählige Male, wo immer die Menschen nur nach ihrem eigenen Geschmack leben, sich von keinem sagen lassen, wie sie leben sollen, wo sie immer das tun, was ihnen Spaß macht, und sich nicht fragen: Was muss ich tun?, sondern: Was will ich tun?

Der Stolz ist zerstörerisch. Im Jakobus-Brief lesen wir: „Wo Ehrgeiz und Eifersucht herrschen, da gibt es Unordnung und böse Taten jeder Art“ (Jak 3, 16). Weil der Stolz, der sich auch als Hochmut und Selbstherrlichkeit darstellt, der Angelpunkt aller Sünden ist, darum legt Jesus einen solchen Wert auf die Demut, verkündet er sie nicht nur mit Worten, sondern auch durch sein Leben. „Er ward gehorsam bis zum Tod“, schreibt Paulus, „bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2, 8).

In der Werteordnung des Christentums ist dienen besser als herrschen, weil das Herrschen ein besonderes Einfallstor des Bösen ist. Damit werden jedoch nicht jene verurteilt, die Macht haben, wohl aber werden sie aufgefordert, die Macht

selbstlos gebrauchen, in der Gesinnung des demütigen Dienens und in der Verantwortung vor Gott. Denn es gibt keinen anderen Weg zum Heil für uns als den Weg des bescheidenen und selbstlosen Dienstes. Wir finden das Heil nicht in dem, was man heute Selbstverwirklichung nennt, sondern in der Hingabe an die Menschen und an unsere Aufgaben.

Der Stolz und der aus ihm hervorgehende falsche Ehrgeiz sind das Thema vieler Auseinandersetzungen, die Jesus mit den Pharisäern geführt hat. Die Pharisäer stellten die Religion in den Dienst ihres Stolzes und ihres Ehrgeizes. Sie benutzten die Religion, um sich interessant zu machen und mit ihrer Hilfe Ehrenplätze bei den Menschen zu erhalten.

Für Jesus ist der Stolz eine Verfehlung gegen die Wahrhaftigkeit, die für ihn der Kern aller Sittlichkeit ist. Die Wahrhaftigkeit rangiert für ihn noch vor der Liebe, vor der Gottes- und Nächstenliebe, denn keine Tugend wiegt für ihn vor Gott ohne die innere Lauterkeit, ohne die Reinheit der Gesinnung, ohne die Ehrlichkeit, ohne die Wahrhaftigkeit. Die Wahrhaftigkeit ist für ihn das, was in der Mathematik das Plus vor der Klammer ist, die Unwahrhaftigkeit aber ist für ihn das Minus vor der Klammer. Nicht von ungefähr nennt er sich und nennen wir ihn nicht nur den Weg und das Leben, sondern auch und vor allem die Wahrheit. Und wir nennen ihn nicht die Liebe. Deswegen nennt er sich vor Pilatus einen Zeugen der Wahrheit, um damit wohl den entscheidenden Zug seiner Sendung zum Ausdruck zu bringen. Der erste und wichtigste Ausdruck der Wahrhaftigkeit aber ist für ihn die Demut, der erste und entscheidende Ausdruck der Unwahrhaftigkeit, der Lüge, der Heuchelei, der unlauteren Gesinnung hingegen ist für ihn der Stolz, die Anmaßung, der Hochmut, die Selbstgerechtigkeit. Tatsächlich belügt der Stolze sich selbst und seine Mitmenschen und er versucht es gar, auch Gott zu belügen.

Weil die Demut für Jesus der entscheidende Ausdruck der Wahrhaftigkeit ist, darum muss sie einen zentralen Platz im Leben des Jüngers Christi haben.

In ihr erkennen wir an, dass wir klein sind vor Gott und hilfsbedürftig, dass alle Fähigkeiten und Möglichkeiten, die wir haben, uns von Gott geschenkt worden sind. Die Demut, sie meint die Anerkennung unserer Geschöpflichkeit, die Anerkennung, dass alles, was wir haben, Geschenk ist, Geschenk Gottes, das sich deshalb niemand vor Gott oder vor den Menschen erheben oder rühmen kann. Dabei sind nicht die Talente, die wir empfangen haben, maßgebend für uns vor Gott, sondern die Gesinnung ist es, in der wir mit ihnen arbeiten. So sagt es Jesus im Gleichnis von den Talenten (Mt 25, 15-30).

Es gibt zwei Zerrbilder der Demut, zwei Fehlformen, die die Demut, wie Christus sie fordert, verfälschen und in ein fragwürdiges Licht rücken. Das eine Zerrbild ist die bucklige Demut, die würdelos ist, das andere ist eine Demut, die sich zur Schau stellt. Das eine Zerrbild ist so unehrlich wie das andere. Die bucklige Demut nennt gut schlecht und macht aus weiß schwarz, die Demut, die sich zur Schau stellt, ist in Wirklichkeit eine subtile Form von Stolz, sie ist verborgener Hochmut.

Wir können es nicht leugnen, der Stolz, der Hochmut, die Arroganz und die Selbstgerechtigkeit entfalten eine ungeheure Macht in unserer Welt. Schauen wir daraufhin nur einmal jene an, denen die Macht der Medien gegeben ist: Wie viel Blasiertheit und maßlose Selbstüberhebung begegnen uns da!

Das entspricht ganz jener anderen Beobachtung, die wir immer wieder machen, dass

die Lüge zum Lebenselement vieler geworden ist und mehr als das.

Aber wir alle sind gegen diesen unchristlichen Zeitgeist nicht immun. Etwas von dem Geist der Pharisäer steckt in uns allen. Daher müssen wir uns immer wieder bewusst Gottes Größe vor Augen halten und dem demütigen Jesus nachfolgen, der uns ein Beispiel gegeben hat, der unseren Stolz durch seine freiwillige Selbsterniedrigung sühnen und uns vorangehen wollte. Wir müssen uns klar machen, dass die Ehre, die wir bei den Menschen haben, vergänglich und auch trügerisch ist und dass wir uns selbst und die Menschen belügen können, Gott aber nicht.

\*

Wenn wir der Wahrheit die Ehre geben, immer und in allem, und die Demut lieben, dann wird Gott uns einmal erhöhen. Alle Heiligen sind in den Spuren des demütigen Jesus gewandelt, in besonders beispielhafter Weise Maria, die demütige Magd des Herrn. In ihrer Person illustriert sie geradezu das Jesus-Wort: “Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden” (Mt 23, 12).

Gehen wir in Demut unseren Weg und dienen wir Gott und den Menschen, ersparen wir uns schon in diesem Leben viel Kummer und Leid. Und wenn es im Johannes-Evangelium heißt: „Die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8, 32), so gilt das auch hier. Wo wir die Wirklichkeit verfälschen und der Lüge die Ehre geben, entzweien wir uns immer neu mit uns selbst und mit den Menschen.

In der “Nachfolge Christi” des Thomas von Kempfen (+ 1471) heißt es: „Im Herzen des Demütigen wohnt der beständige Friede, im Herzen des Stolzen herrschen Unruhe und Eifersucht“ (Buch I, Kap. 7). Amen.

PREDIGT ZUM 28. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM  
15. OKTOBER 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ICH BETETE ZU GOTT, UND ER GAB MIR WEISHEIT“.

Das Thema der Lesung ist die Weisheit. Sie wird gepriesen und als wertvoller bezeichnet als alle materiellen und geistigen Güter dieser Welt. Die Lesung ist dem Buch der Weisheit entnommen, dem jüngsten Buch des Alten Testaments. Nach 150 vor Christus ist es entstanden. Das Buch der Weisheit ist ursprünglich ein Trostbuch für die frommen und vor allem für die um ihres Glaubens willen verfolgten Juden in der ägyptischen Diaspora. In der Überlieferung des Alten Testaments galt der König Salomon als der Weise schlechthin. Deshalb werden ihm, der beinahe 1000 Jahre früher gelebt hat, die Worte des Buches der Weisheit in den Mund gelegt. Das Buch appelliert an die Glieder des auserwählten Volkes, an die Machthaber und Regenten und an alle, die guten Willens sind. Sie alle sollen wie einst Salomon das Streben nach der Weisheit in die Mitte ihres Lebens stellen.

Im Buch der Weisheit werden das Wesen und das Wirken der Weisheit in der Schöpfung und ihr wunderbares Walten in der Geschichte des auserwählten Volkes beschrieben, dabei wird ihr überragender Wert mit immer neuen Worten gepriesen. Die Weisheit steht im Zentrum nicht nur des Buches der Weisheit, sie ist ein zentraler Begriff im Alten, aber auch im Neuen Testament.

Immer wieder erklärt die Heilige Schrift, dass die Weisheit die entscheidende Eigenschaft Gottes ist, ja, dass sie mit ihm identisch ist, vor allem wird sie immer wieder mit dem Messias identifiziert, und dass sie der Urheber der Schöpfungsgeschichte und der Heilsgeschichte ist.

Gleichzeitig betont die Heilige Schrift, dass sie die kostbarste Gabe ist, die Gott dem Menschen schenken kann, weil sie ihn lehrt, wer Gott ist und was er für uns getan hat und wie wir handeln müssen, damit wir vor ihm bestehen können (Weish 9).

Im Einzelnen erfahren wir in der Heiligen Schrift über die Weisheit, dass besonders die Herrscher ihrer bedürfen, also die, die eine besondere Verantwortung tragen, dass sie letztlich nur durch das Gebet erlangt werden kann, dass sie zur Gerechtigkeit hinführt, dass sie dem, der sich von ihr leiten lässt, die jenseitige Vergeltung und die selige Unsterblichkeit bringt.

Wir erfahren, dass sie wertvoller ist als Reichtum und Ehre, dass sie wertvoller ist als Besitz, Gesundheit und Schönheit, wertvoller als das Licht der Sonne, weil sie unvergänglich ist und weil sie dem, der sie zur Grundlage seines Denkens und seines Handelns macht, die ewige Seligkeit schenkt.

Wir erfahren, dass sie die zeitlichen Sorgen relativiert, weil sie uns das eine Notwendige lehrt, wie Jesus später es ausdrückt, der ganz aus dem Glauben des Alten Testaments lebt, und dass uns mit der Weisheit alles andere geschenkt wird, was wir nur erwünschen können, wenn wir geprägt sind von ihr in unserem Leben.

Weisheit ist Einsicht und Klugheit im Verständnis der Heiligen Schrift. Immer wieder heißt es im Alten Testament, in immer neuen Abwandlungen, dass die Furcht des Herrn der Anfang der Weisheit ist (Ps 110, 10; Spr 1, 7; Spr 9, 10 f).

Geistvoll erklärt der protestantische Schriftsteller Julius Langbehn (+ 1909), der im Jahre 1900 zum katholischen Glauben übergetreten ist: „Wie aller Weisheit Anfang die Furcht Gottes ist, so ist aller Weisheit Ende die Liebe Gottes“.

An zahlreichen Stellen der Heiligen Schrift wird die Weisheit gerühmt, und fortwährend heißt es da, dass sie Segen bringt, wenn nicht irdischen Reichtum und Anerkennung bei den Menschen, so doch das Wohlwollen Gottes und den Frieden der Seele, dass nur der Demütige sie finden kann (Spr 11, 2) und dass der, der sie findet, das Leben findet, das wahre Leben (Spr 8, 35).

Im Neuen Testament wird sie wiederholt mit Christus identifiziert, die Weisheit, wird sie personifiziert. Dann wieder heißt es, dass sie das Leben der Erlösten bestimmen muss.

Da heißt es dann, dass in Christus alle Schätze der Weisheit beschlossen sind (Kol 2, 3), dass das Kreuz der Inbegriff der Weisheit Christi ist (1 Kor 1, 18 f), dass sie ihrerseits Torheit ist in den Augen dieser Welt (1 Kor 1, 20 ff) und dass sie es ist, die uns Fähigkeit verleiht, die christlichen Tugenden zu üben (Jak 3, 17).

Der Kirchenvater Augustinus (+ 430) erklärt, die Weisheit bestehe in diesem Leben in der wahren Verehrung des wahren Gottes, die im künftigen Leben sichere und reife Frucht tragen solle (Ep. 155, 2.5). Und er meint, viele seien deshalb Toren geworden, weil sie sich für weise gehalten hätten“ (In Joannem 14, 3).

Und Thomas von Aquin (+ 1274) stellt fest: „Die Weisheit ist eine Vollkommenheit der menschlichen Vernunft, die sie bereit macht, in der Erkenntnis der göttlichen und menschlichen Dinge dem Antrieb des Heiligen Geistes zu folgen“ (Summa Theologiae I/II, q. 68, a. 5 ad 1).

Das Evangelium des heutigen Sonntags, dem unsere Lesung zugeordnet ist, empfiehlt die Weisheit, wenn es von den Gefahren des Reichtums und der materiellen Güter spricht, von dem Streben nach dem Besitz, von dem ungeordneten, dem ungezügelter Streben nach dem Besitz, so müssen wir sagen. Denn für Jesus ist der materielle Reichtum nicht in sich schlecht. Schlecht ist für ihn nur die Habgier, in der das Streben nach dem Besitz eskaliert, in dem es nicht mehr von der Weisheit gelenkt wird. Wenn Jesus vor dem ungeordneten Streben nach den Gütern dieser Welt warnt, so warnt er gleichzeitig vor dem ungeordneten Streben nach der Erfüllung des triebhaften Verlangens und nach der Anerkennung bei den Menschen oder nach Macht und Ehre. Drei Grundstrebungen sind es nämlich, die unser äußeres Leben bestimmen, die allzu leicht entarten und uns an die sichtbare Welt binden, die uns versklaven, wenn uns die Weisheit fehlt, jene Weisheit, die im Mittelpunkt des Alten und des Neuen Testaments steht.

Diese drei Grundstrebungen, die unser äußeres Leben bestimmen, stellen eine dreifache Versuchung dar, die grundlegend unser Leben bestimmt. Gänzlich entgegengesetzt sind ihnen die drei evangelischen Räte, die die Heilige Schrift als den Weg der Vollkommenheit bezeichnet. In ihnen verzichtet jener, dem die Gnade der Berufung und der Einsicht gegeben ist, wenn er es ernst nimmt - das muss man heute leider hinzufügen -, vollständig auf den Besitz durch das Gelöbnis der Armut, an einem bedeutsamen Punkt auf die Freuden, die das Leben bietet,

durch das Gelöbnis der Ehelosigkeit und der Jungfräulichkeit und auf die Ehre und Anerkennung und Macht bei den Menschen durch das Gelöbnis des Gehorsams. Das geschieht dann nicht deshalb, weil der Besitz schlecht wäre und weil die Annehmlichkeiten, die das Leben uns bietet, in sich schlecht wären und weil die Ehre und Anerkennung bei den Menschen und die irdische Macht und die irdischen Fähigkeiten als solche schlecht wären, sondern weil sie die Tendenz in sich tragen, uns zu überwältigen, sich gänzlich zu verselbständigen, und somit die Gefahr in sich bergen, uns zu versklaven und von Gott und der Ewigkeit abzubringen. Und jene, die gänzlich verzichten im Geist der vollkommenen Nachfolge Christi, sollen uns alle immerfort an die Notwendigkeit der Selbstbeherrschung und der Selbstdisziplin, der Übung des Verzichtes und des Opfers erinnern, sie sollen uns allen dabei eine Hilfe sein, die Weisheit, die die Heilige Schrift in den Mittelpunkt ihrer Unterweisung stellt, ganz und gar zum Prinzip unseres Lebens zu machen, egal, an welchen Platz uns Gottes Vorsehung gestellt hat.

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht darauf an, auf die evangelischen Räte, wenn Jesus dem Jüngling, der ihn nach dem wahren Leben fragt, erklärt: „Eines fehlt dir noch, geh hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, dann wirst du einen Schatz im Himmel haben“. Wir können ergänzen: Mit dieser Tat verbinde den Verzicht auf die Ehe und die Familie und auf den eigenen Willen in gehorsamer Unterordnung unter den, dem du folgst. Da wird die Weisheit exemplarisch.

Uns fehlt es weithin am Verständnis für den zentralen Imperativ der Heiligen Schrift, gemäß dem wir die Weisheit suchen und sie zum Prinzip unseres Lebens machen sollen. Das ist deshalb so, weil unser Glaube so schwach geworden ist,

weil unsere Hoffnung auf die kommende Welt weithin ihren Glanz verloren hat und weil unsere Liebe allzu sehr erkaltet ist. Aber das Ideal kann dadurch als solches nicht verblassen. Und in jedem Augenblick können wir neu beginnen.

\*

Die Weisheit ist der höchste Wert. So erfahren wir es beinahe auf jeder Seite der Heiligen Schrift. Um sie müssen wir uns bemühen, denn ohne sie ist alles wertlos, was wir haben, und mit ihr wird uns gleichsam alles Übrige geschenkt, das wir nur wünschen können, wenn auch nicht immer in jener Gestalt, in der wir es wünschen. Die Weisheit ist die Wahrheit. Sie ist Einsicht und Klugheit, und sie lehrt uns, wer Gott ist und was er für uns getan hat und wie wir handeln müssen, damit wir vor im bestehen können. Letztlich ist sie ein Geschenk der Gnade Gottes. Diese können wir aber nur empfangen, wenn wir uns offen halten für sie und wenn wir Gott um sie bitten.

Die Lesung des heutigen Sonntags beginnt mit den Worten: „Ich betete zu Gott, und er gab mir Weisheit“. Dementsprechend heißt es im Jakobusbrief: „Fehlt es einem von euch an Weisheit, so bete er zu Gott“ (Jak 1, 5).

Daraus folgt für uns, dass wir oft beten um die Gabe der Weisheit, damit wir das Ziel unserer Berufung erreichen. Amen.

PREDIGT ZUM 27. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 8. OKTOBER  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN,

„WEGEN EURER HERZENSHÄRTE HAT MOSE EUCH  
DIESE LEHRE GEGEBEN“

Das Thema des heutigen Evangeliums ist die Unauflöslichkeit der Ehe. Die Pharisäer fragen Jesus, ob ein Mann das Recht hat, seine Frau aus der Ehe zu entlassen. Sie wollen ihn damit versuchen, so heißt es ausdrücklich in diesem Text, sie wollen ihm eine Falle stellen und ihn in Verlegenheit bringen.

Die Pharisäer fragen Jesus, ob ein Mann seine Frau aus der Ehe entlassen kann. In Wirklichkeit geht es ihnen aber nicht um die Möglichkeit der Ehescheidung. Diese war möglich nach dem mosaischen Gesetz - das wussten sie -, wenn auch nur von Seiten des Mannes. Uneinigkeit herrschte jedoch darüber, mit welcher Begründung eine solche Scheidung möglich war. Da standen sich zwei rabbinische Schulen gegenüber, eine strengere und eine liberalere. Das Überraschende ist hier nun, dass Jesus nicht einer der beiden Schulen den Vorzug gibt, dass er vielmehr die Ehescheidung als solche zurückweist und damit das mosaische Gesetz kritisiert und dass er erklärt, dass gemäß dem ursprünglichen Willen Gottes die Ehe unauflöslich ist. „Wegen eurer Herzenshärte hat Mose euch die Ehescheidung erlaubt, am Anfang aber war es nicht so“. So lautet die Antwort Jesu.

Der ursprüngliche Wille Gottes ist, so erklärt Jesus, die unauflösliche Ehe und damit die Einehe. Diese zwei Momente gehören für ihn zusammen, die unverbrüchliche Treue und die absolute Exklusivität der ehelichen Liebe - wir sprechen hier von Wesensmerkmalen der Ehe, von den entscheidenden Wesensmerkmalen der christlichen Ehe.

Gott hat den Menschen am Anfang als Mann und Frau geschaffen und sie damit zu einer unlöslichen Einheit miteinander verbunden, in unaufkündbarer personaler Liebe, die als solche nur einer einzigen Person geschenkt werden kann. So argumentiert Jesus.

Er greift hier auf den ursprünglichen Schöpferwillen Gottes zurück. Allein, das tut er nicht nur hier, das tut er auch sonst immer wieder.

Mit seiner Lehre von der Ehe will Jesus die Menschen zu höchster sittlicher und religiöser Verantwortung führen. Auch die natürliche Vernunft kann erkennen, dass das Christentum der Zenit der Religionen ist.

Faktisch war die Ehescheidung zur Zeit Jesu im Judentum selten, ebenfalls die Polygamie, genauer gesagt, handelt es sich hier um die Polygynie - die Ehemoral war hoch in Israel, aufs Ganze gesehen, seit eh und je wurde sie von den umliegenden Völkern immer wieder bewundert -, faktisch war die Ehescheidung zur Zeit Jesu also selten im Judentum, ebenfalls die Polygamie, obwohl das Eine wie das Andere theoretisch möglich war. Diese Möglichkeit aber stellt Jesus radikal in Frage. Er tut das im Bewusstsein dessen, was die Evangelisten seine Vollmacht nennen. Er sprach und er handelte wie einer, der Vollmacht hat, so lesen wir immer wieder in den Evangelien. Damit entscheidet er sich für die Würde der Frau und für die Würde des Menschen allgemein, und verleiht ihr einen Stellenwert, wie das vor ihm und nach ihm niemals der Fall gewesen ist.

Die Entscheidung Jesu ist in doppelter Hinsicht bedeutsam. Zum Einen beseitigt Jesus so die in dem Recht des Mannes, seine Ehefrau zu entlassen, liegende Geringschätzung der Frau: Was für den Mann gilt, das gilt in der Verkündigung

Jesu auch für die Frau. Jesus räumt der Frau die gleichen Rechte ein wie dem Mann. Das ist das Eine. Zum Anderen setzt er hier ein Gebot oder eine Lehre oder besser noch ein Zugeständnis des alttestamentlichen Gesetzes außer Kraft.

\*

Die absolute Unauflöslichkeit der Ehe gilt im Christentum von Anfang an als ein ehernes Gesetz. Heute wird sie jedoch in letzter Konsequenz nur noch in der katholischen Kirche vertreten. Das absolute Scheidungsverbot, wie es hier vertreten wird, lehnen sowohl die orthodoxen wie auch die reformatorischen Gemeinschaften ab. Und unsere säkulare Welt hat ohnehin kein Verständnis für die Unauflöslichkeit der Ehe. Aber auch in der katholischen Kirche wird sie heute in mannigfacher Weise in Frage gestellt, unterlaufen und unterminiert. Auf vielen Wegen sucht man heute das klare Gebot des Stifters der Kirche zu Fall zu bringen, theoretisch und praktisch. Das ist ein Faktum, verständlich im Kontext der schwindenden Treue zum überkommenen Glauben.

Die Zahl der zivilen Ehescheidungen war noch nie so hoch bei uns wie in der Gegenwart. Faktisch wird heute mindestens jede dritte Ehe geschieden. Dem liegt ein anderes Problem voraus, das Problem, dass man die Bedeutung der Selbstbeherrschung und der Selbstdisziplin als ein Wesensmoment des menschlichen Lebens vergessen hat oder nicht mehr anerkennt, dass man vor der Notwendigkeit der vorehelichen Enthaltensamkeit die Augen verschließt und dass man in wachsendem Maß zusammenlebt, als ob man verheiratet wäre. Abgesehen von der Demoralisierung und von der religiösen Entfremdung, zu der solche Verhältnisse die Beteiligten führen, hat das gesellschaftspolitisch zur Folge, dass keine Kinder mehr geboren werden. Wir haben inzwischen den traurigen Ruhm, das geburtenärmste Land in

Europa zu sein.

Mit der unauflöslichen Einehe verkündet Jesus ein hohes Ideal, für das man freilich nur Verständnis haben kann, wenn man um die moralische Verantwortung weiß, die wir als Menschen tragen, und wenn man an den Gott der Offenbarung glaubt. Die unauflösliche Einehe ist die Konsequenz einer bedingungslosen personalen Liebe, in der alle Selbstsucht überwunden wird.

Die Ehe ist im christlichen Verständnis kein Zweckbündnis, in ihr geht es um die tiefste Erfüllung der Sehnsucht des Menschen, wie sie auf Erden nur möglich ist. Diese aber hat die äußerste Gestalt selbstloser menschlicher Liebe zur Voraussetzung, in der die Liebe Gottes zu den Menschen nachgeahmt wird. Die so verstandene Liebe ist keine Fessel, sie ist nicht eine bedrückende Auflage. Als freier Entschluss partizipiert sie vielmehr in ganz besonderer Weise an der Würde des Menschen, geht sie aus ihr hervor und begründet sie sie.

Solche Liebe muss eingeübt werden. Entfernt geschieht das durch die Einübung sittlicher Verantwortung und durch ein Leben in liebender Verbundenheit mit Gott und in der treuen Erfüllung der religiösen Pflichten. Näherhin geschieht das durch die Einübung der Enthaltbarkeit, der Selbstdisziplin und des Triebverzichtes. Verzichten heißt hier warten können. Genau das fällt dem modernen Menschen extrem schwer, und die nachwachsende Generation lernt es vielfach gar nicht mehr.

Ich sagte bereits: Wenn heute so viele Ehen zerbrechen, hängt das nicht zuletzt zusammen mit dem verbreiteten vorehelichen Verkehr, mit dem Irrtum oder mit der Lüge, die Vorwegnahme der Ehe sei Liebe. Da wird die Fähigkeit zur personalen,

zur bedingungslosen personalen Liebe von Grund auf zerstört. Zusammen mit ihr aber noch Manches andere. Kein Geringerer als der Wiener Psychiater Sigmund Freud (+ 1939), der dem Christentum und der Religion überhaupt keinerlei Sympathie entgegengebracht hat, hat auf den Zusammenhang zwischen der Selbstbeherrschung im Kontext des Triebverzichtes und den kulturellen Leistungen des Menschen hingewiesen. Der Mensch, der sich stets augenblicklich alle Wünsche erfüllt, verkümmert in seinem Menschsein, und er zerstört sein Lebensglück, sein eigenes Lebensglück und das seiner Mitmenschen.

Auf die Selbstbeherrschung und auf den Triebverzicht, darauf müssen wir uns heute besinnen angesichts der sexuellen Hypertrophie, angesichts der Übersexualisierung des öffentlichen Lebens, vor allem in der Erziehung der nachwachsenden Generation. Wir können es auch so sagen: Schamhaftigkeit und Keuschheit sind die beste Vorbereitung auf die Ehe, auf eine gefestigte Ehe, auf eine glückliche Ehe. Das gilt im Grunde auch für die schon Verheirateten, *mutatis mutandis*.

Nur durch Selbstdisziplin, die eingeübt werden muss in freiwilliger Entsagung und im Opfer, kann der Sexualtrieb humanisiert und kann die selbstlose personale Liebe erlernt werden. Nur so kann die Liebe vom Egoismus und von der Aggressivität befreit und zur wahren Freiheit geführt werden. Das ist schließlich eine Lebensfrage für uns alle, für den Einzelnen und für die menschliche Gemeinschaft von morgen in Kirche und Welt.

\*

Die hohe Auffassung Jesu vom Menschen und das anspruchsvolle Ehe-Ideal des Christentums drohen heute verloren zu gehen, schleichend, zusammen mit dem

konsequenten Glauben an die Botschaft der Kirche. Das hat eine Fülle von menschlichen und gesellschaftlichen Problemen zur Folge.

Die Einübung von Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung in Verbindung mit wahrer Gottesfurcht ist ein Gebot der Stunde. Sie ist eine Schule jener selbstlosen Liebe, die erst eine unauflösliche Ehe möglich macht, wie Christus sie fordert.

Dabei müssen wir wissen: Der Weg der Nachfolge Christi, unter Umständen ein steiler Weg, ist der Weg nicht nur zum ewigen Leben, sondern auch zum zeitlichen Glück. Amen.

PREDIGT ZUM 26. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 1. OKTOBER  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WER EINEM VON DIESEN KLEINEN, DIE AN MICH GLAUBEN, EIN ÄRGERNIS  
GIBT, FÜR DEN

WÄRE ES BESSER, WENN ... ER INS MEER GEWORFEN WÜRDE“

Das Evangelium des heutigen Sonntags spricht in seinem zweiten Teil vom Ärgernis und von der Sünde und gibt uns damit das Thema an, über das wir nachdenken wollen in dieser heiligen Feier. Es spricht von dem Ärgernis, das wir anderen geben, und von dem Ärgernis, das wir uns selber geben, genauer: zu dem uns unsere Hand und unser Fuß und unser Auge werden.

\*

Der Wortstamm des Begriffs „Ärgernis“ ist „arg“. „Arg“ ist ein anderes Wort für „böse“. Ein Ärgernis ist etwas Böses, das zum Bösen verführt, etwas Böses, das andere und auch uns selber zur Sünde reizt. So entspricht es der Natur der Bösen: Das Böse gebiert, wenn man ihm nicht widersteht, immer neues Böses.

Ein Ärgernis ist also etwas, was böse macht, ein Stein des Anstoßes, der uns zu Fall bringt, geistiger Weise, wenn wir ihn nicht erkennen oder nicht beachten.

Wenn Jesus in unserem Evangelium vom Ärgernis spricht, denkt er zunächst an solche, die denen, die ihm nachfolgten, diese Nachfolge ausreden, die sie von ihrem Glauben und von ihrer Treue zu Jesus abbringen und die sie in ihrem Glauben irre machen wollten.

Der Glaube ist ein hohes Gut, das kein Mensch frevlerisch rauben darf. Tut jemand das, so sind das dadurch angerichtete Unheil und die darin liegende Schuld so groß, dass für ihn die Versenkung in die Meerestiefe das mildere Los wäre im Vergleich zu dem, was ihm beim Gericht Gottes erwartet in diesem Fall. Jesus erklärt daher: Besser ist es, tot zu sein oder nicht zu existieren, als einem anderen den Glauben zu nehmen.

Statt vom Ärgernis können wir auch von der Verführung zur Sünde sprechen. Dann ist jedes schlechte Beispiel, das wir geben, ein Ärgernis.

Für gewöhnlich geht dem Ärgernis eine Sünde voraus, wir können aber auch Ärgernis geben, wenn wir an sich Erlaubtes tun, jene aber, die weniger Einsicht haben und

weniger gefestigt sind, Anstoß daran nehmen. Dann kann unser Reden und Handeln ihnen Anlass zur Sünde werden. Wir sprechen von dem „scandalum pusillorum“, von dem Ärgernis, das wir den Kleinen geben. Auch da tragen wir Verantwortung.

Die Verführung begegnet uns heute in vielfacher Gestalt, ja, tausendfach begegnet sie uns heute. Sie bestimmt unser Leben und unsere Welt in dem Maße, in dem die moralische und die christliche Verantwortung dahinschwinden. Das gilt in unserem privaten, das gilt aber auch im öffentlichen Bereich.

In der Öffentlichkeit sind es vor allem die Massenmedien, die weithin äußerst destruktiv sind und das Christentum und die Grundlage des christlichen Glaubens und der christlichen Verantwortung, damit aber die Zukunft aller, zerstören. Ich möchte hier vor allem an die Fernsehdarbietungen erinnern, die oft katastrophal sind. Von dieser Verführung sind nicht nur die Kinder betroffen, auch die Erwachsenen und gerade oft solche, die sich für stark und gefestigt und für nicht beeinflussbar halten.

Hier zeigen sich das Ärgernis und die Verführung vor allem in der Schamlosigkeit, die man auch als Zynismus bezeichnen kann. Es geht hier um die Würde des Menschen. Die unabsehbaren Folgen für die menschliche Gemeinschaft, die die Zerstörung der Menschenwürde hat, wird dabei nicht bedacht von den Verantwortlichen oder in den Wind geschlagen. Und jene, die daran erinnern, werden dann oft als Unheilspropheten desavouiert.

Wir müssen hier bedenken, dass die unmerkliche, die verborgene Verführung weitaus tief greifender und heimtückischer ist als die offene. Die verborgene Verführung aber ist dem Bild zu Eigen. Das Bild sinkt ins Unterbewusste hinab und treibt von

da aus sein Unwesen. Es produziert unsere Überzeugungen, Urteile und Wünsche, derweil wir meinen, sie seien das Ergebnis unserer eigenen Überlegungen. Das muss man wissen, damit man sich gegen die Beeinflussung durch das Bild wappnen kann, sich selbst und die Kinder und Jugendlichen, die einem anvertraut sind.

Das Böse macht sich indessen in der Öffentlichkeit nicht nur im Bild breit, auch in der Musik und im Reden geschieht das. Auf vielfältige Weise wird so das Menschsein des Menschen zerstört.

Im privaten Bereich geschieht heute Verführung vor allem da, wo wir das „Evangelium“ von der Bequemlichkeit und der Trägheit verkünden und leben, wo der Egoismus zu einer Art von Weltanschauung wird, wo wir nur den eigenen Vorteil suchen und das ganze Leben auf der Gier nach dem Besitz, nach dem Genuss und nach der Anerkennung in der menschlichen Gesellschaft aufbauen.

Immer ist das schlechte Beispiel anregend, spornt es zur Nachahmung an. Besonders nachhaltig und tief wirkt es auf die Seele des Kindes ein, die noch leichter formbar ist. In jedem Fall ist die Macht des schlechten Beispiels größer als die des guten. Das Böse zu tun, ist eben immer leichter, als das Gute zu tun. Das ist deshalb so, weil wir, auch als Erlöste, unter dem Gesetz der Ursünde stehen.

Christus warnt vor dem Ärgernis, nicht nur im Evangelium des heutigen Sonntags. Hier erklärt er: Besser ist es, nicht zu sein, als schuldig zu werden an der Abwendung der Menschen von Gott. Als Judas sich entschlossen hat, ihn zu verraten, erklärt er in analoger Weise: Besser wäre es für ihn, wenn er nicht geboren wäre (Mk 14, 21).

Aber nun noch ein Wort zu dem Ärgernis, das wir uns selbst bereiten, das aus uns selber hervorgeht.

Die Hand, der Fuß oder das Auge können uns zum Ärgernis werden, sie können uns zu Verführern werden. Dank unserer leib-seelischen Verfasstheit können die äußeren Organe uns Anlass und Gelegenheit zur Sünde werden, aber entscheidend sind die bösen Gedanken und Strebungen, die aus unserem Innern hervorgehen (vgl. Mk 7, 21 ff), und zur Sünde gehört immer die innere Zustimmung, die freilich mehr oder weniger bewusst sein kann. Deshalb ist es mit dem Abhauen und dem Ausreißen nicht getan.

Die diesen Worten Jesu zugrunde liegende Wirklichkeit ist die, dass auch an den zum Guten strebenden Menschen Versuchungen herantreten, die ihn zu Fall bringen können. Dabei sind die Einbruchstellen des Bösen oftmals unsere Sinne, ja, eigentlich letzten Endes immer. Von daher dürfen wir unsere Kräfte nicht überschätzen, müssen wir dem Bösen immer sogleich widerstehen.

Die provozierende Rede Jesu in unserem Evangelium vom Ausreißen und Abhauen will uns eine Mahnung sein, dass wir alles einsetzen, weil wir alles zu verlieren haben.

Nicht nur an dieser Stelle verurteilt Jesus alle Halbheit. Durch seine Unerbittlichkeit lehrt er uns, dass uns im Hinblick auf das ewige Leben kein Preis zu hoch sein darf.

Er verlangt von uns, dass wir streng sind gegen uns selbst, und weist uns hin auf das furchtbare Los der Verdammten, das die Alternative zum ewigen Leben ist. Er

tut das nicht, damit wir vor Angst vergehen, sondern damit wir uns bemühen. Wenn wir uns aber bemühen, dann ist Gottes Gnade mit uns. Wir können das Ziel nicht verfehlen, wenn wir es erreichen wollen und wenn wir es wirklich anstreben.

Die zwei Möglichkeiten, das ewige Leben und der ewige Tod, dürfen in der Verkündigung der Kirche nicht ausgespart werden, wie es heute vielfach geschieht. Das ist verhängnisvoll. Die Kirche darf nicht anders sprechen als der, den sie repräsentiert und in dessen Dienst sie steht.

\*

Das Evangelium des heutigen Sonntags warnt uns vor dem Ärgernis, das wir geben, und vor dem Ärgernis, das wir uns selber bereiten.

Im einen wie im anderen Fall müssen wir alles daransetzen, dass wir uns von ihm distanzieren, dass wir ihm nicht verfallen. Es geht hier um alles, um das ewige Leben, das wir erlangen oder verlieren.

Das Evangelium ermahnt uns zum entschlossenen Kampf gegen das Böse, in das wir uns selber verstricken und in die wir andere hineinführen können.

Es zeigt uns die Konsequenzen eines Lebens, in dem wir uns von Gott lossagen und unsere Verantwortung nicht wahrnehmen. Jesus ist konsequent in seiner Rede. An ihm muss die Kirche sich in ihrer Verkündigung, müssen wir alle uns orientieren in unserem Reden und Handeln. Amen.

PREDIGT ZUM 25. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 24. SEPTEMBER  
2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WENN EINER DER ERSTE SEIN WILL, MUSS ER DER LETZTE UND  
DER DIENER ALLER SEIN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist von einer auffallenden Spannung bestimmt: Jesus spricht von seinem Leiden, die Jünger aber streiten sich um den ersten Platz. Das Bemühen Jesu um sie gestaltet sich äußerst schwierig, die großen Perspektiven der Heilsgeschichte bleiben ihnen fremd, stattdessen beschäftigen sie sich mit ihren kleinlichen Alltagsorgen. Ihr Thema sind die persönlichen Eifersüchteleien und Rivalitäten, die immer wieder unseren Blick verengen. Angesichts dessen verfehlen sie das Gebot und die Aufgaben der Stunde. Man wird dabei erinnert an die Situation der Kirche, wie sie sich heute darstellt: Je schwächer der Glaube ist, umso mehr entfalten sich die menschlichen Unvollkommenheiten in der Kirche. Heute ist es so, dass persönliche Reibereien uns nicht selten den Blick verstellen für die eigentlichen Fragen der Zeit und für die eigentliche Sendung der Kirche in unserer Zeit.

Jesus nimmt den Rangstreit seiner Jünger zum Anlass, ihnen und damit auch uns zu sagen, was das Kernübel in unserem Leben ist, worauf wir achten müssen, damit wir den Anruf Gottes nicht überhören, damit wir uns nicht großer Unterlassungen schuldig machen.

\*

Der Streit um den ersten Platz bestimmt und lähmt nicht selten auch das Leben in unseren Pfarreien. Das gilt für die Priester nicht weniger als für die Laien.

Gerade heute werden unsere Pfarreien oft zum Tummelplatz für Ehrgeizlinge, für unredliche Funktionäre, für solche, die sonst zu kurz gekommen sind, die woanders nicht recht zum Zuge gekommen sind, die die Kirche und das Evangelium in den Dienst ihrer eigenen Interessen stellen.

Das geschieht nicht immer bewusst. Vieles geht hier auf das Konto der Gedankenlosigkeit. Aber Gott zieht uns auch für unsere Gedankenlosigkeit zur Rechenschaft. Das sollten wir nicht vergessen.

Weil persönliche Interessen sich in der Gegenwart oft als religiöse Interessen tarnen, deshalb werden heutzutage in diesem Bereich viele leere Worte gemacht, darum gibt es in den Pfarreien Helfer in Menge, wo man im Rampenlicht stehen kann, fehlen sie aber, wo immer Kleinarbeit und Verantwortung im Verborgenen geleistet und getragen werden müssen.

In dieser Konstellation dürfte der Grund dafür liegen, dass das Wirken der Kirche heute vielfach so unfruchtbar ist, dass es der Kirche heute so wenig gelingt, die Außenstehenden zu überzeugen und dass sie immer wieder jene verliert, die eine Zeitlang mitgemacht haben, dass sich oftmals gerade die Besten nach einer Weile wieder zurückziehen.

Über die kleinkarierten und provinziellen Rivalitäten versäumt man die großen Aufgaben, die der Kirche heute gestellt sind, nämlich die Welt zu retten, die auf mannigfache Weise einem Abgrund entgegeneilt. So sieht etwa man nicht, wie in der Gegenwart weltweit ein Generalangriff auf den Menschen gemacht wird, wie der

Mensch schamlos manipuliert wird und er nicht nur der Kirche, sondern jeder Religion entfremdet wird.

Was hier immer wieder das Zeugnis der Kirche belastet, das ist im Grunde der Subjektivismus, der überall grassiert, das ist die fehlende Sachlichkeit derer, die sich in den Dienst der Kirche stellen, ja, aller, die dazu gehören, denn als Getaufte und Gefirmte stehen alle im Dienst der Kirche.

Dabei ist der Glaube so schwach, dass das Beispiel Jesu wenig attraktiv ist für uns und uns nur wenig begeistert. Ein bedeutendes Moment ist hier natürlich auch unsere Gedankenlosigkeit.

Das Grundübel ist hier jedoch - das kommt einem zum Bewusstsein, wenn man tiefer bohrt -, das Grundübel ist hier jedoch unser Stolz, der Kern aller Sünde. Er überlagert den echten Glauben oder lässt ihn gar nicht erst aufkommen, und er ist es auch, der nicht selten unsere Gedankenlosigkeit bedingt.

Aus dem Stolz gehen neben der Unwahrhaftigkeit vor allem Neid, Eifersucht, Rivalität und der Kampf um den ersten Platz hervor. Dadurch wird nicht nur das Wirken der Kirche belastet, alle Bereiche unseres Lebens werden dadurch belastet, das Berufsleben, das gesellschaftliche und das politische Leben und das Leben in der Familie. Und viel Unzufriedenheit geht daraus hervor, die krank macht, uns selber und unsere Umgebung.

Das entscheidende Heilmittel ist hier die Demut, die demütige Nachfolge Christi. Dabei darf die Demut nicht als bucklige Servilität verstanden werden, muss sie vielmehr verstanden werden als nüchterne Selbsteinschätzung der eigenen Person.

Theresa von Avila (+ 1582) schreibt: Demut ist Wahrhaftigkeit. Sie will damit sagen, dass die Demut uns nicht gebietet, die eigenen Fähigkeiten zu übersehen, wohl aber, dass sie um deren Geschenkcharakter weiß und sich deshalb nicht aufbläht: Alles, was wir haben, haben wir empfangen. Das gilt schon im natürlichen Bereich, um wie viel mehr im übernatürlichen (vgl. 1 Kor 4, 7).

Die nüchterne Selbsteinschätzung muss stets gepaart sein mit unbestechlicher Selbstkritik - auch das gebietet die Wahrhaftigkeit -, sie muss stets gepaart sein mit einem gesunden Misstrauen gegenüber dem eigenen Selbst. Denn allzu leicht täuschen wir uns über das eigene Ich.

In der „Nachfolge Christi“ lesen wir bei Thomas von Kempen (+ 1471): „Demütige Selbsterkenntnis führt sicherer zu Gott als tiefe wissenschaftliche Forschung“ (Buch I, Kap. 3, 4). Und der heilige Thomas von Aquin erklärt: „Nur der demütige Menschen findet einen Zugang zu Gott“ (In Matthaeum, c. 12).

Die Heilige Schrift fügt dem hinzu: “Die Demütigen erhöht Gott, die Stolzen erniedrigt er” (Lk 1, 52) - “die Ersten werden die Letzten sein” (Lk 13, 30) - “wer groß sein will unter euch, der sei der Diener aller” (Mt 23, 11) - und: “Den Stolzen widersteht Gott, den Demütigen aber gibt er seine Gnade“ (Jak 4, 6).

Die österreichische Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach (+ 1916), schreibt: Demut ist Unverwundbarkeit. Das bedeutet: Wenn wir den Stolz und den Neid, die Eifersucht und die Rivalität in uns ertönen, dann kann uns niemand und nichts mehr etwas anhaben.

Im unserem Evangelium erläutert Jesus die Demut am Beispiel des Kindes, das hilflos ist und gänzlich angewiesen ist auf die Hilfe der Erwachsenen.

Die Demut erweist sich als echt im schlichten Dienst, im konsequenten Einsatz, in der Bereitschaft, sich die Finger schmutzig zu machen - wie man gern sagt -, wenn es sein muss, sich einzusetzen für das Gute, auch wenn man keinen Dank dafür bei den Menschen erntet, zu dienen in der gläubigen Hoffnung auf den himmlischen Lohn.

Die Echtheit unserer Demut erweist sich gerade im Dienst an den Ärmsten und Hilflosesten, denn unser Dienst an den Reichen und Angesehenen ist oft nichts anderes als versteckter Stolz.

Die (zweite) Lesung des heutigen Sonntags stellt die gleichen Gedanken heraus, wenn sie von Duldsamkeit, Verständnis, Objektivität und Aufrichtigkeit spricht. Da heißt es dann: „Ihr bringt es zu nichts, weil ihr nicht betet, und wenn ihr betet, so empfangt ihr nicht, weil ihr schlecht betet“.

Dieser Passus erinnert uns daran, dass der Weg zur Demut über das Gebet führt. Es ist nämlich so, dass das Gebet die Voraussetzung ist für die Demut und dass erst die Demut uns zum Gebet führt. Der Stolze betet nicht.

Hinzukommen zum Gebet müssen dann aber immer wieder die Gewissenserforschung und das Sündenbekenntnis, das ehrliche Bemühen um Wahrhaftigkeit und Selbstkritik, speziell im regelmäßigen Empfang des Sakramentes der Buße.

\*

Der Rangstreit der Jünger erinnert uns daran, dass das Wirken der Kirche nur fruchtbar sein kann in der Welt, wenn wir uns um die Tugend der Demut bemühen, und dass wir auch nur so unserer Berufung gerecht werden können. In der Demut suchen wir nicht uns selbst, sehen wir vielmehr auf die Sache.

Auf dieser Haltung besteht Jesus nicht nur mit Worten, sie realisiert er auch beispielhaft in seinem Leben. Es ist die nüchterne Sachlichkeit Jesu, seine Sachgerechtigkeit, die die Evangelisten gern als seine Demut bezeichnen. Im Grunde ist sie jedoch das Fundament seiner Demut.

Die hohle Selbstdarstellung in der Kirche durch die, die in ihr eine besondere Aufgabe haben, im Grunde gilt das aber für uns alle, mehr oder weniger, verdunkelt die Botschaft der Kirche, und sie macht sie und uns in ihr taub für das Gebot und für die Aufgaben der Stunde. Amen.

PREDIGT ZUM 24. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 17. SEPTEMBER  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WAS NÜTZT ES, MEINE BRÜDER, WENN JEMAND SAGT, ER HABE DEN  
GLAUBEN,

WENN ER DIE WERKE ABER NICHT HAT“

Die Lesung des heutigen Sonntags spricht von der christlichen Tat, vom Leben aus dem Glauben als Voraussetzung für das Heil, für das ewige Heil. Sie erinnert uns

daran, dass ein Glaube, der nur in schönen Worten besteht, ja, selbst wenn es Worte des Gebetes sind, dass ein solcher Glaube für das Heil bedeutungslos ist. Das ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, aber schon vor 2000 Jahren musste der Apostel Jakobus den Gläubigen diese Selbstverständlichkeit ins Gedächtnis zurückrufen. Daher ist es angebracht, dass wir heute morgen ein wenig darüber nachdenken.

\*

Vor beinahe 500 Jahren führte die Frage des Verhältnisses von Glaube und Werken zur verhängnisvollen Spaltung der abendländischen Christenheit. Martin Luther (+ 1546) konnte mit den Aussagen unserer Lesung und überhaupt mit dem Jakobus-Brief nicht viel anfangen. Was ihn in Gegensatz zur Kirche brachte, das war der für ihn befreiende Gedanke von der Rechtfertigung aus Gnade durch den Glauben. Diesen Gedanken fand er im Römer Brief und überspitzte ihn in einseitiger Weise. Da hieß es: „Wir sind der Überzeugung, dass der Mensch gerechtfertigt wird durch den Glauben, unabhängig von den Werken des Gesetzes“ (Rö 3, 28). Luther veränderte den Text oder verdeutlichte ihn in seinem Sinn, in seinem Verständnis, indem er das Wörtchen „allein“ hinzufügte. Dann hieß es: „Wir sind der Überzeugung, dass der Mensch gerechtfertigt wird allein durch den Glauben“. Wie es oft geht, wenn jemand sich verrennt, so kam auch Luther, als er zur Ordnung gerufen wurde, zu immer massiveren Behauptungen, die ihn immer weiter von der Kirche und von der Wahrheit entfernten. So sagte er bald von der Firmung, sie sei nicht notwendig, weil ihre Wirkung schon durch die Taufe vermittelt werde. Dann bezeichnete er die Ohrenbeichte als eine „Erfindung des Papstes“, dann war das Ehesakrament nur ein „Trug“ und die Ehe nur ein „äußerlich, weltlich Ding“. Dann verneinte er die Existenz des Fegfeuers, lehnte die Kirchenautorität als solche ab und die

Lehrtradition und berief sich auf die Bibel als die einzige Autorität für den Glauben. Sodann betonte er das allgemeine Priestertum der Gläubigen so sehr, dass das Amtspriestertum mitsamt der Priester und der Bischofsweihe zu Fall kam und damit auch die Ehelosigkeit der Priester, was dann faktisch auch das Ende der Orden war. All diese neuen Behauptungen wurden dadurch verhängnisvoll, dass Luther bald sehr viele Parteigänger fand, weil seine neuen Behauptungen irgendwie in der Luft lagen, weil viele sich dadurch materielle und ideelle Vorteile versprachen und weil die Kirche viel Ärgernis gegeben hatte durch ihre intellektuelle und moralische Halbheit und durch ihre Inkonsequenz in der Lehre und im Leben.

Martin Luther hatte also herausgefunden, dass allein die Gnade den Menschen vor Gott rechtfertigt und dass diese Rechtfertigung durch den Glauben erfolgt, und zwar allein durch den Glauben. Es gibt also keine Verdienste des Menschen vor Gott, und die Werke spielen vor Gott keine Rolle. Heute ist man freilich weithin über diese Position hinausgekommen, aber vieles andere, was sich daran anschloss, ist geblieben.

Die Kirche hielt dem Reformator entgegen: Die Gnade Gottes und die Verdienste des Menschen, der Glaube und die Werke rechtfertigen den Menschen und berief sich dabei auf den Jakobus-Brief, speziell auf jene Stelle des Jakobus-Briefes, die der Gegenstand der heutigen Lesung ist, sie berief sich dabei aber auch auf ihre stete Lehre und auf den gesunden Menschenverstand. Das aber bezeichnete Luther als Werkgerechtigkeit. - Sein berechtigtes Anliegen war die Betonung der Souveränität Gottes im Heilsvorgang, die Wahrung der Ehre Gottes und die Zurückweisung aller Selbstgerechtigkeit des Menschen, der sich niemals seiner Werke rühmen oder mit Gott rechten kann, aber er schoss gleichsam über das Ziel

hinaus.

Die christliche Tat muss zum Glauben hinzukommen, sonst ist alles vergeblich, wengleich der Mensch nicht darauf pochen kann, aber wenn er nur glaubt und betet, dann kann er nicht vor Gott bestehen.

\*

Ein unfruchtbares Christentum, das ist heute wieder eine besondere Versuchung, heute wieder oder immer noch. Eine besondere Nuance erhält diese Versuchung heute durch die über die christlichen Konfessionen hinweg sich fest setzende Behauptung, dass alle Menschen zur Anschauung Gottes kommen, unabhängig von dem Leben, das sie geführt haben und natürlich auch unabhängig davon, ob sie dem Wort Gottes Glauben geschenkt haben.

Weil es mühsam ist, das Gute zu tun, deshalb neigen wir Menschen immer dazu, uns mit schönen und frommen Redensarten zu begnügen und uns vom Handeln zu dispensieren, aber diese unsere Trägheit scheint sich heute besonders auszuwirken. Da braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Kirche verödet, wenn die Klöster aussterben und wenn die Unmoral in der Öffentlichkeit eskaliert. Ein unfruchtbares Christentum, das ist auch heute wieder eine besondere Versuchung.

Die ersten Christen empfanden es als eine große Befreiung, dass sie, die zum größten Teil vorher Juden gewesen waren, nun nicht mehr an das jüdische, an das mosaische Gesetz gebunden waren. Da nun musste ihnen immer wieder gesagt werden, dass sie, nunmehr Christen geworden, nicht in falsch verstandener Freiheit und Selbstsicherheit alles tun könnten, was sie wollten.

Gott verzichtet nicht auf das Tun des Menschen, das persönliche Bemühen des Einzelnen muss hinzukommen zu der Gnade, die Gott uns schenkt. Der Glaube ist tot ohne die Werke. Die Gnade ist vergeblich, wenn mit ihr nicht gearbeitet wird.

Unmissverständlich ist das Gleichnis von den Talenten: Der, der sein Talent vergraben hatte, musste draußen bleiben. Er wurde in die äußerste Finsternis geworden, nach dem Zeugnis der Schrift nicht für eine gewisse Zeit, sondern für immer (Mt 25, 30).

Die Gebote Gottes sind der Prüfstein unseres Glaubens und unseres Betens. Daran sehen wir: Gott nimmt uns viel ernster, als wir vielfach meinen oder wahr haben wollen.

Vor einiger Zeit las ich einen Leserbrief in einer angesehenen Zeitung, in dem ein selbstbewusster junger Mann, der sich noch ausgerechnet als Mitglied der CDU vorstellte, erklärte, er sei wie auch der Papst wohl für die die Würde des Menschen, aber diese habe nichts mit der Sexualität zu tun, wenn der Papst das meine, dann irre er sich. Ihm sekundierte ein hoch gestellter Politiker einer anderen Partei, wenn er angesichts der Ausbreitung der Aids-Krankheit nur die eine Sorge bekundete, dass nun „böse“ Leute kämen und wieder die Selbstbeherrschung, die Ehrfurcht vor der Person des Menschen und vor der Institution der Ehe predigten. Er drückte das natürlich anders aus, damit sein Standpunkt nicht so klar zu Tage träte, er sprach von der Gefahr einer repressiven Moral, die nun wieder auf uns zukomme.

Viele Christen sind heute geneigt, zu tun und zu lassen, was sie wollen, die

Zusammengehörigkeit von Glaube und Leben zu leugnen und das Christentum lediglich als fromme Verbrämung des Lebens zu benutzen, wenn sie überhaupt noch daran interessiert sind.

Vielfach kommt die Verkündigung der Kirche hier auch dem Menschen entgegen. In ihr wagt man es oftmals nicht mehr, die Wahrheit zu vertreten, oder man verrät sie, um Augenblickserfolge zu erzielen. Das ist nicht neu, das taten bereits die Hofpropheten im Alten Testament. Heute sind sie sehr zahlreich geworden. Aber mit der halben Wahrheit, damit werden sie die Menschen auf die Dauer erst recht verlieren. Vielleicht kann man sagen, dass die Halbwahrheiten überhaupt der entscheidende Grund sind, weshalb sich die Menschen heute immer mehr von der Kirche abwenden, von einer Kirche, die es in vielen Bereichen nicht mehr wagt, zu sich selber zu stehen. Schwerwiegender ist hier allerdings noch die Diskrepanz zwischen dem Reden und dem Handeln vieler, die sich als Christen oder gar als Diener Christi verstehen.

\*

Die Lesung des heutigen Sonntags warnt uns vor einem Christentum der reinen Innerlichkeit. Sie erinnert uns an die praktische Seite des Glaubens, sie ist eine Anklage gegen die wachsende Demoralisierung des öffentlichen Lebens und des Christentums. Ohne die Werke ist der Glaube tot, vergeblich, bedeutungslos für unser Heil, für unser ewiges Heil, ohne die Werke ist er ein Ärgernis und ohne sie wird er bald total zusammenbrechen. In der Verbindung mit der christlichen Tat wirkt er hingegen missionarisch für die anderen wie auch für uns selber, nach außen wie auch nach innen hin. Amen.

PREDIGT ZUM 23. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 10. SEPTEMBER  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DANN WERDEN SICH DIE AUGEN DER BLINDEN ÖFFNEN UND DIE  
OHREN DER TAUBEN AUFTUN“

Jesus heilt einen Taubstummen. Wie alle Wunder Jesu, die im Übrigen integrale Momente seines messianischen Wirkens sind, so hat auch dieses Wunder eine tiefere Bedeutung. Es weist uns hin auf die Gnade des Glaubens und auf die Gnade des Gebetes, auf jene Gnaden, die Gott uns immer wieder durch die Verkündigung und durch die Sakramente in seiner Kirche schenkt. Glauben und Beten, das sind die zwei Brennpunkte der christlichen Religion und infolgedessen das Fundament des christlichen Lebens.

Das Zeichen, das Jesus hier wirkt im Evangelium ist auch an uns gewirkt worden. Uns allen wurden einst anfanghaft und grundlegend im Sakrament der Taufe die Ohren geöffnet, und es wurde unsere Zunge gelöst. So wurden wir befähigt zum Glauben - der Glaube kommt vom Hören, glauben kann nur der, der hören kann -, und wir wurden befähigt zum Beten, das heißt: Gott zu loben und ihm zu danken und ihm unsere Bitten vorzutragen. Damals berührte der uns taufende Priester unsere Ohren und unsere Zunge wie Jesus im Evangelium und sprach dabei die gleichen Worte, die Jesus bei der Heilung des Taubstummen gesprochen hat.

\*

Wenn uns in der Taufe die Gnade des Glaubens und die Gnade des Gebetes geschenkt wurden, so wurden sie uns nicht als unverlierbarer Besitz gegeben. Die Ohren können wieder taub werden für das Wort Gottes - und wie viele sind es heute wieder geworden, taub für das Wort Gottes - und die Zunge kann wieder stumm werden für die Hinwendung zu Gott - und es sind viele, die nicht mehr beten können oder es nicht mehr wollen. Ja, es kommt heute gar oft vor, dass diese Fähigkeiten niemals recht aktiviert worden sind, nämlich da, wo die Taufe nur noch als äußerer Ritus verstanden wird. Und das ist nicht selten der Fall.

Der Glaube ist eine Gnade, und auch das Gebet ist es. Aber Gottes Gaben sind stets zugleich Aufgaben für uns. Gott benutzt uns nicht als tote Werkzeuge, jedenfalls nicht in der Regel. Er will mit uns zusammen wirken, und wir sollen es mit ihm tun. Wenn wir uns nicht bemühen um die Gaben Gottes, empfangen wir sie vergeblich. Gott wirkt nicht magisch in dieser Welt. Das behauptet nur der Aberglaube, den wir geradezu an diesem Irrtum als solchen erkennen können.

Wenn wir uns nicht bemühen, verlieren wir die Gnade des Glaubens, wenn wir nicht darauf aus sind, den Glauben immer besser kennen zu lernen, aus ihm zu leben und ihn zu bekennen - nach außen hin -, dann geht er verloren. Wir verlieren ihn aber auch, wenn wir nicht den ganzen Glauben annehmen, wenn wir nur einzelne Elemente annehmen, wenn wir uns einen individuellen Glauben zusammenstellen, der nicht der Glaube der Kirche ist, wie das sehr oft geschieht, heute mehr denn je. Gerade das ist häufig der Anfang vom Ende, der Anfang vom Ende des Glaubens.

Der Verlust des Glaubens vollzieht sich in der Regel langsam, kaum merklich, im Allgemeinen in kleinen Schritten. Der Glaube ist dann immer mehr angefochten und wir glauben dann immer weniger, die Zweifel werden dann immer größer und das

Licht des Glaubens wird dann immer schwächer.

Mit dem schwindenden Glauben verliert auch das Gebet an Bedeutung und an Kraft, quantitativ und vor allem auch qualitativ. Es fehlt ihm der Nährboden. Und je weniger wir beten und je oberflächlicher unser Gebet wird, umso mehr verlässt uns die Tugend des Glaubens.

Der schwache Glaube veranlasst viele, das Gebet aufzugeben. Er macht viele unfähig zum Gebet. Hier gilt: Wer nicht hören kann, der kann auch nicht reden. So ist es auch in unserem weltlichen Alltag: Die Taubheit verbindet sich im Allgemeinen mit der Stummheit.

Der Glaube stützt das Gebet, aber das Gebet stützt auch den Glauben. Beides aber muss geübt werden, wie alles eingeübt werden muss in unserem Leben.

Wer Schwierigkeiten hat mit dem Gebet, der sollte sich um einen lebendigen Glauben bemühen. Und wer Schwierigkeiten hat mit dem Glauben, der sollte beten. So lesen wir immer wieder bei den Lehrern des inneren Lebens, und so sagen es uns immer wieder gute Priester.

Zum Gebet müssen wir uns in der Regel aufraffen, das Gebet ist eine geistige Anstrengung, weil wir jene Personen nicht sehen, die wir beim Beten ansprechen oder anschauen. Das gilt für die drei göttlichen Personen nicht weniger als für die Heiligen. Wir lieben sie zwar, aber wir sehen sie nicht. Das ist das Problem.

Bei unserem Beten müssen der Lobpreis Gottes und das Danken im Vordergrund stehen. Der Lobpreis und das Danken müssen das Erste sein. Ist es nicht so, dann

verliert das Bitten seine Tiefe, wird es formalistisch, dann wird es schließlich im Aberglauben erstarren, oder man hört ganz auf damit.

Auf die Dauer hat das Bittgebet nur Bestand, wenn es immer wieder aus dem zweckfreien Lobgebet und aus dem aufrichtigen Dankgebet hervorgeht.

Dabei müssen wir auch das bedenken: Gott erhört unsere Bitten nur dann, wenn wir einen starken Glauben haben. So sagt es uns die Heilige Schrift. Dieser Glaube aber muss ein tätiger Glaube sein. Auch das sagt uns immer wieder die Heilige Schrift. Unser Bittgebet ist vergeblich, wenn wir uns nicht bemühen, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Das sagt uns im Grunde auch schon die Vernunft. Darum ist unser Beten auch wirksamer, wenn wir es mit dem Fasten oder, allgemeiner gesprochen, mit dem Opfer verbinden.

Gott gibt uns die Gnade des Gebetes, und wir müssen uns um das Gebet bemühen. Jeden Tag aufs Neue, um das mündliche Gebet und das Gebet des Herzens, indem wir Gott preisen und ihm danken und ihm im Geist der Anbetung und der Dankbarkeit unsere Bitten vortragen.

Das Hören auf Gott und das Reden mit ihm, das Glauben und das Beten, Beides ist eine Frucht der Verkündigung des Gotteswortes und des Empfangs der Sakramente, vor allem des Bußsakramentes und des eucharistischen Sakramentes, die uns auf unserem Lebensweg begleiten, begleiten sollen.

Unser Glauben und Beten ist aber auch eine Frucht des Lebens aus dem Glauben, eine Frucht der Erfüllung des Gotteswillens, wie er uns in den Geboten begegnet. Ein Leben in der Sünde ist tödlich für den Glauben und für das Gebet. Zur

Heiligkeit sind wir berufen. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, lesen wir im Matthäus - Evangelium (Mt 5, 48).

\*

Das Glauben und das Beten sind die zwei Brennpunkte der christlichen Religion, sie sind daher das Fundament des christlichen Lebens.

Das Gebet ist die erste Frucht des Glaubens, der Glaube ermöglicht und lehrt uns das Beten, das rechte Beten, aber das Beten, das rechte Beten, lehrt uns auch zu glauben.

Der Glaube und das Gebet, sie sind Gottes Geschenk, zugleich aber eine Frucht unseres Bemühens. Gottes Gaben sind stets auch Aufgaben für uns.

Die Wunder Gottes dispensieren uns nicht von unserem eigenen Bemühen. Es ist an uns, dass wir uns dem Wirken Gottes nicht entgegenstellen und dass wir von den Fähigkeiten, die er uns schenkt, Gebrauch machen, damit wir sie nicht vergeblich empfangen und sie nicht wieder verlieren.

Das Gebet und der Glaube, sie erhalten ihre geistige Nahrung in der Verkündigung des Gotteswortes und in den Sakramenten der Kirche, die wir empfangen.

Sie sind aber auch eine Frucht des Handelns gemäß dem Glauben, eine Frucht unseres sittlichen Lebens.

Das Bemühen um die Erfüllung des Gotteswillens, das Bemühen um Lauterkeit und

Demut und Selbstlosigkeit im Alltag und um all die anderen Tugenden ist nicht die Mitte des christlichen Lebens, aber die Bedingung, eine entscheidende Bedingung.

Die Mitte aber ist das Hören auf Gott und das Reden mit ihm, das Hören auf den dreifaltigen Gott und auf die Heiligen und das Gespräch mit Gott und mit den Heiligen. Daran erinnert uns die Heilung des Taubstummen im Evangelium. Amen.

PREDIGT ZUM 22. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 3. SEPTEMBER  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DIESES VOLK EHRT MICH MIT DEN LIPPEN, ABER IHR HERZ  
IST WEIT WEG VON MIR“

Jesus nimmt im Evangelium des heutigen Sonntags die Veräußerlichung der Pharisäer zum Anlass, ihnen und uns zwei bedeutsame Wahrheiten nahezubringen. Er sagt ihnen und uns, wie wir den Weg zum ewigen Leben finden und wie wir ihn verfehlen können. Er zitiert dabei den alttestamentlichen Propheten Jesaja: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist fern von mir“. Und er fügt hinzu: „Ihr schiebt Gottes Gebot beiseite um menschlicher Satzungen willen“ (Jes 29, 13).

Die Auseinandersetzungen Jesu mit den Pharisäern erinnern uns daran, dass das Gebet der Spiegel unserer inneren Gesinnung sein muss, der Gesinnung unserer

Hingabe an Gott, und dass diese Gesinnung wiederum Gestalt finden muss in der Erfüllung der Gebote.

\*

„Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist fern von mir“, das heißt nicht: „Auf das Beten kommt es nicht an“. Das kann man immer wieder hören: „Auf das Beten kommt es nicht an“. So wird es immer wieder gesagt. Und man fügt dann noch gern hinzu: „Auf die vielen religiösen Vorschriften kommt es auch nicht an. Hauptsache man ist ein guter Mensch“. Und was versteht man dann darunter?

Das ist nicht die Sprache Jesu. Ja, überhaupt, so hat niemals ein religiöser Mensch gesprochen. Wer so redet, leugnet praktisch Gott und die Ewigkeit, praktisch, nicht theoretisch. Wer so redet, begnügt sich mit dem irdischen Leben und mit der Anerkennung und mit der Ehre bei den Menschen. Demgegenüber beginnt jede Religion mit dem Gebet, erst recht das Christentum. Das Gebet ist die erste Antwort des Glaubens. Die zweite ist dann das sittliche Leben.

Es ist notwendig und von grundlegender Bedeutung für uns, das Gebet, aber es darf nicht nur aus leeren Worten bestehen. Wichtiger als das äußere Gebet ist das innere, das Gebet des Herzens - bei ihm gibt es naturgemäß keine Veräußerlichung -, das innere Gebet, das ist das Verweilen bei Gott. Das äußere und das innere Gebet gehören zusammen. Das äußere Gebet muss immer auch innerlich sein. Und das innere Gebet, wenn es gepflegt wird, bewahrt es das äußere Gebet vor der Veräußerlichung.

Man kann nie zu viel beten, aber es muss in rechter Weise geschehen. Wenn unser

Herz in unseren Gebeten wirklich bei Gott ist, dann werden sie auch fruchtbar in unserem Leben. Wer aber nicht einmal betet, wie will der den Willen Gottes erfüllen?

Die Erfahrung bestätigt es uns: Wenn schon die oft nicht Gottes Gebote halten, die noch beten, oder sich gar nicht um sie kümmern, dann tun das erst recht die nicht, die nicht mehr beten. In der Regel ist es jedenfalls so.

Wer recht zu beten weiß, der weiß auch recht zu leben. Ohne den Umgang mit Gott verliert der Mensch sehr bald schon das Gespür für die Gebote Gottes, um wie viel mehr dann das Interesse daran, dass er sie erfüllt. Und je mehr wir beten und je mehr unser inneres Beten dem äußeren entspricht, umso mehr werden wir uns in unserem Leben Gott verpflichtet fühlen.

Gerade die, die nicht mehr beten, sie sind es auch, die das Gesetz Gottes beiseite schieben und es durch menschliche Satzungen ersetzen, wie es im Evangelium heißt. Heute bedeutet das, dass sie sich selbst eine Moral zurechtzimmern, eine Moral, die willkürlich ist, die nicht weh tut und deren primäre Aufgabe es ist, das Gewissen zu beschwichtigen.

Heute ist es so, dass für eine wachsende Zahl von Menschen Gottes Gebote keine Rolle mehr spielen und dass auch das Gebet, das äußere und erst recht das innere keine Rolle mehr spielt für sie.

Noch nie haben sich so viele leichtfertig über Gott und seine Gebote hinweggesetzt, noch nie haben aber auch so viele so wenig gebetet. Der Grund ist der, dass selbst Gott uns zur Frage geworden, in seinem Dass und in seinem Wie.

Es geht heute im Grunde nicht mehr um die Gebote, sondern um den, der sie gegeben hat. Wenn es ihn gar nicht gibt, dann werden auch seine Gebote hinfällig. Viele fürchten Gott nicht mehr, deswegen lieben sie ihn auch nicht mehr. Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit, so lesen wir immer wieder im Alten Testament (Ps 110, 10; Sprüche 1, 7; 9, 10). Weil Gott ein Fremdling geworden ist in unserer Welt, darum zählt auch sein Wille nicht mehr. Die Weltlichkeit ist so perfekt geworden, dass eine wachsende Zahl von Menschen Gott weder im Gebet sucht, noch sich um seine Gebote kümmert.

Es gibt zwar Aufbrüche, neue Hinwendungen zu Gott, aber die haben den Charakter der Ausnahme, aufs Ganze gesehen treffen sie nur für kleine Gruppen zu. Und auch mit der neuen Religiosität, von der man oft gesprochen hat, ist es nicht weit her, wenn man genauer hinschaut. Es gibt noch Religionen, die Mehrheiten faszinieren, aber die moderne Zivilisation wird sie bald überrennen, wenn die Entwicklung so weitergeht.

Die meisten Menschen leben oberflächlich dahin und haben jeden Sinn für die Verantwortung vor Gott verloren. Sie tun, was man tut, und denken, was die Vordenker in den Massenmedien ihnen vordenken. Da braucht das Gebot Gottes gar nicht mehr beiseite geschoben zu werden, weil es gar nicht mehr da ist, weil es gar nicht mehr wahrgenommen wird. Das aber ist letzten Endes so, weil so viele nicht mehr beten, weil vielfach nicht einmal mehr schlecht gebetet wird.

Bezeichnend ist die Missachtung des 3. Gebotes des Dekalogs. Man nimmt die Segnungen des christlichen Sonntags in Anspruch, kümmert sich aber überhaupt nicht mehr um den, um dessentwillen dieser Tag gemacht wurde. Ganz selbstverständlich übergeht man eine schwere Verpflichtung und nimmt den Verlust

der heiligmachenden Gnade in Kauf, den Tod der Seele.

Auch die anderen Gebote können wir hier anführen. Um nur noch eines zu nennen: Die Ehrlichkeit oder die Wahrhaftigkeit und, damit zusammenhängend, die Treue. Der eigene Vorteil rechtfertigt alles, wenn überhaupt noch etwas zu rechtfertigen ist.

Das alles muss in einem größeren Zusammenhang gesehen werden: Wo das Gebet stirbt, da schwindet die Verantwortung vor Gott und die Verantwortung überhaupt. Das Gebet und die Erfüllung des heiligen Gotteswillens sind indessen die Voraussetzungen für das Gelingen unseres Lebens, das mit dem Tod nicht zu Ende ist.

\*

Bei dem alttestamentlichen Propheten Micha, der mehr als 700 Jahre vor Christus gelebt hat, lesen wir: „Es ist dir, o Mensch, gesagt, was gut ist, was Jahwe von dir verlangt: Das Rechte zu tun, das Gute zu lieben und in Demut zu wandeln mit deinem Gott“ (Mich 6, 8). Das ist nicht überholt.

Worauf es ankommt in unserem Leben, das ist das Gebet mit dem Herzen und mit dem Munde und - in der Kraft des Gebetes - die Erfüllung des Willens Gottes. Amen.

PREDIGT ZUM 21. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 27. AUGUST 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DIESE REDE IST HART, WER KANN SIE HÖREN“

Der Kernsatz des heutigen Evangeliums lautet: „Diese Rede ist hart, wer kann sie hören!“ Jesus hat das tiefste Geheimnis unseres Glaubens angeschnitten, die Eucharistie, in der wir den Leib und das Blut Christi genießen, den Leib und das Blut des auferstandenen Christus. Dagegen wehren sich seine Zuhörer, weil sie das nicht verstehen können und wohl auch nicht wollen. Jesus versucht, es ihnen zu erklären, wenn er feststellt: „Der Geist ist es, der lebendig macht ... Meine Worte sind Geist und Leben“. Damit will er sagen: Der Mensch darf nicht meinen, er könne Gottes Geheimnisse ergründen, er muss vielmehr in Demut lieben, was er nicht begreifen kann, vorausgesetzt, dass er erkannt hat: Hier spricht Gott selber. In unserem Fall ist es die Person Jesu, der Eindruck, den seine Person erweckt, wodurch seinen Worten die Glaubwürdigkeit geschenkt wird.

Jesus sucht sich verständlich zu machen bei denen, die ihn nicht verstehen oder verstehen wollen, er bemüht sich, seine Worte zu verdeutlichen. Aber Abstriche macht er nicht, abschwächen tut er seine Worte nicht. Auch nicht, als ein Teil der Jünger sich von ihm abwendet. Im Gegenteil, er stellt die Menschen vor die Entscheidung, nicht nur hier, und er nimmt es auch in Kauf, dass sie sich gegen ihn entscheiden. Hier fragt er sogar die Zwölf: „Wollt auch ihr gehen?“

Wir wollen über zwei Punkte dieser Szene nachdenken heute morgen, zum einen über die klare und unerschrockene Rede Jesu, zum anderen über die Empörung der Jünger Jesu, um daran unseren Auftrag und den Auftrag der Kirche in der Gegenwart zu erkennen.

\*

Jesu Zuhörer nehmen Anstoß an seiner Rede. Sie sind empört. Sie empfinden das, was er sagt, als Zumutung. Diese Reaktion bei denen, die doch auf seiner Seite standen, hat Jesus geschmerzt, menschlich gesprochen, das ist nicht zu bezweifeln - wer erhält nicht lieber Zustimmung als Ablehnung? -, aber er nimmt das auf sich. Es geht ja um seine Sendung. Er hat den Mut, klar zu sprechen, um der Wahrheit willen. Er bleibt bei seiner Rede, auch als sie ihm Schwierigkeiten bereitet. Er ruft seine Zuhörer in die Entscheidung. Das tut er bewusst. Er weiß sich der Sache, seiner Sache, der Sache Gottes, verpflichtet. Dabei sieht er gänzlich ab von seiner Person. Bereits hier zeichnet sich das Schicksal seines Kreuzestodes ab. Schon bald wird ihn seine unerbittliche Geradlinigkeit in gewaltsamen den Tod führen.

Jesus klammert in seiner Verkündigung den Erfolg und das Ansehen seiner Person aus. Er buhlt nicht um die Gunst der Menschen. Das ist sein Verhängnis. Wir aber erkennen daran das Göttliche an ihm. Er kennt nur eine Leidenschaft, den Willen Gottes. Der Wille Gottes aber ist die Wahrheit. Dass sie erkannt wird und dass die Menschen sie zur Grundlage ihres Handelns machen. Darum geht es ihm.

Seine Leidenschaft ist die Wahrheit. Er weiß er sich verpflichtet. Kompromisslos ist er, wo immer es um die Wahrheit geht. „Dazu bin ich in die Welt gekommen, um von der Wahrheit Zeugnis zu geben“ (Joh 18, 37) bekennt er vor Pilatus wenige Stunden vor seinem Tod am Kreuz.

Er biedert sich nicht an, er sagt nicht aus Opportunismus nur die Hälfte, er ist alles andere als ein Diplomat. Er weiß - und wir sollten es auch wissen -

Diplomatie im Hinblick auf die Wahrheit bringt immer nur Augenblickserfolge. Wer die Wahrheit kompromittiert, der zerstört das Werk Gottes, im natürlichen wie im übernatürlichen Bereich.

Uns drängt sich hier die Frage auf, wie es damit bei uns steht, mit dem Respekt vor der Wahrheit und mit dem Mut zur klaren Rede, denn die Nachfolge Jesu, die Bedingung für die Gemeinschaft mit ihm, bezieht sich auch auf diesen Punkt, ja, gerade auf diesen, denn er zeigt uns den entscheidenden Zug im Verhalten Jesu, jenen Zug, der ihn in den Tod geführt hat.

Die Unsachlichkeit oder auch der Opportunismus oder auch der mangelnde Respekt vor der Wahrheit breiten sich heute bedenklich aus und zerstören das gesellschaftliche und vielfach auch das kirchliche Leben. Die Inhalte werden immer gleichgültiger, sie werden immer mehr zu einem Mittel, sich selber darzustellen. Die Wahrheit und ihr Anspruch werden verdrängt durch subjektive Interessen. Für viele lautet die wichtigste Frage: Wie komme ich am besten durch? Viele fürchten nichts mehr, als dass sie ihre Freunde verlieren, als dass sie an Ansehen einbüßen, als dass sie sich unbeliebt machen, als dass sie mit ihren Ideen nicht ankommen. Dafür opfern sie die Wahrheit, als Ganze oder in Teilen. Das tun sie letzten Endes deshalb, weil ihnen die Wahrheit viel gleichgültiger geworden ist, als sie es wahr haben wollen, das tun sie aber auch deshalb, weil die Menschenfurcht sich heute wie eine Seuche ausbreitet. Die Menschenfurcht, sie strömt heute in jenes Vakuum, in dem einst die Gottesfurcht angesiedelt war.

In der Schule Jesu lernen wir Geradheit, Sachbezogenheit, Unerschütterlichkeit und den unbeirrbaren Dienst an der Wahrheit.

Diese Haltungen oder Tugenden sind nicht zu verwechseln mit Starrheit, Verbohrtheit und geistiger Unbeweglichkeit oder mit Eigensinn. Wir müssen uns wohl überlegen, was wir sagen. Nicht immer liegt die Wahrheit an der Oberfläche. Im Hinblick auf die Erkenntnis der Wahrheit ist es sehr wohl angebracht, dass wir selbstkritisch sind. Aber wenn wir erkannt haben, worum es geht, was der Wille Gottes oder was die Wahrheit ist, dann dürfen wir keine Mühen, keine Verdächtigungen und keine Feindseligkeiten der Menschen fürchten. Da muss uns der Mut Jesu beflügeln. Da müssen wir sprechen, wie er gesprochen hat. Er hat die Wahrheit gesagt, in Liebe freilich, nicht wie ein Fanatiker, aber er hat sie nicht abgeschwächt.

Es drängt sich hier die Frage auf: Spricht denn die Kirche heute so, in ihren offiziellen Verlautbarungen? Ist das die Sprache der Priester in ihrer Verkündigung? Spüren wir da etwas von der Unbeugsamkeit Jesu, von der Kompromisslosigkeit, wie sie in dessen Frage zum Ausdruck kommt: Wollt auch ihr gehen?

Es gibt noch kompromisslose Verlautbarungen in der Kirche, Gott sei Dank, vor allem, wenn sie aus Rom kommen. Es gibt noch Priester, die in ihrer Verkündigung und in ihrer Seelsorge schlicht der Wahrheit die Ehre geben. Gott sei Dank. Aber die entschiedene und unerschrockene Rede Jesu ist nicht mehr die Regel.

Das ist bedauerlich. Denn die Sprache Jesu ist die Norm für die Kirche und für einen jeden Gläubigen.

An die Stelle des klaren „Ja - Ja“ und des klaren „Nein - Nein“ ist heute allzu oft das unbestimmte und unverbindliche „Ja und Nein“ getreten.

Diplomatie und Opportunismus auf Kosten der Wahrheit, im Dienste der Bequemlichkeit und im Dienste der Augenblickserfolge, das gibt es heute, und leider sehr oft. Allein, das führt in den Ruin, die Kirche, die Gesellschaft und die Politik.

\*

Aber nicht nur die Rede Jesu ist eine Frage an uns, auch die Reaktion seiner Jünger auf diese Rede, die Anstoß nehmen an ihm und sich abwenden von ihm. Ihnen gefällt die Forderung Jesu nicht, sie begreifen ihn nicht oder wollen ihn nicht begreifen. Sie denken in festen Bahnen. Das Umdenken erscheint ihnen zu mühevoll. Deshalb verlassen sie ihn, gehen sie von dannen. Auch sie halten uns den Spiegel vor.

Immer wieder kommt es vor, dass wir die Wahrheit als hart empfinden oder als eine Zumutung, weil uns das Nachdenken allzu mühsam erscheint, weil wir es besser wissen, weil wir nicht umdenken, weil wir die Folgen der Erkenntnis der Wahrheit nicht auf uns nehmen wollen.

Wenn uns jemand sagt, was wahr ist und was wir tun sollen, so werden wir zuweilen von der Versuchung erfasst, dagegen aufzubegehren, statt dass wir dankbar sind für das, was uns gesagt wird. Wir sollten es sein, zumal wenn jemand im Namen Gottes zu uns spricht. Letzten Endes ist das eine Frage der Demut. Wir reden dann gern von unserem Gewissen, meinen jedoch unsere subjektiven Empfindungen, unsere geistige Unbeweglichkeit und unsere Bequemlichkeit. Es kommt sehr häufig vor, dass wir den subjektiven Willen mit dem Gewissen verwechseln. Das Gewissen sagt

uns nur, dass wir gut sein müssen, was aber gut ist, das sagen uns die Vernunft und Gottes Offenbarung, genauer: die Kirche, die vom Geist Gottes geführt wird in ihren Hirten.

\*

Jesu klare Rede, die sich nicht vor Misserfolg und vor Anfeindung fürchtet, ist für uns ein verpflichtendes Beispiel. Das mag uns auf den Weg des Kreuzes führen, aber dieser ist eine „via regia“, wie man im Mittelalter sagte, „ein königlicher Weg“.

Die Empörung der Jünger Jesu, die nicht verstehen können und wollen, weil sie ihre eigenen Ideen für besser halten und weil sie nicht die Konsequenz der Wahrheit wollen oder weil sie lieber in ihrem Trott bleiben wollen oder weil sie nicht auffallen wollen, sie erinnert uns daran, dass wir dankbar sein müssen für Gottes Weisung und dass es gilt, in Demut umzukehren, wenn uns tiefere Einsichten geschenkt werden, sie erinnert uns daran, dass unser Erkennen seine Grenzen hat, vor allem, wenn es mit bestimmt ist vom Hochmut und von der Selbstgefälligkeit.  
Amen.

PREDIGT ZUM FEST DER LEIBLICHEN AUFNAHME MARIENS IN DEN HIMMEL,  
GEHALTEN AM 20. AUGUST 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ALLES, WAS ER EUCH  
SAGT, DAS TUT“

Das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, das wir am vergangenen Dienstag gefeiert haben und das wir heute commemorieren, ist das älteste unter den Marienfesten. Nach alten Quellen wurde es bereits um 500 in den Klöstern Palästinas gefeiert. Man sprach vom Fest des Heimgangs der Mutter Jesu. Wir kennen nicht den Ort ihres Todes, noch weniger das genaue Datum dieses ihres Heimgangs. Die alte Überlieferung spricht von Jerusalem und von Ephesus und von 72 Lebensjahren. Die Legende erzählt, die Apostel hätten nach dem Tod Mariens ihr Grab noch einmal geöffnet und darin nur wohlduftende Blumen vorgefunden. Damit bringt man gern die Kräuterweihe in Verbindung, die an diesem Festtag vielerorts stattfindet.

Mit dem Fest des Heimgangs Mariens bekennen wir ihre Auferstehung, ihre Aufnahme in den Himmel mit Leib und Seele. Diese Wahrheit reifte im Glaubensbewusstsein der Kirche im Laufe der Jahrhunderte immer mehr heran bis sie im Jahre 1950, am 1. November, in feierlicher Weise als Dogma definiert wurde.

Damit wurde, im Vertrauen auf den Heiligen Geist, der seine Kirche gemäß den Worten Jesu in alle Wahrheit einführt, das klar ausgesprochen, was man schon Jahrhunderte hindurch geglaubt hatte, implizit und ahnungsweise, was dann aber immer klarer und deutlicher hervortrat.

Die Wirklichkeit von der Aufnahme Mariens in den Himmel spricht zu uns von der Entmachtung des Todes und von der Würde des menschlichen Leibes und damit der Schöpfung überhaupt.

\*

Der Tod lastet wie ein schwerer Druck auf der Menschheit, auch heute. Aus Furcht vor ihm sind die einen ständig auf der Flucht, auf der Flucht in den Lärm, in die Betriebsamkeit, in die Arbeit oder einfach in die Sünde, leben die anderen so als müssten sie nie sterben oder als ob mit dem Tod alles zu Ende sei (vgl. die Audienz des Heiligen Vaters am vergangenen 17. August). Die einen wie die anderen betrügen sich jedoch selbst. Sie fliehen vor dem, was sich an ihre Fersen heftet, und verschließen die Augen vor dem, was sich vor ihren Augen abspielt. Oft ist es dabei noch so, dass sie stolz erklären, es gebe nur das Diesseits, und dass sie sich als Lebenskünstler gebärden, optimistisch und selbstsicher, während ihr Leben im Tiefsten von großer Angst bestimmt wird, von Resignation, von Pessimismus und von innerer und äußerer Unordnung. Sie leiden an ihrem Dasein, und es wäre ihnen im Grunde lieber, wenn sie gar nicht ins Dasein getreten wären.

Hinter einer übermütigen Fassade verbirgt sich bei den Menschen unserer Zeit oft eine grenzenlose innere Leere, verbergen sich bei ihnen oft tiefe Traurigkeit und Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit bis hin zur Verzweiflung. Man lebt in innerer und äußerer Unordnung und redet sich ein, dass man das will, dass das gut ist, im Tiefsten sucht man jedoch die Ordnung und die Harmonie. Und die Resignation nennt man Realismus und nüchterne Bewältigung des Schicksals. Das sind indessen nur leere Worte.

Den Tod Mariens feiern wir als ihren Heimgang und bekennen damit, dass mit ihrem Tod ihr Daheimsein begann. Da wurde sie mit ihrem Kind, das Gott selber war, für immer vereinigt. Ihr Schicksal aber ist unsere Bestimmung: Heimgang zu Gott und ewiges Leben bei Gott als Alternative zur ewigen Verlorenheit, zur endlosen Qual in der Gemeinschaft der unseligen Geister.

Der Heimgang Mariens, ihre Aufnahme in den Himmel, bedeutet daher für uns zugleich Hoffnung und Mahnung, Hoffnung, sofern das dunkle Tor des Todes im Lichte ihres Heimgangs zum Ziel unseres Pilgerdaseins wird und zum Beginn eines besseren Lebens, Mahnung, sofern die Vollendung, sofern das Schicksal Mariens unseren guten Kampf zur Voraussetzung hat. Sie war die Magd des Herrn und als solche hat sie der Schlange den Kopf zertreten. Die ewige Gemeinschaft mit Gott ist nicht nur ein Geschenk, sie sieht nicht ab von unserem Einsatz für Gott, für das Gute und für die Menschen, für ihr körperliches und für ihr seelisch-geistiges Wohl.

Die Meinung dass die freien Handlungen des Menschen irrelevant sind für das ewige Schicksal des Menschen, das ist einer der verhängnisvollsten Irrtümer unserer Zeit. Dabei ist der doppelte Ausgang der Geschichte ein formelles Dogma der Kirche. Die Heilige Schrift sagt wiederholt: „Ein Kriegsdienst ist unser Leben“ (Hiob 7, 1; vgl. 1 Tim 1, 19 und 2 Kor 10, 4 f). Das ist die Wahrheit, und wer das ablehnt, der spricht sich selber sein Urteil, für den muss man zumindest um seine Ewigkeit fürchten.

Das Festgeheimnis von der Aufnahme Mariens in den Himmel erinnert uns nicht nur an die Entmachtung des Todes für die, die guten Willens sind, es bezeugt uns auch die unvergleichliche Würde des Menschen.

Wie der Leib Christi und der Leib Mariens in die Herrlichkeit Gottes eingegangen sind, so sind auch wir auch in unserer Leiblichkeit für die Ewigkeit bestimmt.

Auch das, was sichtbar ist an uns, was natürlicherweise der Vergänglichkeit

unterworfen ist, soll in verklärter Daseinsweise an der Seligkeit des Himmels, der Vollendung, Anteil haben.

Die Würde des Menschen, seines Leibes, ist aber heute ungemein bedroht. Das stellte Papst Pius XII. schon im Jahre 1950 fest, als er dieses Festgeheimnis feierlich definierte. Heute gilt das noch weit mehr als damals.

Die Würde des Menschen, der das Ebenbild Gottes ist, wird heute mit Füßen getreten, wenn der Leib des Menschen vergötzt und der Mensch auf das rein Animalische reduziert wird, wenn man ihn auf mannigfache Weise zum Objekt macht, ihn benutzt, wie man einen Gegenstand benutzt. Und das geschieht Tag für Tag, und manchmal beteiligen sich daran noch solche, die zur Kirche gehören, nominell jedenfalls. Zu solcher Zerstörung ihrer Würde ruft man die Menschen heute in vielfacher Weise auf und verführt sie nicht selten dazu.

Denken wir nur einmal daran, in welcher Kleidung sich viele heute der Öffentlichkeit präsentieren, gerade auch in der Sommerzeit, wie viele sich dem Diktat einer gottlosen und menschenverächterischen Mode unterwerfen und wie es nur wenige sind, die sich dem entziehen, die erkennen, woher der Wind weht, die das ideologische Fundament solcher Manipulation wahrnehmen und die die Konsequenzen daraus ziehen.

Die Anpassung der Christen an den Zeitgeist eskaliert heute. So könnte man es nennen. Das aber ist Verrat, wenngleich hier mehr die Gedankenlosigkeit verantwortlich zu machen ist als der böse Wille, weil die Verantwortlichen allzu sehr schweigen oder auch gedankenlos sind, was Gott ihnen freilich nicht nachsehen wird. So ist es jedenfalls zu befürchten.

Die Menschenwürde gehört zu den allgemeinen Menschenrechten, die die UNO verbürgt: Die Würde des Menschen ist unantastbar, heißt es da. Aber wie blind ist man in diesem Punkt, und wie dialektisch wird diese Wirklichkeit heute oftmals interpretiert?

Und viele zerstören ihre Würde selber aus mangelndem Nachdenken, aus der Verfallenheit an den Geist der Zeit oder auch aus dem Verlust jeder moralischen Verantwortung.

Mit der Loslösung von Gott und seiner Offenbarung haben wir Schleusen geöffnet und vor allem die Sonderstellung des Menschen verraten. Mit der Preisgabe unserer Würde und der Würde des Mitmenschen bereiten wir aber menschenverachtenden Regierungen, totalitären Systemen, den Weg. Schon immer haben sich die Totalitären als Protagonisten der Freiheit getarnt.

Der inneren Versklavung folgt die äußere. Aus der Missachtung der Würde folgen hemmungslose Triebhaftigkeit und Zerstörung von Ehe und Familie, folgen Abtreibung und Euthanasie. Es scheint so, als ob der Verstand dabei in wachsendem Maß vernebelt wird.

\*

Die Aufnahme Mariens in den Himmel bezeugt uns die Entmachtung des Todes und die unvergleichliche Würde des Menschen. Beides aber ist nicht nur Gabe, sondern gleichzeitig auch Aufgabe. Aufgabe, das heißt Verpflichtung, dass wir uns dem Diktat des „man“ entziehen, in unserem Denken und in unserer Lebensführung, dass

wir anders leben, anders arbeiten, uns anders erholen, uns anders kleiden und anders erziehen. Der Weg ist die Verehrung Mariens, das kindliche Vertrauen zur Mutter des Herrn, die uns noch heute wie einst auf der Hochzeit zu Kana zuruft: Alles, was er euch sagt, das tut. Die Verehrung Mariens verleiht unserem Glauben Farbe und Tiefgang und - den Geist der Unterscheidung der Geister. Und nicht zuletzt schenkt sie uns in der Wirrnis unserer Zeit den Blick für das, was wahr und was gut ist. Amen.

PREDIGT ZUM 19. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN IN FREIBURG, ST. MARTIN,

AM 13. AUGUST 2006

„WENN JEMAND VON DIESEM BROT ISST, WIRD ER DAS  
EWIGE LEBEN ERHALTEN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags berichtet von der Verheißung des Altarssakramentes im Anschluss an die wunderbare Brotvermehrung. Jesus bezeichnet sich da als das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Und seine Rede gipfelt in dem Satz: „Wenn jemand von diesem Brot isst, wird er das ewige Leben erhalten, das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt“. Damit wird unser Blick auf das letzte Mahl gerichtet, das Jesus vor seinem Tod mit seinem engsten Jüngerkreis, mit den zwölf Aposteln, gehalten hat, in dem sich diese Verheißung zum ersten Mal erfüllt hat. Die Wiederholung dieses Geschehens stellt in der Gestalt des Messopfers seither die Mitte des Christentums dar.

Für die katholischen Christen war das Messopfer stets die Mitte ihres religiösen Lebens, der Kern ihres Glaubens und seines Vollzuges, objektiv gesehen jedenfalls, die Vergegenwärtigung des Geschehens von Golgotha, des Kreuzesgeschehens.

In den protestantischen Gemeinschaften hat man diese Verheißung und dieses Vermächtnis Christi seit der Reformation im Allgemeinen sehr vernachlässigt. Erst in der Gegenwart besinnen sie sich wieder darauf, jedenfalls teilweise. Dankbar müssen wir feststellen, wie bei manchen evangelischen Gemeinschaften das Abendmahl mehr und mehr seinen zentralen Platz zurückerhält, wengleich das Verständnis dieses Geheimnisses dort ein ganz anderes ist als bei uns, was oft übersehen wird, bewusst oder aus Mangel an Kenntnissen.

\*

Der entscheidende Satz des Evangeliums des heutigen Sonntags lautet: „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist, wer davon isst, wird das ewige Leben finden, denn das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt“ (Joh 6, 51).

Diese Aussage hat nur einen Sinn, wenn man sie auch umkehren kann. Also: Wer nicht von dieser Speise isst, der verfehlt das ewige Leben. Das heißt in der Sprache der Bibel: Der kommt nicht zu Gott nach seinem Tode. Die Bedingung für das Erreichen des ewigen Zieles, damit die Bedingung für das wahre Leben, ist der Empfang der Eucharistie. Das gilt natürlich nur, sofern wir die Einsicht haben, denn so einfach ist es nicht, die Kinder des Lichtes von den Kindern der Finsternis zu unterscheiden. Gott bindet das ewige Heil nicht ausschließlich an

äußere Vorgänge. Für den schuldlos Uneinsichtigen hält er andere Wege bereit.

Dennoch hat er uns dieses Sakrament geschenkt, dass wir es verkünden und empfangen als den ordentlichen Weg zum ewigen Heil.

Es handelt sich bei diesem Sakrament nicht um Mahlgemeinschaft mit Christus, wie man heute gern sagt, sondern der geopfert Christus selber ist die Speise, die wir hier empfangen, der geopfert Christus, der in der Gegenwart, seit seiner Auferstehung von den Toten, der verklärte Christus ist. Er isst nicht mit uns, sondern wir empfangen ihn als Speise. Aber damit ist es noch nicht getan, mit dem Empfang allein.

Viele empfangen das Sakrament der Eucharistie heute, relativ viele. Das ist zunächst einmal zu begrüßen. Diese Freude wird aber gedämpft, wenn man sieht, wie das geschieht, und wenn man sich Gedanken macht über die innere Verfassung derer, die hinzutreten. Wir schließen von der Wirkung auf die Ursache, mit Recht. Von dem Wie aber hängt die Wirksamkeit des Sakramentes ab, in entscheidender Weise. Denn der Empfang des Sakramentes ist keine Magie.

Glaube und Ehrfurcht sind wichtige Voraussetzungen für einen fruchtbaren Empfang der eucharistischen Speise. Zum Glauben muss die Ehrfurcht hinzukommen, denn das Innere des Menschen muss auch nach außen in Erscheinung treten, sonst geht es bald verloren. Wir dürfen nicht vergessen: Der Glaube ist das Überzeugtsein von einer Wirklichkeit, die wir nicht sehen. So sagt es der Hebräerbrief (Hebr 11, 1).

Gott wirkt zwar im Sakrament ohne uns, aber - wenn wir uns nicht öffnen, kommt Gottes Gnade nicht zur Wirkung in uns. Glaube und Ehrfurcht sind unverzichtbare

Bedingungen für den fruchtbaren Empfang des Sakramentes, aber noch wichtiger als der Glaube und die Ehrfurcht ist die innere Disposition, das Freisein von schweren Sünden. Das eucharistische Sakrament ist ein Sakrament der Lebenden. Das heißt: Es setzt die Gnadenstand voraus.

Im ersten Korintherbrief warnt der Völkerapostel Paulus vor dem unwürdigen Empfang dieser Speise. Er schreibt: „Darum prüfe sich der Mensch, erst dann esse er von diesem Brot und trinke aus diesem Kelch, denn wer unwürdig isst und trinkt, der isst und trinkt sich das Gericht, weil er diese Speise nicht gewöhnlicher Speise unterscheidet“ (1 Kor 11, 28 f).

Es geht nicht mit rechten Dingen zu, wenn die Zahl der Kommunikanten wächst und die Beichtstühle veröden.

In der ostkirchlichen Liturgie ruft der Diakon vor der Austeilung der heiligen Kommunion: „Das Heilige den Heiligen!“

Gewiss ist es gut und sinnvoll, häufig zur heiligen Kommunion zu gehen, ja, die tägliche heilige Kommunion ist das Ideal. Die häufige heilige Kommunion setzt aber die rechte innere Einstellung voraus, und sie verpflichtet zu einem ernsthaften und bewussten Leben in der Nachfolge Christi, das heißt: zu einem Leben des Gebetes und der Erfüllung der Gebote Gottes, verbunden mit dem Bemühen, die Welt zu verchristlichen, zumindest passiv, durch das glaubwürdige Zeugnis eines christlichen Lebens. Das ist aber in der Gegenwart nicht ganz leicht, weil diese ganz anders geartet, weil sie völlig verweltlicht ist. Wer seine Christenpflichten treu erfüllt, der steht heute oft allein.

Die rechte Disposition meint vor allem das Freisein von schwerer Schuld, den Gnadenstand. Wenn ich etwa am vergangenen Sonntag nicht die heilige Messe besucht habe aus Gleichgültigkeit, kann ich nicht mehr die heilige Kommunion empfangen, ohne zuvor gebeichtet zu haben. Denn der Besuch der heiligen Messe am Sonntag ist eine schwere Verpflichtung.

Darüber hinaus gibt es im Alltag immer wieder Versuchungen zu schweren Sünden, kommen im Alltag immer wieder schwere Sünden vor, zu denen wir durch gewissenlose Menschen verführt werden, Verfehlungen gegen Gott, gegen den Glauben, gegen die Mitmenschen und gegen das eigene Ich.

Beachtet man nicht die innere Disposition, begeht man ein Sakrileg, entweihet man das Heiligste, wir nennen es auch das Allerheiligste. Damit verliert man das Wohlwollen Gottes, ruft seine Strafe auf sich herab und verstrickt sich immer tiefer in die Gottesferne, wird dadurch aber auch mehr und mehr blind für das Gute.

\*

Die eucharistische Speise ist wichtiger als die natürliche Speise. Diese nährt unser zeitliches Leben, das ohnehin vergänglich ist, jene aber vermittelt uns das ewige Leben.

Die eucharistische Speise ist der geheimnisvolle Leib des auferstandenen Christus. Darum müssen wir uns prüfen, bevor wir ihn empfangen, dürfen wir nicht, mit einer schweren Sünde belastet, hinzutreten zu diesem Sakrament.

Darüber hinaus sind Glaube und Ehrfurcht die Voraussetzung für das Wirken der Gnade bei diesem zentralen Sakrament. Die Sakramente sind keine Zaubermittel, ihre Wirksamkeit ist nicht unabhängig von unserem Bemühen.

Gleichgültigkeit ist hier und bei dem Empfang der Sakramente allgemein deshalb so verhängnisvoll, weil sie Gottes Liebe verspottet und - im Fall des eucharistischen Sakramentes - die Mitte des Glaubens, das zentrale Geheimnis des Christentums, verletzt, profaniert und entweiht. Amen.

PREDIGT ZUM FEST DER VERKLÄRUNG DES HERRN, GEHALTEN AM 6. AUGUST  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DIES IST MEIN GELIEBTER SOHN, AUF IHN SOLLT IHR HÖREN“

Von alters her wird die Verklärung Jesu an einem eigenen Festtag gefeiert, obwohl der Bericht von diesem Ereignis in jedem Jahr am 2. Fastensonntag als Evangelium verlesen wird. Wir feiern die Verklärung Jesu an einem eigenen Festtag, weil sie im Leben Jesu einen besonderen Stellenwert hat und somit auch für unser Leben als Christen von besonderer Bedeutung ist. Zuerst wurde das Fest im Osten gefeiert, schon im 5. Jahrhundert ist es dort nachweisbar. Im Westen wurde es erst im ausgehenden Mittelalter allgemein eingeführt. Noch heute hat es einen solchen Rang, dass es die Liturgie des Sonntags verdrängt. In der Einsamkeit und im Gebet - wahrscheinlich hat das Ereignis der Verklärung Jesu in der Nacht stattgefunden - sind drei Jünger Zeugen eines unbeschreiblichen Vorgangs, eines Vorgangs, der den Anspruch und das Wirken Jesu beglaubigen und uns einen Vorgeschmack der

Ewigkeit geben will.

Der Vorgang gipfelt in der Stimme von oben: „Dieser ist mein geliebter Sohn, auf ihn sollt ihr hören!“ Das Hören auf ihn, auf den geschichtlichen Jesus und auf den in seiner Kirche fortlebenden Christus, das haben viele sich abgewöhnt. Darum gibt es viel Leid im Kleinen wie im Großen, in unserem persönlichen Leben wie auch in unseren Familien, im Leben unseres Volkes wie auch im Leben der Völker. Darum herrscht heute weithin das Chaos in der profanen Gesellschaft, aber auch nicht selten in der Kirche.

Um ein wenig tiefer zu erfassen, was mit dem Imperativ „auf ihn sollt ihr hören“ gemeint ist, wollen wir uns drei Fragen stellen. Die erste Frage: Was heißt „hören“ in diesem Zusammenhang? Die zweite Frage: Warum sollen wir gerade auf ihn hören? Und die dritte Frage: Wo hören wir ihn, wo begegnet uns seine Stimme heute?

\*

Was heißt hören in diesem Zusammenhang? Hören heißt hier: Nicht selber über sein Leben bestimmen wollen, sondern sich sagen lassen, was man denkt und was man tut. Das Wort „hören“ hängt innerlich zusammen mit „gehören“. Gehören ist ein intensives Hören, ein Hören, das Konsequenzen hat, das zum Maßstab des Denkens und Handelns wird. Viele wollen nicht hören, es sei denn - so sagen sie - auf ihr eigenes Gewissen. Dabei haben sie nicht selten merkwürdige Vorstellungen über das Gewissen.

Die Weise, wie viele sich heute auf ihr Gewissen berufen, wie viele heute das

Gewissen verstehen, widerspricht nicht nur dem christlichen Glauben, sie ist auch extrem unvernünftig. Oft ist es heute so, dass man mit der Berufung auf sein Gewissen die Willkür rechtfertigt und dass man mit der Berufung auf sein Gewissen der Bequemlichkeit die Gloriole des Moralischen anheftet. Man spricht dabei gern von der Mündigkeit und von der Autonomie des Gewissens. Dem tiefer Schauenden offenbart sich darin die wachsende Abwendung von Gott und von seinem Gesetz.

Man kann das Hören auf das Gewissen nicht gegen das Hören auf Gott ausspielen, und man kann nicht gegen Gott auf das Gewissen hören. Das Gewissen ist von seiner Natur her auf Gott hin angelegt. Es ist nicht schöpferisch, es kann nicht schöpferisch sein. Seine konkrete Gestalt findet es im Hören, im Hören auf den Schöpfer und auf den Erlöser, und zwar dort, wo die Stimme Gottes vernehmbar wird.

Nur wenn wir hören auf den Schöpfer und den Erlöser, wissen wir, wie wir leben müssen, nur wenn wir uns den Weg zeigen lassen, gelangen wir ans Ziel.

Hören im Sinne des Evangeliums heißt: Gott gehorsam sein und Gott gehören. Wer Gott gehorcht und ihm gehört, der tut im Grunde nichts anderes als das, dass er in Demut die Wirklichkeit bejaht und sich in sie einfügt.

Je mehr wir unsere Selbstbestimmung betonen und unsere Autonomie, je weniger wir bereit sind zu hören, umso mehr verlieren wir unsere Freiheit. Das ist fatal.

Indem wir uns gegen das Gesetz Gottes erheben, indem wir uns vom Gesetz Gottes abwenden, werden wir eine leichte Beute des Gesetzes dieser Welt. Wer nicht ein Knecht Gottes sein will, wird bald ein Sklave der Welt sein. Wer nicht auf Gott hört, der hört auf die Worte der Menschen, auf die Sirenenklänge der Welt, ob er

es wahr haben will oder nicht. Die Worte der Welt klingen sanft, aber nicht selten sind sie grausam. Heute dringen sie pausenlos an unser Ohr, und sie bedrängen uns mit einer solchen Intensität, mit einer solchen Lautstärke, dass schon deswegen viele taub geworden sind für die Stimme Gottes. Der Geist der Welt, der sich darin kundtut - Jesus spricht von dem Fürsten dieser Welt -, wirkt vielfach unbewusst auf uns ein. Dabei verwandelt er unsere Vorstellungen und unser Denken stetig, damit aber unser Tun und Lassen. Es ist eine alte Erfahrungstatsache: Was wir unbewusst aufnehmen, wirkt nachhaltiger auf unser Verhalten ein als das, was wir bewusst aufnehmen und mit dem Verstand verarbeiten.

Fest steht, dass wir in einer merkwürdigen Lage sind: Je weniger wir bereit sind, auf Gott oder auf Christus zu hören, um so mehr werden wir bestimmt von den widergöttlichen Mächten, in der Regel gar unbewusst. Dadurch werden wir jedoch nicht von unserer Verantwortlichkeit dispensiert. Die Verantwortlichkeit wird reduziert, aber nicht aufgehoben.

Warum müssen wir gerade auf ihn, auf Christus, hören, auf den, der auf dem Berge Tabor verklärt wurde? Das ist die zweite Frage.

Die Antwort auf diese Frage gibt das Evangelium sogleich im Zusammenhang mit der Aufforderung, die uns hier beschäftigt. Sie lautet: Weil er der geliebte Sohn des himmlischen Vaters ist, weil er nicht nur ein menschlicher Weisheitslehrer ist, sondern die zweite göttliche Person, der menschengewordene Gottessohn. Aber schon das wird von nicht Wenigen, manchmal auch von Katholiken, in Frage gestellt, dass er der Sohn Gottes ist, seinhaft, im metaphysischen Sinne. Damit verliert sein Wort aber seine letzte Verbindlichkeit.

„Jesus ist ein beispielhafter Mensch“, das ist eine Auffassung, die immer mehr an Boden gewinnt. Sie ist bequem und erspart uns das demütige Glauben. Mit dieser Auffassung können wir uns vor allem leichter einigen mit den verschiedenen christlichen Konfessionen und darüber hinaus mit den verschiedenen nichtchristlichen Religionen.

Wo hören wir die Stimme Christi? Das ist die dritte Frage. Die Antwort muss hier lauten: In der Schöpfungsordnung und in der Heiligen Schrift. Das sind gleichsam zwei Bücher, in denen wir lesen können, die allerdings nicht eindeutige Auskunft geben. Vor allem gilt das für das zweite Buch, für die Heilige Schrift, denn gäbe die Heilige Schrift eindeutige Auskunft, dann gäbe es nicht so viele christliche Denominationen, die sich allesamt auf die gleiche Heilige Schrift berufen, angefangen bei den Arianern der Alten Kirche bis hin zu den Bibelforschern des 19. Jahrhunderts.

Gewiss ist die Heilige Schrift die Grundlage unseres Glaubens. Aber sie ist nicht eindeutig. Eindeutig wird das vieldeutige Wort der Schrift erst durch die Verkündigung der Kirche.

Jesus sagt: „Wer euch hört, der hört mich“ (Lk 10, 16). Und im Römerbrief lesen wir: „Der Glaube kommt vom Hören“ (Rö 10, 17). Das will sagen, dass er nicht vom Lesen kommt. Dieses Prinzip wird allein im katholischen Verständnis des Christentums in letzter Konsequenz durchgehalten.

Es ist die Verkündigung der Kirche, durch die die Vieldeutigkeit der Schrift zur Eindeutigkeit des Glaubens geführt wird. In der Verkündigung der Kirche ertönt

die Stimme Christi in den Jahrhunderten. Wir sprechen daher von dem in der Kirche fortlebenden Christus. Durch die Kirche wird der Glaube unfehlbar bewahrt in der Geschichte bis zum Jüngsten Tag.

Ihn finden wir nicht in jedem Fall bei diesem oder jenem Pfarrer oder bei diesem oder jenem Bischof. Um der Einheit des Glaubens willen hat Christus das Petrusamt gestiftet, das uns im Papsttum begegnet. In Zeiten der geistigen Verwirrung erhält es eine besondere Bedeutung. Im Papsttum verbürgt uns der Geist Gottes die Wahrheit des Glaubens in letzter Sicherheit. Darum schaut der Katholik nach Rom, auf den Papst, nicht nur in Zeiten der Verwirrung. Ohne den Papst verliert der Katholik seine Identität. Am Wort des Papstes misst er das Wort der Priester und der Bischöfe.

Dem Papst, den wir als den Stellvertreter Christi auf Erden verstehen, gilt unser Vertrauen, nicht weil er dieser bestimmte Mensch ist, sondern weil Gott, weil Christus sich seiner bedient. Das ist der Glaube der Kirche.

\*

Viel Leid bleibt uns erspart, im Kleinen wie im Großen, wenn wir auf Christus hören, auf Christus und seine Kirche. Das Chaos unserer Zeit würde geordnet, wenn wir uns auf die Wahrheit besinnen würden, die Gott uns schenkt in seinem Wort. Immer ist es die Wahrheit, die uns frei macht. Der Irrtum und die Lüge stürzen uns ins Verderben, in diesem Leben und in dem kommenden. Die Wahrheit zeigt uns den rechten Weg in unserem vergänglichen Leben, sie zeigt uns aber auch den Weg zum ewigen Leben. Das rechte irdische Leben verbürgt uns das ewige Leben, die ewige Verklärung. Von ihr will uns die Verklärung Jesu einen Vorgeschmack

vermitteln. Sie wird uns einmal geschenkt, die ewige Verklärung, wenn wir auf den unsichtbaren Christus hören, der in seiner Kirche eine sichtbare Gestalt angenommen hat, wenn sein Wort der Maßstab unseres Lebens ist. Amen.

PREDIGT ZUM 17. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 30. JULI 2006  
IN MUENCHEN, IM EXERZITIENHAUS SCHLOSS FUERSTENRIED

Die wunderbare Brotvermehrung, über die uns das Evangelium des heutigen 17. Sonntags des Kirchenjahres berichtet will die göttliche Macht Jesu bezeugen, darüber hinaus aber will sie ein Gleichnis sein. Das natürliche Brot, das das leibliche Leben nährt, richtet unseren Blick auf das übernatürliche Brot der Seele, auf das Geheimnis der Eucharistie. Die wunderbare Brotvermehrung ist von daher eine Vorausdarstellung des eucharistischen Opfermahles. Die natürliche Speisung der 5000 will uns hinführen zur übernatürlichen Speisung der Millionen, die heute - 2000 Jahre später - in aller Welt am Tisch des Herrn das Brot des Lebens empfangen. Das ist das größere Wunder, Christus, die wunderbare Speise der Seelen.

Wichtiger als die natürliche Speise ist die übernatürliche - das Hintergründige ist immer bedeutsamer als das Vordergründige. Wichtiger als die natürliche Speise ist die übernatürliche, denn sie schenkt uns das ewige Leben. Deshalb müssen wir auch bei der Brotbitte im Vaterunser in erster Linie an diese übernatürliche Speise denken. Sie kann uns allerdings nur dann das ewige Leben vermitteln, wenn wir sie im Geist des Glaubens empfangen. Dieser Glaube ist jedoch vielfach verloren gegangen, der Glaube im Allgemeinen und der Glaube an das eucharistische

Geheimnis im Besonderen.

Angesichts des eucharistischen Geheimnisses zeigt sich der allgemeine Glaubensverfall besonders schmerzlich und verhängnisvoll. In gewisser Weise kann man sagen: Der Unglaube gegenüber dem Geheimnis der Eucharistie verursacht ihn, mehr noch aber ist er eine Folge von ihm.

Der häufige Empfang der heiligen Kommunion, der an sich gut ist, ist in sehr vielen Fällen ohne Wirkung, weil er ohne Glauben, weil er ohne innere Ergriffenheit erfolgt, weil viele die eucharistische Speise im Grunde mit natürlichem Brot verwechseln und darin bestenfalls nichts anderes sehen als ein Symbol für den Leib Christi, als ein Sinnbild für den auferstandenen Herrn, weil sie darin nicht mehr die Wirklichkeit sehen und erkennen, wie sie die Kirche glaubt und seit eh und je geglaubt hat.

\*

Der Glaube an die Gegenwart Christi im Geheimnis des allerheiligsten Altarssakramentes hat sich abgenutzt. Dass in der heiligen Wandlung das Brot und der Wein wirklich verwandelt werden in Christi Fleisch und Blut und dass damit das Geheimnis des Kreuzes gegenwärtig wird, das bekennen zwar viele noch mit dem Mund, aber im Herzen glauben es immer weniger Christen. Sonst würde unsere Welt angesichts der vielen Kommunionen, die auch heute noch, die immer noch allsonntäglich empfangen werden, ein anderes Gesicht haben.

Die Routine hat den Glauben an das eucharistische Geheimnis getötet. Und wenn der Glaube abgestorben ist, dann ist das Sakrament unwirksam. Man sieht das bereits

an der Haltung vieler Kommunikanten. Bei vielen hat man den Eindruck: Sie wissen gar nicht mehr, was sie beim Empfang der heiligen Kommunion erhalten. Der leichtfertige Umgang mit dieser Speise ist ein Anzeichen für den fehlenden Glauben, und wenn der Glaube noch vorhanden ist, bei solchem Umgang mit dieser Speise geht ihm bald die Luft aus.

Die Ehrfurcht ist die Voraussetzung für den Glauben und für das Wirksamwerden des Glaubens. Das gilt allgemein, das gilt besonders für das Geheimnis des Altars.

Vor über 1500 Jahren schreibt der Kirchenvater Johannes Chrysostomus im Blick auf dieses Geheimnis: „Niemand trete gleichgültig hinzu, niemand lässig, alle voll Feuer, voll Begeisterung, voll Eifer“.

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist die eucharistische Nüchternheit, die als Gebot inzwischen auf eine Stunde reduziert ist. Das heißt aber nicht, dass es nicht einen guten Sinn hat, weiterhin die eucharistische Nüchternheit auszudehnen. Es ist ein Zeichen für eine veräußerlichte Frömmigkeit, wenn man meint, man müsse vor jeder heiligen Messe, in der man die heilige Kommunion empfängt, ausgiebig frühstücken. Erleichterungen sind nicht verpflichtend. Das gilt immer.

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist auch die Kniebeuge, die wir vor dem Allerheiligsten machen. Ein Pfarrer erklärte den Ministranten vor einem ökumenischen Gottesdienst: Heute braucht ihr keine Kniebeuge zu machen! Eine seltsame Form von Rücksichtnahme! Oder ist es mehr als das?

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist ferner das Stillschweigen, das wir in unseren Kirchen einhalten - richtiger muss es heißen: bisher oder früher eingehalten

haben. Die Gegenwart des eucharistischen Herrn unterscheidet die katholischen Kirchen von den evangelischen zutiefst. Das müsste man merken an unserem Verhalten. Wir nennen unsere Kirchen noch immer Gotteshäuser. Und sie sind es im wahrsten Sinne des Wortes. Unser entsprechendes Verhalten lässt indessen oft sehr zu wünschen übrig.

Ein Zeichen der Ehrfurcht ist endlich die Vorbereitung auf die heilige Kommunion und die Danksagung. Ob man zur heiligen Kommunion geht, das kann man nicht von dem Augenblick abhängig machen. Das muss man schon vor dem Beginn der heiligen Messe überlegen.

Vor allem muss man wissen, ob man im Stand der Gnade ist. Ist das nicht der Fall und geht man trotzdem, so wird man schuldig am Leib und am Blut Christi, denn wer unwürdig diese Speise genießt, der isst und trinkt sich das Gericht, so drückt es Paulus im ersten Korintherbrief aus (1 Kor 11. 27 f).

Die Disposition ist in diesem Sinne und die Erkenntnis, dass das eucharistische Sakrament ein Sakrament der Lebenden ist, wie es früher im Katechismus hieß, ist heute nicht mehr selbstverständlich. Da ist viel Gedankenlosigkeit dabei aber mit Sicherheit auch ein Großteil Bosheit.

Zur rechten Vorbereitung auf den Empfang des eucharistischen Sakramentes gehört aber noch mehr.

Wenn es einem nicht gelungen ist, die heilige Messe gut mitzufeiern oder wenn man sich während der heiligen Messe noch geärgert hat oder von starken Zweifeln gequält wurde, dann sollte man lieber dieses Mal zurückbleiben. Es ist ohnehin

heilsam, von Zeit zu Zeit "die geistige Kommunion" zu empfangen.

Der Vorbereitung entspricht die Danksagung. Ein Gast, mit dem man nicht spricht, den nimmt man nicht ernst.

Für die Danksagung empfehlen sich vor allem die Psalmen. Warum sollte man nicht den einen oder anderen der Psalmen auswendig lernen? Es fehlt uns ohnehin oft an guten Gebeten. Besonders empfiehlt sich hier auch das Gebet „Seele Christi, heilige mich“, das Manche auf den heiligen Ignatius von Loyola zurückführen - morgen begehen wir seinen 450. Todestag.

Aber auch das wortlose Staunen angesichts der Größe Gottes könnte eine gute Danksagung sein. Dazu bedarf es aber der äußeren Stille. Und wir brauchen dafür ein wenig Zeit. Diese können wir im Gottesdienst finden, oder - auch das ist eine gute, eine empfehlenswerte Übung - wir können nach der heiligen Messe noch ein wenig im Gotteshaus verweilen.

\*

Es ist besser, das Sakrament nicht zu empfangen, als es ohne Glauben und ohne Ehrfurcht und ohne die rechte Disposition zu empfangen. Das Sakrament der Eucharistie ist ein zartes Geheimnis, es ist leicht zerbrechlich, und es ist unwirksam, wenn wir gleichgültig hinzutreten und lässig, ohne Feuer, ohne Begeisterung und ohne Eifer, um noch einmal an Johannes Chrysostomus zu erinnern. Ja, wir löschen schließlich den letzten Funken des Glaubens, wenn wir uns gleichgültig des Sakramentes bemächtigen. Genau das geschieht heute nicht selten, man bemächtigt sich des Sakramentes. Das aber ist ein großes Unheil. Bei der

Brotbitte des Vaterunsers sollten wir in erster Linie an die himmlische Speise denken. Wir sollten Gott bitten, dass wir sie immer gläubig und ehrfürchtig und damit wirksam empfangen, als eine Quelle reicher Gnaden. Amen.

PREDIGT ZUM 16. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 23. JULI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„SIE WAREN WIE SCHAFE OHNE HIRTEN“

Die Jünger berichten Jesus im Evangelium des heutigen Sonntags nach ihrer ersten Aussendung über ihre Erfolge. Sie haben seine Botschaft verkündet und seine Zeichen getan und kehren nun zu ihm zurück, dankbar und froh. Für sie ist das der Auftakt ihres missionarischen Wirkens. Später, nach Ostern, steigern sich dieser Einsatz und diese Erfahrung noch um ein Vielfaches. Das Geheimnis des Erfolgs der Jünger Jesu in ihrem missionarischen Wirken liegt in der Hingabe an ihre Aufgabe und in der Treue zu ihrem Dienst. Davon kündigt zwar nicht das Evangelium des heutigen Sonntags, aber davon erfahren wir in der Apostelgeschichte und in zahlreichen Briefen des Neuen Testaments. Die missionarische Aufgabe ist nach wie vor, ja, heute mehr denn je, eine Lebensfrage für die Kirche. Getragen wird sie seit den Tagen der Apostel von jenen, die in der apostolischen Nachfolge stehen, von den Bischöfen und den Priestern, den Hirten der Kirche, aber wir alle tragen mit an dieser Verantwortung auf Grund unserer Taufe und unserer Firmung. Darum gilt das Beispiel der ersten Jünger, die an der messianischen Vollmacht Jesu Anteil erhalten haben, nicht nur für die Hirten der Kirche, sondern auch für einen jeden von uns. Zudem sind die Hingabe und die Treue Haltungen, mit denen

wir all unsere Aufgaben angehen müssen, auch die alltäglichen, auch die weltlichen, sofern wir uns unserer christlichen Berufung bewusst sind und unserer Verantwortung, die wir tragen als Jünger Christi.

\*

Die Hingabe und die Treue sind entscheidende Grundhaltungen für jene, die sich zu Christus bekennen und seiner Kirche angehören. Die Hingabe meint, dass wir uns ganz einsetzen, ohne uns darum zu sorgen, ob und wie wir ankommen, dass wir nicht buhlen um die Gunst der Menschen und um dieser Gunst willen Abstriche machen an der Wahrheit, dass wir uns mit unserer ganzen Existenz in den jeweiligen Augenblick hineinbegeben. Sie meint, dass wir uns nicht schonen, wo immer wir uns einsetzen, und uns dabei von der Sache gefangen nehmen lassen, sie meint das Absehen von der eigenen Person und Tapferkeit im Einsatz für die Wahrheit und für das Gute, für Gottes Rechte und für seine Ehre.

Eng mit der Hingabe hängt die Treue zusammen. Sie bedeutet die Beharrlichkeit im Einsatz, das Stehen zu seinem Wort, die absolute Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit, das Durchhalten und die Geduld. Wer treu ist, wirft nicht die Flinte ins Korn, er resigniert nicht bei aufkommenden Schwierigkeiten, er lässt sich nicht seine Ideale rauben im Einerlei des Alltags, er geht unbeirrbar seinen Weg, und er hält fest an dem, was er einmal als richtig erkannt hat. Er steht zu sich selbst und damit zu den Mitmenschen und zu Gott, und zwar bis zuletzt.

Ein Schriftsteller der jüngsten Vergangenheit (Karl Heinz Waggerl) schreibt: „Als Erster für eine Sache einzustehen, ist weniger gefährlich denn als Letzter, die Treue ist eine mörderische Tugend“. Dem kann man nur zustimmen, die Treue kann

sich als mörderisch erweisen, aber sie ist eine Grundtugend des Christen, sie bringt uns das wahre Leben, und die Menschheit und die Kirche leben von ihr.

Hingabe und Treue bestimmen den Weg Jesu in letzter Konsequenz. Bis in den Tod hinein ist er hingegeben an seine Sendung. Er setzt sich ganz ein, immer und überall. Unbeirrt tritt er ein für die Rechte Gottes und wird nicht müde, die Botschaft von der Königsherrschaft Gottes und von seiner messianischen Sendung zu verkünden. Das tut er in ungebrochener Treue bis zu seinem gewaltsamen Tod vor den Toren der Stadt Jerusalem.

Die Geheime Offenbarung nennt ihn den treuen Zeugen Gottes (1, 5; 3, 14), sie bezeichnet ihn als den Treuen und Wahrhaftigen (19, 11). Und mehr als einmal rühmt auch der Hebräerbrief seine Treue (2, 17; 3, 6).

Im Alten Testament begegnet uns die Treue als die Eigenschaft Gottes, sie wird da als ein Aspekt seiner Wahrhaftigkeit verstanden. Sie durchzieht die ganze Offenbarung, im Alten wie im Neuen Testament, wie ein Leitmotiv. Besonders häufig wird sie in den Psalmen gepriesen, die Treue Gottes. Sie ist, wenn wir an sie glauben, unsere Kraft und unser Trost in allen Situationen unseres Lebens. Nicht zuletzt ist es die Treue Jesu, die ihn als den menschgewordenen Sohn seines Vaters im Himmel ausweist. Seine Hingabe und seine Treue, sie haben vor allem Gestalt gefunden im Bild des guten Hirten: Der gute Hirt, er ist immer zur Stelle, und er gibt sein Leben hin für seine Schafe

Hingabe und Treue werden heute sehr klein geschrieben. Umso größer wird die Selbstverwirklichung geschrieben. Faktisch ist sie zu einem Synonym geworden für die Selbstsucht und den Egoismus, die uns heute beherrschen und zugrunde richten,

die oft geradezu pathologische Gestalt annehmen bei uns. Der persönliche Vorteil, das eigene Vergnügen, das private Glück - darauf kommt es uns an, vielen von uns, darum geht es vielen von uns. Daran stirbt aber jedes Miteinander, auf dem Fundament der Selbstsucht und des Egoismus hat keine Gesellschaft Bestand.

Wie wenig die Hingabe zählt, erkennen wir an der wachsenden Verantwortungslosigkeit, die uns ruiniert, worüber inzwischen auch im profanen Kontext häufiger Klage geführt wird. Und wie niedrig der Kurswert der Treue ist, das wird erschreckend deutlich an der wachsenden Zahl der Ehescheidungen, noch mehr an der wachsenden Zahl derer, die nicht einmal mehr eine Ehe schließen und sich mit einem unverbindlichen Zusammenleben begnügen und damit im Grunde Verrat üben am Christentum, aber nicht nur an ihm.

Die mangelnde Einsatzbereitschaft und die Missachtung der Treue entzweien die Menschen heute mehr und mehr und isolieren, ja, atomisieren sie. Wachsende Isolierung bedeutet wachsende Einsamkeit. Die Einsamkeit ist das Stigma einer immer größer werdenden Zahl von Menschen heute. Wie viele sagen heute wie der Gelähmte im Evangelium, den niemand in das Heilungswasser tragen wollte: „Ich habe keinen Menschen“ (Joh 5, 7).

Das Problem der Einsamkeit kann heute gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Einsamkeit ist in der Gegenwart die Quelle unermesslicher Leiden bei einer großen Zahl von Menschen. Viele Irrwege, vor allem auch junger Menschen, sind heute der verzweifelte Versuch, der Einsamkeit zu entrinnen, in die sie sich dann aber umso tiefer verstricken. Da erhält die Klage Jesu im Evangelium des heutigen Sonntags eine ganz besondere Aktualität. Viele, vor allem junge Menschen, sind heute wie Schafe ohne Hirten.

Da sind wir alle aufgerufen, nach dem Vorbild des guten Hirten voranzugehen und in selbstlosem Einsatz für die Menschen und für Gott und in beharrlicher Treue Hirten zu sein, Leitbilder in einer orientierungslosen Welt, und die Menschen so wieder zusammenzuführen, sie zu versöhnen mit sich selbst, mit Gott und mit den Menschen.

Die Sehnsucht nach Leitbildern ist übergroß. Das beweisen die vielen Ersatzhirten, denen man nachläuft, die weder ihre eigene Person einsetzen noch treu sind, die sich so als wahre Mietlinge erweisen.

Die Unruhe, die Rastlosigkeit, die Vergnügungssucht, das alles enthüllt die tiefe Not der Menschen, die wie Schafe ohne Hirten sind .

Wir können ihnen keinen besseren Dienst erweisen, als wenn wir ihnen selber gute Hirten sind und sie dem guten Hirten Christus entgegenführen.

\*

Wie Christus von Hingabe und Treue bestimmt war, so muss es auch der Jünger sein, in seinem apostolischen Einsatz auf Grund von Taufe und Firmung, aber auch in den weltlichen Aufgaben, die er zu erfüllen hat. Die Hingabe meint den Einsatz der ganzen Person, die Treue meint die Unbeirrbarkeit dieses Einsatzes. Der selbstlose Einsatz wie auch die kompromisslose Treue werden heute wenig geschätzt. Das gilt in gleicher Weise im Hinblick auf Gott wie im Hinblick auf die Menschen. Dennoch sind sie das Lebenselixier der menschlichen Gesellschaft und erst recht auch der Kirche. Gott wartet auf uns, auf unsere

Einsatzbereitschaft und Treue. Und auch die Menschen tun es, wenn auch mehr unbewusst als bewusst. Sie, die Menschen, werden es uns nicht lohnen, häufiger jedenfalls nicht, aber Gott wird es tun, und zwar über jedes Maß hinaus. Das ist der Tenor des letzten Buches der Heiligen Schrift, dass wir “die Krone des Lebens“ (Off 2, 10) empfangen, wenn wir uns einsetzen und wenn wir treu sind. Amen.

PREDIGT ZUM 15. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 16. JULI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WIR, DIE WIR AUF CHRISTUS GEHOFFT HABEN, SOLLEN DA SEIN ZUM LOB SEINER  
HERRLICHKEIT“

Die erste und vornehmste Aufgabe des Menschen ist es, Gott zu ehren und zu verehren. Das ist die Grundaussage der (zweiten) Lesung des heutigen Sonntags. Gleich dreimal ist davon die Rede in ihr. Im Zentrum steht dabei die Feststellung: Wir, die wir auf ihn gehofft haben, sollen da sein zum Lob seiner Herrlichkeit. Das darf nicht einschränkend verstanden werden. Alle sind zum Lob seiner Herrlichkeit berufen. Gott hat den Menschen als solchen geschaffen, erlöst und geheiligt, auf dass er seine Größe preise. Und er hat ihn berufen, in der Vollendung ihn für immer zu schauen zur Ehre seines Namens.

Der umfassendste Sinn alles Geschehens und aller Geschichte ist die Ehre Gottes. Während die unbelebte und die belebte Schöpfung unterhalb des Menschen den Schöpfer allein durch ihr Dasein preist, muss die vernunftbegabte Kreatur das Lob

Gottes bewusst singen und verkünden, muss sie mit der Vernunft den Schöpfer ehren.

Auch das Drama der Erlösung, das den Kern der Heilsgeschichte darstellt, steht ganz im Dienste der Verherrlichung Gottes. Darum ist die Ehre Gottes das Leitmotiv im Leben Jesu. Über seiner Geburt steht das „Ehre sei Gott in der Höhe“ gewissermaßen als das große Thema seiner Menschwerdung. Darum betet er am Ende seines Lebens entsprechend dem Johannes-Evangelium „Vater, ich habe dich auf Erden verherrlicht“ (Joh 17, 4).

Für den heiligen Benedikt, den Vater des abendländischen Mönchtums - er starb um 550, wir verehren ihn heute als den Patron Europas - ist es der tiefste Sinn unseres Lebens der, dass in allem Gott verherrlicht werde durch uns.

Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuiten-Ordens, überschreibt im 16. Jahrhundert sein berühmtes Exerzitienbüchlein mit den Worten: Der Mensch ist dazu erschaffen, dass er seinen Schöpfer lobe. Der Wahlspruch des heiligen Ignatius lautete „alles zur größeren Ehre Gottes“ - „omnia ad maiorem Dei gloriam“.

Früher begann der Katechismus mit der Frage: Wozu sind wir auf Erden? Und die Antwort lautete: Um Gott zu lieben, ihn zu loben und ihm zu dienen. Das Loben steht in der Mitte, auch das Lieben und Dienen geschieht um des Lobes willen, ja, muss um des Lobes willen geschehen.

Auf vielfältige Weise können wir Gott ehren und verehren. Wir können ihn ehren und verehren durch unser Handeln und durch unseren Wandel, durch unsere Leiden und durch unsere Freuden, durch unsere Arbeit und durch unsere Erholung, durch

unser Tun und durch unser Lassen, durch unser Denken und unser Empfinden, durch unser Schweigen und unser Reden. Das geschieht dann, wenn wir dabei die gute Meinung machen, wenn wir alles aufopfern, was wir tun und was uns widerfährt, wenn wir uns in allem ganz bewusst vor das Antlitz Gottes stellen. Dann wird all unser Tun und Lassen zu einem Gebet vor Gott.

Alles kann ein Gebet werden vor Gott, wenn es zur Ehre Gottes geschieht, aber eine Schlüsselstellung nimmt dabei jenes Gebet ein, das wir in Worte fassen, sei es, dass wir ein geformtes Gebet sprechen, sei es, das wir selber ein Gebet formen. Da können wir dann Gott danken und loben und ihn bitten, das sind die drei Themen unserer Gebete, die höchste Form ist dabei die Anbetung Gottes, denn in ihr wurzelt und in ihr kulminiert all unsere Verherrlichung Gottes. Die Anbetung meint die ausdrückliche Anerkennung der Weltüberlegenheit Gottes, seiner Majestät, seiner unendlichen Erhabenheit, seiner Oberhoheit und seiner Herrscherwürde sowie, vor diesem Hintergrund, die Anerkennung der Geschöpflichkeit des Menschen. Die Anbetung ist für uns zugleich die hohe Schule unseres Menschseins. Denn in ihr wachsen wir über uns selbst hinaus, verwirklichen wir den tiefsten Adel unseres Menschseins. Gott hat uns ja zu seiner göttlichen Natur erhoben. „Götter seid ihr“, heißt es im Johannes-Evangelium (10, 34). In der Anbetung wachsen wir nicht nur über uns selbst hinaus, von ihr her lebt im Grunde unsere Welt, die heute auf der Flucht ist vor Gott und daher am Rande des Abgrunds steht.

Um anbeten zu können, brauchen wir jedoch Zeit, gerade das, was der Mensch heute nicht hat oder nicht zu haben vermeint. Anbeten kann man nicht mit der Uhr in der Hand. Hast und Eile sind der Tod der Anbetung. Das gilt eigentlich für jede Form des Gebetes. Das ist hier, beim Gebet, nicht anders als bei einem Gespräch, das

wir mit einem Menschen führen, der uns nahe steht. Auch ein solches kann man nicht ableisten, persolvieren.

Außer der Zeit bedarf es für die Anbetung der Stille, die uns nicht weniger abgeht als die Zeit. Wenn man alle Kräfte des Verstandes und des Herzens zusammennehmen will, dann muss der Lärm, der uns ablenkt, zum Schweigen gebracht werden

Gottes Ehre ist deshalb das Ziel der Schöpfung, weil Gott die Welt geschaffen hat, um seine Größe darzustellen und zu offenbaren - dem Guten ist es eigen, dass es sich verströmt - und weil das Gotteslob daher im Wesen der geschaffenen Dinge liegt.

Alles Geschaffene ist Spur, Abbild und Ebenbild des Schöpfers. Die Spur, das Abbild und das Ebenbild aber, sie drängen hin zum Urbild. Die Kreatur ist auf seinen Ursprung hingeeordnet, der zugleich ihr Ziel ist.

Zwar können wir Gott auf vielfältige Weise ehren und verehren in unserem Leben, aber auf die Dauer können wir das nur, wenn wir die Ehre Gottes ins Wort bringen, vor allem wenn wir Gott anbeten. In der Anbetung erkennen wir unsere Geschöpflichkeit an, unsere Kreatürlichkeit. Da treten wir ganz auf die Seite Gottes, und da tritt er ganz auf die Unsere.

Wenn schon die Gemeinschaft unter den Menschen vom Gespräch lebt und ohne das Gespräch zerfällt - das Verstummen des Gesprächs zeigt es an, dass die

Gemeinschaft zerfallen ist, und zugleich fördert es den Zerfall - , so gilt das noch mehr für unser Verhältnis zu Gott.

In der Anbetung beten wir uns gleichsam hinaus zu den lichten Höhen Gottes. Durch die Anbetung werden wir verwandelt in das, was wir durch die Gnade sind. Und wir sehen unser Leben dann nicht mehr aus der Froschperspektive, sondern aus der Vogelperspektive, aus der Perspektive Gottes. Von oben sieht man mehr, da sieht man die großen Zusammenhänge.

Aber, so könnten wir fragen, was hat denn Gott davon, wenn wir ihm die Ehre geben? Es ist doch so, dass der Mensch Gott nicht unglücklich machen kann, so wenig, wie er ihn glücklich machen kann. Gott lebt auch ohne den Menschen in unendlicher Vollkommenheit und Seligkeit. Gott braucht den Menschen nicht, aber der Mensch, er braucht Gott, er erfüllt seine tiefste Sinnbestimmung, wenn er Gott die Ehre gibt, und er findet darin sein wahres Glück. Der Mensch wird unglücklich, im Tiefsten, wenn er nicht auf Gott hin lebt.

\*

Manche vertreten heute die Meinung, nicht Gott, sondern der Mensch sei der Sinn der Welt und des Weltgeschehens, zuerst gehe es um den Menschen, nicht um Gott und alles laufe darauf hinaus, den Menschen zu einem menschlicheren Leben zu verhelfen, Gott finde man im Mitmenschen und wenn man so das Heil des Menschen suche, dann gebe man Gott die Ehre.

Aber was ist das Heil des Menschen, was ist ein menschlicheres Leben? Vielfältig sind die Vorstellungen, die der Mensch sich macht von seinem Heil und von seinem

Glück. Es gibt viele Menschenbeglückter, sie alle wollten das Heil des Menschen, auch Stalin und Hitler wollten es auf ihre Weise. Das Heil des Menschen schillert in 1000 Farben, die Vorstellungen davon sind sehr verschiedenartig. Die Heilige Schrift lehrt uns, und das ist die Botschaft der Kirche, dass nicht das Heil des Menschen die Ehre Gottes ist, dass es vielmehr umgekehrt ist, dass die Ehre Gottes das Heil des Menschen ist.

In der Heiligen Schrift lesen wir: „Wer das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit sucht, dem wird alles andere hinzugegeben werden“ (Lk 12, 31).

Wir können die Erfahrung machen, immer wieder: Nicht wer den Menschen sucht, findet Gott, sondern wer Gott sucht, der findet den Menschen. Wer sich der Welt zuwendet, der erliegt allzu leicht ihrer Faszination und verfehlt damit die Welt Gottes. Immer hat die geschaffene Welt die Tendenz in sich, den Menschen zu versklaven, Gott aber macht uns frei.

Ohne Gott kann man sein Glück nicht machen. Das beweisen die vielen fast erdrückenden Probleme, die das Zusammenleben der Menschen heute belasten und schwer machen, die Probleme in den Familien, in den Schulen, im Berufsleben, im öffentlichen Leben, in der Politik, im Leben der Völker.

\*

Im Evangelium des heutigen Sonntags werden die Apostel ausgesandt mit dem Auftrag, die Menschen zur Bekehrung zu rufen. Mit der Bekehrung ist gemeint, dass wir die Richtung unseres Lebens von Grund auf ändern, dass wir uns konsequent hinwenden zu Gott. Unser Leben erhält erst Sinn und Ziel, wenn wir uns Gott

zuwenden, konsequent, wenn wir ihn ehren und verehren in unserem Leben, wenn wir darin die erste und vornehmste Aufgabe unseres Lebens sehen. Unser Gebet kann viele Gestalten annehmen, dabei darf es aber vor allem nicht stumm bleiben. Wir können uns dabei geformter Gebete bedienen oder selber solche hervorbringen. Ihre entscheidende Gestalt aber müssen sie immer wieder in der Anbetung erhalten. Nur wer den Schöpfer im Gebet verehrt, kann dem Geschöpf dienen, denn die Ehre Gottes ist das Heil des Menschen, nicht aber ist es umgekehrt. Amen.

PREDIGT ZUM 14. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 9. JULI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„IST DAS NICHT DER ZIMMERMANN?“

Das Evangelium des heutigen Sonntags erteilt uns eine Lektion über die Voreingenommenheit. Die Voreingenommenheit, sie bewirkt, dass wir Vorurteile haben. Durch diese verbauen wir uns nicht nur den Weg zum Glauben, auch im natürlichen Bereich versperren sie uns viele Wege zu nützlichen und wertvollen und oft auch zu notwendigen Erkenntnissen, und noch häufiger versperren sie uns den Zugang zu den Menschen, die uns begegnen oder mit denen wir zusammensein dürfen oder müssen. Gerade heute stellen die Vorurteile eine verheerende Macht dar, vergiften sie in vielfältiger Weise die geistige Atmosphäre, zerstören sie die Solidarität der Menschen und lähmen sie die Aufnahmebereitschaft für die Botschaft der Kirche.

\*

Jesus findet in seiner Heimatstadt keinen Glauben. Davon berichtet das Evangelium. Diejenigen, die mit ihm aufgewachsen sind, wollen es nicht wahr haben, dass er sie alle übertroffen hat, dass er einer der Ihren gewesen ist und es doch nicht gewesen ist, diejenigen, die seine Verwandten kennen, seine Mutter und seine Vettern und Cousins, die sind nämlich gemeint mit den Namen, die hier aufgezählt werden. Im Hebräischen und im Aramäischen gibt es jeweils nur ein einziges Wort für Vettern und Brüder und für Cousins und Schwestern. Das hängt damit zusammen, dass der Zusammenhalt der Großfamilien damals noch stärker war, als das heute der Fall ist.

Diejenigen, die es erlebt haben, dass er viele Jahre als Zimmermann in ihrem Dorf gelebt und gearbeitet hat, sie wollen seine göttliche Sendung und seine außerordentliche Vollmacht nicht zur Kenntnis nehmen, sie wollen sie nicht wahr haben. Sie verschließen ihre Augen vor dieser Wirklichkeit. Und sie fragen höhnisch, woher der denn seine Weisheit hat.

Wir würden vielleicht in einer ähnlichen Situation fragen: Was will der denn schon? Was hat der schon zu sagen? Der kann nur ein Gaukler sein, ein Scharlatan, ein Betrüger, einer, der sich etwas einbildet, der mehr sein will, als er ist, der uns etwas vormacht. Vielleicht ist er aber auch von Sinnen, also geisteskrank.

Was nicht sein darf, das ist auch nicht. So denken wir oft. Dann stellt sich der Wille gegen die Vernunft. Wir Menschen haben die merkwürdige Fähigkeit, vor der Wirklichkeit die Augen zu verschließen, wenn sie uns nicht passt. Wir können nicht nur andere belügen, wir können uns auch selber etwas vorlügen, unbewusst,

halbbewusst oder auch bewusst. Dieser Mechanismus verläuft zuweilen so perfekt, dass wir es selbst oftmals nicht einmal merken, das Lügen. Deshalb müssen wir uns vorsehen, wir müssen selbstkritisch sein und unsere Augen offen halten für die Wirklichkeit. Allzu leicht überwältigen uns die Vorurteile, werden wir ein Opfer von ihnen. Die Voreingenommenheit ist eine gewaltige Macht in unserem Leben.

Viel Ungerechtigkeit ist dadurch bedingt. Manch einem Menschen tun wir Unrecht dadurch: Wir schreiben ihn ab, bevor wir ihn kennen gelernt haben. Und wir verbauen uns den Blick für die Wirklichkeit mit der Voreingenommenheit. Wertvolle Einsichten bleiben uns dadurch verborgen, zuweilen auch notwendige Einsichten, bedeutende Menschen lassen wir an uns vorübergehen, ohne ihre Bedeutung für uns oder überhaupt zu erkennen, und unendlich viel Streit und Feindseligkeit entstehen auf diese Weise.

Das ist auch im religiösen Bereich so. Gerade hier wird viel behauptet unter dem Einfluss von Vorurteilen und noch mehr wird zurückgewiesen unter ihrem Einfluss. Häufig kommt es vor, dass man etwa die Kirche ablehnt oder dass man sich aus dem Glaubensgut der Kirche das herausnimmt, was einem gefällt, weil Vorurteile den Blick verdunkelt haben. Oder man beschäftigt sich gar nicht mehr erst mit der Religion, weil man ja weiß, dass das nichts bringt, wie man sagt. Man hört gar nicht mehr hin, wenn es um religiöse Fragen geht, man hat sich ja seine Meinung gebildet, genauer müsste es heißen: Man hat sie sich bilden lassen. Das ist Voreingenommenheit. Ungeprüft übernehmen wir das, was andere uns vorgedacht haben oder einfach das, was die Mehrzahl der Menschen denkt, was sie denkt, weil sie das Denken verlernt hat.

Häufiger klagen Religionslehrer, die ältere Schüler unterrichten, darüber, dass

den Schülern nicht selten schon alles klar ist, dass sie zu allem eine Meinung haben und deshalb gar nicht einmal mehr hinhören, dass sie oftmals eine Meinung haben, die sie geradezu blind macht gegenüber der Wirklichkeit.

Wenn jemand nur einmal beginnt hinzuhören, so ist die halbe Umkehr schon vollzogen. Aber das tut man allzu oft nicht, hinhören, weil man es ja besser weiß.

Daher nimmt die Kirche in der Verkündigung des Glaubens heute vielfach teil an der Ablehnung, die auch Christus erfahren hat. Hinzukommt, dass viele heute bewusst oder auch unbewusst Misstrauen säen gegen die Kirche, weshalb die Zahl derer immer größer wird, die wissen, dass man sich um sie nicht mehr zu kümmern braucht.

Ohne Vorurteile an die Dinge heranzugehen und ohne Voreingenommenheit den Menschen zu begegnen, das setzt Nüchternheit und Sachlichkeit voraus, aber auch Demut, Selbstlosigkeit und Ehrlichkeit. Bemühen wir uns um diese Tugenden, erkennen wir die Wirklichkeit besser, ja, können wir gar immer wieder auch einen Blick hinter sie tun. Diese fünf Tugenden reißen viele Mauern nieder, im intellektuellen und im mitmenschlichen Bereich. Vor allem aber verbinden sie die Menschen untereinander, untereinander und, was noch wichtiger ist, mit Gott.

\*

Es ist besser, von den anderen verkannt zu werden als selber die anderen zu verkennen. Es ist besser, ein Opfer von Vorurteilen zu werden, als selber Vorurteile zu haben und mit ihnen andere zu verurteilen.

Wer sachlich ist und nüchtern, demütig, selbstlos und ehrlich, der sieht die Wirklichkeit, wie sie ist, ihm werden die Augen geöffnet, zunächst im natürlichen Bereich, dann aber auch im übernatürlichen Bereich. Im übernatürlichen Bereich, da werden ihm die Augen geöffnet für Christus und seine Botschaft, wie sie in der Kirche verkündet wird, wenn er sich bemüht um diese fünf Tugenden.

Wer nicht selber denkt, sondern auf die anderen schaut, auf die Vielen, die es besser wissen, die meinen, es besser zu wissen, der macht es wie die Bewohner von Nazareth es gemacht haben, der verspielt damit aber ein bedeutende Stunde der Gnade, vielleicht die entscheidende. Amen.

PREDIGT ZUM 13. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 2. JULI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„GOTT HAT DEN TOD NICHT ERSCHAFFEN, UND ER FREUT  
SICH NICHT AM UNTERGANG DER LEBENDEN“

Gott hat den Menschen zur Unvergänglichkeit geschaffen. Dagegen steht der Tod, aber das Ende des Todes ist nur ein scheinbares. Das wird durch die alttestamentliche Lesung und durch das Evangelium des heutigen Sonntags unterstrichen. Gott ist der Herr über Leben und Tod, und er hat den Menschen auf die Unvergänglichkeit hin geschaffen. Diese Unvergänglichkeit folgt daraus, dass Gott uns nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen hat. Das heißt: Gott hat uns den Geist geschenkt, der Geist aber kann nicht sterben, ja, Gott hat uns als

Personen geschaffen.

Dieses unser Personsein und die damit gegebene Unvergänglichkeit wird jedoch heute von vielen in Abrede gestellt. Nach einer Umfrage aus dem Jahre 2004 sollen es mehr als 50 % sein in unserem Land (vgl. Focus vom 10. April 2004). Dennoch ist sie unentrinnbar, unsere Unvergänglichkeit, und sie ist unser Glück und zugleich unser Schicksal, unsere Größe und unser Elend.

\*

Der Mensch ist unvergänglich, das heißt: Er hat einen Anfang, aber kein Ende. Das ist deshalb so, weil er Anteil hat an der Welt des Geistes. Der Mensch ist unvergänglich, auch wenn sein Leben nur kurz ist, auch wenn er schon Stunden oder Tage oder Wochen nach seiner Menschwerdung dem Egoismus seiner Eltern zum Opfer fällt, wie es heute allzu oft geschieht.

Gott hat den Menschen geschaffen, und er erschafft ihn immer wieder aufs Neue als ein geistiges Wesen. Bei jeder Entstehung eines neuen Menschen ist Gott dabei. Darüber hinaus schenkt er dem Menschen, jedem Menschen, wenn er sich nicht widersetzt, das göttliche Leben kraft der Erlösung durch das Kreuz Christi, die uns geschenkt wurde, und beruft ihn zur Teilnahme an seinem ewigen Leben.

Im Licht dieser Wahrheiten, dieser Wirklichkeiten, der natürlichen Wahrheit unserer Unvergänglichkeit und der übernatürlichen Wahrheit unserer Berufung zur ewigen Gemeinschaft mit Gott, ist der Tod nur ein Zwischenspiel, ein Intermezzo. Die geistige Seele lebt weiter. Dabei soll sie ewig Gott schauen und einst wieder mit dem Leib bekleidet werden.

Der Tod ist, wie wir ihn erfahren, in sich eine erschütternde Wirklichkeit, in seiner Unwiderruflichkeit und in seiner Endgültigkeit. Von daher ist er der Trauerfall schlechthin. Das kann man nicht leugnen. Aber ein unwiderrufliches und endgültiges Ende ist er nur scheinbar. In jener anderen Welt, die wir die jenseitige nennen, geht es weiter.

Unser Leben ist unvergänglich. In dieser Unvergänglichkeit aber ist unsere Verantwortung grundgelegt, eine Verantwortung, die den Tod überdauert, die deshalb absolut genannt werden kann.

Gott will, dass wir für immer an seinem ewigen Leben teilhaben, dass wir seine Herrlichkeit schauen und darin glücklich werden, dass wir darin die ewige Seligkeit finden.

Ob uns das zuteil wird, das hängt davon ab, wie wir leben. Es gibt nämlich eine Alternative zum ewigen Glück oder zum ewigen Leben. Diese ist das ewige Unglück. Die Heilige Schrift nennt es den ewigen Tod, um auszudrücken, dass es so schrecklich ist wie ein permanentes, wie ein fortwährendes Sterben.

Daher sagt Jesus einmal: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber das ewige Leben verliert“ (Mt 16, 26), das heißt: wenn er das ewige Leben gegen den ewigen Tod eintauscht.

Von seiner Unvergänglichkeit her, von daher, erhält unser irdisches Leben einen unendlichen Wert. Es gibt Viele, die das wissen und es doch nicht wissen.

Zuweilen empfinden wir unsere Unvergänglichkeit als eine schwere Last, die wir zu tragen haben.

Auf jeden Fall zeigt sie uns unsere Größe einerseits und unser Elend andererseits: Wir können alles gewinnen, aber auch alles verlieren.

So ist es verständlich, wenn manche lieber mit dem Tod verlöschen möchten, wie das bei der untermenschlichen Kreatur der Fall ist, und wenn viele die Unvergänglichkeit leugnen, um ihrer Verantwortlichkeit zu entfliehen. Und man wundert sich, wie scharfsinnig die Überlegungen oftmals sind, die sie dabei anstellen.

Die Leugnung der Unvergänglichkeit ist allerdings verhängnisvoll, wenn sie nicht aus Unüberlegtheit geschieht oder unter dem Druck der öffentlichen Meinung.

„Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, und danach folgt das Gericht“, heißt es lapidar und nüchtern im Hebräerbrief (9, 27).

Wir Menschen sind zwiespältige Wesen, einerseits fliehen wir vor der Vergänglichkeit, andererseits suchen wir sie. Einerseits entspricht das Nichtvergehen unserer tiefsten Erwartung, andererseits ist das Nicht-mehr-Sein für uns ein bestrickender Gedanke. Die Zeugen Jehovas, sie interpretieren den ewigen Tod als die endgültige Vernichtung. In neuerer Zeit sind ihnen christliche Theologen wiederholt darin gefolgt.

In unserer Zwiespältigkeit wollen wir Dauer und Ende zugleich, obwohl das Ende unserem tiefsten Wesen so sehr widerspricht, dass wir uns ein endgültiges Ende

unserer Existenz nicht einmal vorstellen können.

\*

Ob es uns recht ist oder nicht, ob wir es wollen oder nicht, Gott hat die Unvergänglichkeit für uns verfügt. Sie ist, so kann man es sagen, konstitutiv für uns. Gott hat uns nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen. Darum geht es weiter nach dem Tod. Der Geist kann nicht sterben. Darüber hinaus hat Gott uns das übernatürliche Leben der Gnade, seine Freundschaft, geschenkt und zur ewigen Gemeinschaft mit sich berufen. Der Adel unserer Berufung aber ist zugleich unser Schicksal. Was uns dabei tröstet, ist die Barmherzigkeit Gottes. Gott lässt uns nicht fallen, wenn wir ihn nicht fallen lassen, wenn wir uns ehrlich bemühen und uns selber treu bleiben, wenn wir das Zeitliche nicht mehr lieben als das Ewige. Amen.

PREDIGT ZUM 12. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 25. JUNI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WARUM SEID IHR SO FURCHTSAM? HABT IHR NOCH KEINEN GLAUBEN?“

Im Zentrum des heutigen Evangeliums stehen zwei Fragen Jesu an seine Jünger, die sich auf ein und denselben Gegenstand beziehen. Er fragt sie: Warum seid ihr so furchtsam? und: Habt ihr noch keinen Glauben? Mit diesen Fragen tadelt er sie, macht er ihnen klar, dass sie sich in seiner Nähe sicher gefühlt hätten, wenn sie seinen Worten und Taten mit größerer Offenheit begegnet wären, dass sie dann

gewusst hätten, dass dem nichts passieren, dass dem nichts zustoßen kann, bei dem er ist und der bei ihm ist. Genauer gesagt, geht es hier um das Vertrauen zu Gott, um das Vertrauen, aus dem der Glaube hervorgeht und das zugleich die reife Frucht des Glaubens ist.

Uns lehrt das Evangelium, dass das Vertrauen zu Christus und zu seinem Vater im Himmel alle Ängste vertreibt angesichts der Bedrohungen, denen wir immer wieder im Leben begegnen.

\*

Vom Schiff aus hatte Jesus den Tag über das Volk belehrt. Am späten Abend wollte er mit seinen Jüngern den See Genesareth überqueren, wohl um ein wenig Ruhe zu finden. Die Überfahrt dauerte mehrere Stunden, denn der See ist etwa 21 Kilometer lang und 11 Kilometer breit. Weil er in einem Talkessel liegt und nicht selten auf der Mitte des Sees auch noch heute unvorhergesehene Stürme aufkommen können, ist er auch von wettererprobten Fischern gefürchtet. Zudem hat der See eine Tiefe von bald 50 Metern. Hinzukam, dass inzwischen die Nacht hereingebrochen war, die die Schrecken des Sturms noch steigerte. In ihrer Todesangst wandten sich die Jünger an den schlafenden Jesus. Das setzt schon ein anfängliches Vertrauen voraus, einen beginnenden Glauben. Aber damit war Jesus nicht zufrieden. Er erwartete einen lebendigeren Glauben von seinen Jüngern.

Wir werden hier an Petrus erinnert, der einst über den gleichen See wandelte, weil Jesus ihn gerufen hatte (Mt 14, 13), oder an Paulus, der einmal geschrieben hat: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ (Phil 4, 30). Das Vertrauen dieser zwei Apostel war übergroß, es ist vorbildlich für uns alle.

Wenn wir einen lebendigen Glauben an den Gottmenschen Jesus Christus haben und an den uns liebenden Vatergott, dann haben wir grenzenloses Vertrauen, auch und gerade, wenn es uns schlecht geht und wenn wir in Not und Bedrängnis geraten. Wir werden dann vielleicht noch Angst haben, aber nur einen Augenblick lang, bis wir uns besonnen haben. Papst Johannes XXIII. hat einmal gesagt: Wer glaubt, der zittert nicht. Wo der Glaube an Gott, den Vater, und an den menschengewordenen Gottessohn aber verlorengegangen ist, da breitet sich die Angst aus. Wir sprechen von Menschen, die eine Heidenangst haben. Die Angst gehört zum Heidentum, auch zum modernen Heidentum, sie verbirgt sich allerdings hinter mannigfachen Erscheinungen. Wo aber die Angst den Menschen bestimmt, wo sie ihn verfolgt, wo sie ihn ständig verfolgt, da wird der Mensch krank, an der Seele und am Leib. Genau das ist unsere Situation heute, weithin. Viele sind krank geworden durch die Angst, und viele werden es.

Nicht immer liegt die Angst offen zutage. Oft verbirgt sie sich hinter einer gespielten Selbstsicherheit. Viel Angst verbirgt sich auch hinter der Fußball-Hysterie, wie wir sie in diesen Tagen erleben. Von der Angst getrieben, sind viele Menschen heute auf der Flucht.

Wenn der Mensch versucht, ohne Gott zu leben und wenn er auf seine eigene Kraft vertraut, überfällt ihn die Angst und lässt ihn nicht wieder los. Wer an Christus und an den liebenden Vatergott glaubt, der kann vertrauen und sich geborgen fühlen. Es sei denn, er hat ein schlechtes Gewissen, er bemüht sich nicht, den Willen Gottes zu erfüllen, es sei denn, er liebt Gott nicht, oder er liebt ihn nur mit Worten.

Der Apostel Paulus schreibt im Römerbrief, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereichen wird (Rö 8, 28).

Unser Vertrauen bedarf indessen eines Fundamentes. Es ist vermessen oder verwegen, wenn wir uns faktisch nicht um Gott kümmern und dennoch darauf vertrauen, dass alles gut wird. Auch das gibt es heute nicht selten. In einem solchen Fall wären Angst und Sorge eigentlich angemessener.

Wir dürfen alle unsere Sorgen auf den Herrn werfen, wie es im 1. Petrus-Brief heißt (1 Petr 5, 7), ja, wir müssen es, wenn wir den Glauben haben. Zu diesem Vertrauen müssen wir allerdings die Voraussetzung schaffen, damit unsere Sorglosigkeit nicht verwegen, damit unser Vertrauen nicht vermessen ist. Nur wenn wir Gott lieben, wenn er die Mitte unseres Denkens ist, wenn unsere Gedanken um ihn kreisen, wenn er das Gesetz unseres Lebens ist, dann gereicht uns alles letztlich zum Guten.

Gott nimmt uns die Angst, er schenkt uns Geborgenheit. Wenn wir an den uns liebenden Gott glauben, wenn wir die Liebe Gottes erwidern und unsere Tage mit ihm verbringen, brauchen wir uns nicht zu fürchten, werden wir alle Situationen unseres Lebens recht meistern.

\*

Das heutige Evangelium handelt von der rechten Sorglosigkeit und vom nüchternen Vertrauen. Sie sind die Früchte eines lebendigen Glaubens, sie werden uns geschenkt in der Schule Jesu. Von der rechten Sorglosigkeit und vom nüchternen Vertrauen ist immer wieder in den Psalmen die Rede, wenn Gott da unsere Burg

genannt wird, unsere Zuflucht, unser Schild, unser Licht, unser Fels. Aber nicht nur in den Psalmen begegnet uns dieses Thema. In allen Büchern der Heiligen Schrift begegnet es uns auf Schritt und Tritt. Oft ist dann aber auch die Rede davon, dass die Gottlosen Angst haben und haben müssen und dass jene, die nicht beten und Gottes Willen nicht erfüllen, sich in falscher Sicherheit wiegen. Wer glaubt und betet und den Willen Gottes erfüllt, wer die Liebe Gottes dankbar entgegennimmt und erwidert und seine Tage mit Gott verbringt, der braucht sich vor nichts zu fürchten, er weiß alle Situationen seines Lebens in rechter Weise zu meistern. Wir sind in Gottes Hand, wenn wir Gott und den Nächsten lieben und wenn wir Hoffnung haben und vertrauen, gegebenenfalls wider alle Hoffnung (Röm 4, 18). Amen.

PREDIGT ZUM 11. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 18. JUNI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DAHER PRÜFE SICH DER MENSCH“

Das Fronleichnamfest, das wir gefeiert haben, soll uns ein Anlass sein, heute noch einmal über das Geheimnis dieses Festes nachzudenken. Das Sakrament des Altares - wir begehen es in der heiligen Messe - ist die Mitte unseres Christenlebens, es sollte die Mitte unseres Christenlebens sein, denn es ist die Mitte des Glaubens der Kirche und ihres Kultes, die Mitte aller Sakramente, die je auf ihre Weise auf dieses Sakrament hingeeordnet sind. Das Sakrament des Altares soll uns zurüsten für die Ewigkeit, es soll uns stärken und trösten auf dem Pilgerweg unseres Lebens. In ihm haben wir immerfort auf wunderbare Weise

Gemeinschaft mit unserem Erlöser, dem Herrn der Kirche, der einst wiederkommen wird in Herrlichkeit.

Zwei Fragen wollen wir uns heute morgen stellen. Zunächst die Frage: Was ist das Wesen dieses Sakramentes? Und dann: Was folgt daraus für unser Leben?

\*

Die heilige Messe, in der wir das Sakrament des Altars feiern, ist zugleich ein Opfer und ein Mahl. Daher hat sie zwei Höhepunkte, die Wandlung und die Kommunion. Brot und Wein werden in den Leib und in das Blut Christi verwandelt. Dadurch wird das Kreuzesopfer vergegenwärtigt. In der Gegenwart des verklärten Christus mit seiner Gottheit und seiner Menschheit unter den Gestalten von Brot und Wein werden uns die Früchte seines Todes zugewendet, wird die Erlösung immer wieder gegenwärtig und wirksam in dieser Welt. In idealer Weise werden wir dann in das Erlösungsgeheimnis hineingenommen, wenn wir den gekreuzigten und auferstandenen Christus in der heiligen Kommunion empfangen.

Das Geheimnis der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers, des Todes und der Auferstehung Christi, vollziehen wir im Rahmen eines Dankgebetes. Wir danken für die Erlösung, und indem wir das tun, wird sie, die Erlösung, aufs Neue Wirklichkeit in unserer Mitte.

Wir nennen dieses Sakrament auch die Eucharistie, oder wir sprechen auch von dem eucharistischen Opfer. Eucharistie bedeutet so viel wie Danksagung. Das Wort drückt in verhüllender Weise das geheimnisvolle Geschehen der heiligen Messe aus. Indem wir das Dankgebet sprechen, erinnern wir uns nicht nur an das, was einst

geschehen ist. in unserer Memoria wird auch das, was einst geschehen ist, wieder aktuelle Wirklichkeit, nicht nur in unserer Erinnerung, sondern auch in der äußeren Wirklichkeit. Das ist das Einzigartige dieses Geheimnisses.

Wie das möglich ist, das übersteigt unsere Erkenntnisfähigkeit. Bei Thomas von Kempen lesen wir in der „Nachfolge Christi“: „Wenn du schon nicht das, was unter dir ist, verstehen und begreifen kannst, wie wirst du das begreifen, was über dir ist?“ (Buch IV, Kap. 18).

Mit diesem Geheimnis nun werden wir in besonderer Weise vereinigt im Opfermahl. Aber die Teilnahme am Opfermahl ist nicht unbedingt notwendig, die unvergleichlichen Gnaden dieses sakramentalen Geschehens werden uns auch durch unser gläubiges Anwesendsein zuteil, wenn wir genügend disponiert sind und innerlich und äußerlich teilnehmen an der Feier, nicht als stumme Zuschauer, sondern als tätige Mitfeiernde.

Das Entscheidende ist das Opfer, das muss heute betont werden, da das Mahl heute oftmals so sehr im Vordergrund steht, dass das Opfer als das Eigentliche darüber vergessen wird. Eine solche Verschiebung der Gewichte ist in gewisser Weise verständlich, da das Mahl der Freude, der Liebe und der Einheit weniger Anforderungen stellt an den Intellekt und an den Willen als das Opfer, aber das Mahl erhält seine ganze Bedeutung erst vom Opfer her, und es kann uns nicht wahrhaft nähren, wenn wir nicht durch das Opfer hindurchgegangen sind.

Weil viele das vergessen haben - unter ihnen nicht wenige Maßgebliche in der Kirche -, dass die heilige Messe ein Opfer ist, das Opfer Christi, darum gibt so mannigfache Verfremdungen dieses zentralen Geschehens in der Kirche, darum die

vielen so genannten thematischen Messen, darum entartet das zentrale Geschehen der Kirche gar zuweilen zum säkularen Klamauk.

Wenn wir im Sakrament des Altares das Opfer Christi feiern, was folgt dann daraus für uns? Das ist die zweite Frage, die wir uns stellen wollten heute morgen. Aus der Tatsache, dass wir in der heiligen Messe das Opfer Christi feiern, folgt als Erstes der Imperativ des ehrfürchtigen Glaubens.

Der Glaube an die Eucharistie hat die großen mittelalterlichen Dome entstehen lassen, die in der Baukunst unübertroffen sind und wohl auch nie übertroffen werden. Unsere Kirchen sind nicht nur Versammlungsräume. Das ist ein Missverständnis, das sich heute mehr und mehr breit macht. Das ewige Licht vor dem Tabernakel will uns daran erinnern, das wir uns hier im wahrsten Sinne des Wortes in einem Gotteshaus befinden .

Die Danksagung nach der heiligen Kommunion, die Kniebeugung beim Eintreten in die Kirche, das ehrfürchtige Schweigen im Gotteshaus, der Besuch im Gotteshaus zur stillen Einkehr im Lauf des Tages, das alles ist Ausdruck unseres ehrfürchtigen Glaubens an das eucharistische Geheimnis.

Ausdruck dieses ehrfürchtigen Glaubens ist aber auch das Mittun bei der Feier der heiligen Messe. Das Mittun der Gläubigen bei der Feier der heiligen Messe ist konstitutiv. Die stumme Mitfeier kann nur die Ausnahme sein oder durch besondere individuelle Verhältnisse gerechtfertigt sein. Der Priester feiert das heilige Geschehen nicht allein, sondern zusammen mit dem heiligen Volk Gottes, dessen Ehre es ist, daran auch äußerlich teilnehmen zu dürfen. Unter diesem Aspekt ist die Feier der heiligen Messe ein heiliger Dialog zwischen Priester und Volk, mit

dem beide gemeinsam in den Dialog mit dem ewigen Gott eintreten. Der Priester kann die heilige Messe auch allein feiern, aber das kann nur der Notfall sein. Die heilige Messe ist etwas anderes als eine stille Betstunde. Die physische Gegenwart der Gläubigen muss immer zu einer tätigen werden. Da muss man unter Umständen Selbstdisziplin üben.

Der Glaube lebt von der Ehrfurcht. Das gilt immer und überall, in besonderer Weise gilt das für das Geheimnis des eucharistischen Opfers. Gewiss, die Wirklichkeit des Geheimnisses ist unabhängig von unserem Glauben und von unserem Verhalten, aber sie wird uns nicht zum Heil, wenn wir nicht glauben und uns entsprechend verhalten.

Oft vergessen wir es oder wollen es gar nicht wissen, dass die Teilnahme am Opfer eine besondere Disposition voraussetzt. Das ist das Zweite. Es kommt hinzu zum ehrfürchtigen Glauben. Der Apostel Paulus ermahnt bereits die Korinther, das zu beachten. Der unwürdige Genuss ist ein Frevel gegen das Sakrament, der das göttliche Strafgericht herausfordert (1 Kor 11, 27). Paulus führt Krankheiten und frühen Tod in der Gemeinde von Korinth auf den unwürdigen Empfang der heiligen Kommunion zurück (1 Kor 11, 30). Die notwendige Disposition besteht in dem Freisein von schwerer Schuld und in der rechten inneren Einstellung. Die rechte Einstellung, sie meint zunächst den ehrfürchtigen Glauben an das Mysterium, zumindest das ehrliche Bemühen darum. Dann aber meint sie den entschiedenen Willen, sich für Christus und seine Kirche in der Welt einzusetzen.

Auf ein Weiteres sei noch hingewiesen in diesem Zusammenhang: Verhängnisvoll ist die Trennung des Sakramentes des Altares von dem Sakrament der Buße. Einst war diese Verbindung allzu eng, wenn man etwa vor jeder heiligen Kommunion das

Bußsakrament empfing, heute ist sie allzu locker geworden, wenn man etwa das ganze Jahr kommuniziert, aber nicht beichtet. Da erhält die Mahnung des Apostels Paulus neue Aktualität. Wo der Verstand nicht die Führung übernimmt, da gerät der Mensch von einem Extrem in das andere.

Es darf nicht geschehen, dass wir wahllos zur Kommunion gehen, es muss vielmehr so sein, dass wir diesen Gang stets zu einer Entscheidung machen. Im Übrigen sollten wir nicht vergessen, dass es auch die Möglichkeit der geistigen Kommunion gibt. Im natürlichen Bereich gilt: Wer niemals fastet, hat keine Vorstellung vom Wert des täglichen Brotes. Das hat auch im übernatürlichen Bereich seine Gültigkeit.

\*

Alles, was wir immer wieder tun, unterliegt dem Gesetz der Abnutzung, es wird allzu leicht mechanisch und nur noch äußerlich vollzogen, es verliert dann seine Seele. Das ist besonders verhängnisvoll im religiösen Bereich. Das Sakrament des Altares, die heilige Messe, ist, wenn wir im Glauben der Kirche stehen, die Mitte unseres Christenlebens. Sie hat ihren Platz wenigstens am ersten Tag einer jeden Woche, am Sonntag. Das Ideal ist jedoch die tägliche heilige Messe, das gilt nach wie vor. Bedenken wir das, so wird uns klar, wie tief und weit noch der Graben ist, der die katholischen Christen von den Christen der Reformation trennt. Weil das Sakrament des Altares, wenn wir im Glauben der Kirche stehen, die Mitte unseres Christenlebens ist, deshalb ist es notwendig, dass wir immer wieder über ihr Wesen und über ihre Bedeutung nachdenken und die Folgerungen daraus ziehen für unser Leben. Amen.

PREDIGT ZUM FRONLEICHNAMSFEST, GEHALTEN AM 15. JUNI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

“DEINEM HEILAND, DEINEM LEHRER, DEINEM HIRTEN UND ERNÄHRER,  
SION, STIMM EIN LOBLIED AN”

Seit mehr als 700 Jahren feiern wir das Fest Fronleichnam. Es geht zurück auf Privatoffenbarungen, die die schlichte Klosterfrau Juliane von Lüttich im 13. Jahrhundert empfangen hatte. Sie hatte sich mit ihren Offenbarungen an den Heiligen Vater in Rom gewandt und ihn gebeten, ein Fest zu Ehren des eucharistischen Sakramentes in der Kirche einzuführen. Das war damals eine Zeit kraftvollen Glaubens, eine Zeit unbestrittener, selbstverständlicher Treue zum Wort Gottes und zur Kirche, eine Zeit, in der man vor allem erfüllt war von großer Liebe zum eucharistischen Herrn. Dem aber sollte mit dem neuen Fest ein angemessener Ausdruck verliehen werden.

Das eucharistische Sakrament, das Sakrament des Altares, enthält ein Dreifaches: Es ist das Opfer Christi, es ist ein heiliges Mahl in Anknüpfung an das Passahmahl in Israel, und es schenkt uns die fortwährende Gegenwart des gekreuzigten und auferstandenen Christus.

In der Feier der heiligen Messe übertrifft die Gegenwart Christi alle anderen Weisen seiner Gegenwart. In ihr wird Christus gegenwärtig unter den Gestalten von

Brot und Wein, und zwar als Opfer und als Speise. Die heilige Messe ist zugleich ein Opfer und ein Mahl. Sie vereinigt das Opfer von Golgotha mit dem Passahmahl, dem Ostermahl, das Jesus vor seinem Tod mit den Aposteln gefeiert hat. Der Glaube an diese zwei geheimnisvollen Wirklichkeiten, er liegt heute vielfach im Argen. Und dennoch haben wir hier die Mitte unseres christlichen Glaubens und unseres christlichen Lebens gemäß der Intention des Stifters des Christentums.

Viele Glaubenswahrheiten sind heute in der Gefahr, verloren zu gehen, wenn sie nicht gar schon verloren gegangen sind. Dazu gehört auch der Glaube an das eucharistische Geheimnis, der Glaube daran, dass in der heiligen Messe das Kreuzesopfer gegenwärtig wird und der Glaube an die Gegenwart Christi, des Gekreuzigten und Auferstandenen, in den eucharistischen Gestalten.

Die faktische Leugnung dieses Geheimnisses erkennt man daran, dass man oft sehr ehrfurchtslos umgeht mit dem eucharistischen Sakrament, dass man ihm oftmals nur wenig Ehrerbietung entgegenbringt und dass die Anbetung des eucharistischen Sakramentes im Allgemeinen selten geworden ist. Man erkennt sie aber auch an der Gedankenlosigkeit, mit der viele die heilige Messe feiern und mitfeiern und sich dieser Speise bemächtigen. Und man erkennt sie an unserem Verhalten im Hause Gottes.

Im Hinblick auf das eucharistische Sakrament gibt es heute noch viel Liebe und Verehrung, das ist sicher, aber auch viel Missachtung und Gleichgültigkeit. Das zeigt sich nicht zuletzt in der geringen Zahl derer, die noch die Sonntagsmesse besuchen und in der großen Zahl derer, die nur noch selten die heilige Messe besuchen.

Bei vielen ist der Glaube an die Eucharistie schon lange verdünnt zu reiner Symbolik. Da werden das biblische Zeugnis und der Glaube der Jahrhunderte missachtet. Christus hat uns die Eucharistie geschenkt, um seine Erlösung fortwährend wirksam zu machen in unserer Welt, um uns Speise zu sein und um auf geheimnisvolle Weise bei uns zu bleiben. Unmissverständlich hat er das, was äußerlich die Gestalt des Brotes hat, als seinen Leib, und das, was äußerlich die Gestalt des Weines hat, als ein Blut bezeichnet und den Aposteln den Auftrag gegeben, diese Geheimnis weiterhin kultisch zu vollziehen im Gedenken an ihn.

In der Verheißung dieser Wirklichkeit - davon ist im 6. Kapitel des Johannes-Evangeliums die Rede - hat er den Anstoß seiner Gegner nicht beschwichtigt oder als Missverständnis bezeichnet.

Und von Anfang an gibt es eine Fülle von Zeugnissen dafür, dass man diese sakramentale Speise als Fleisch und Blut des Erlösers verstanden hat, als Fleisch und Blut des verklärten Christus. Dieser Glaube hat sich verdichtet in der Geschichte der Kirche, vor allem auch angesichts der immer neuen Versuche, ihn rationalistisch zu verfremden und aufzulösen.

Im Blick auf die eucharistischen Gestalten sagen wir, dass in der Feier der heiligen Messe eine Wesensverwandlung erfolgt. Mit diesem Begriff erklären wir unseren eucharistischen Glauben, machen wir ihn irgendwie verständlich, bringen wir zum Ausdruck, dass wir ihn nicht ohne die Vernunft oder gar gegen sie vollziehen, obwohl das Geheimnis letzten Endes immer unbegreiflich bleibt.

Angesichts dieser Unbegreiflichkeit hat es hier von Anfang an nicht an Zweifeln oder an Umdeutungen gefehlt, hat man dieses Geheimnis von Anfang an immer wieder

verspottet und geschmäht, nicht nur draußen, zuweilen auch drinnen. Das ist für die Kirche und für den Einzelnen dann immer wieder eine Herausforderung zum Bekenntnis und zum Zeugnis gewesen.

Das Geheimnis muss bekannt oder bezeugt werden. Das gilt immer. Es muss bekannt werden, vor allem da, wo es in Frage gestellt wird.

Der Leugnung der Geheimnisse unseres Glaubens setzen wir das Bekenntnis und das Zeugnis entgegen. Natürliche Wahrheiten brauchen wir nicht zu bekennen, wohl aber übernatürliche, also Wahrheiten, die nur dem Glauben zugänglich sind. Diese müssen wir bekennen, vor allem dann, wenn sie geleugnet oder geschmäht werden.

Unser Bekenntnis zum Geheimnis der Eucharistie muss vor allem im Zeichen der Anbetung stehen. Wenn die heilige Messe vorüber ist, dauert die Gegenwart des Mensch gewordenen Gottessohnes fort in der Gestalt des Brotes. Das bedingt den Adel unserer Gotteshäuser. Sie sind Orte unserer Anbetung und damit unseres Bekenntnisses. Sie sind für uns mehr als Versammlungshäuser, mehr auch als Bethäuser. Das katholische Gotteshaus erhält seine Würde durch den Tabernakel. Das vergessen oftmals auch die Frommen. Unsere Gotteshäuser unterscheiden sich wesentlich von den Tempeln und Bethäusern der Religionen und auch der meisten anderen christlichen Konfessionen.

Ausdruck unseres Bekenntnisses in der Gestalt der Anbetung sind aber auch die Prozessionen, die heute überall abgehalten werden. Gebe Gott, dass sie mehr sind als religiöse Folklore.

Die Anbetung des eucharistischen Geheimnisses ist zugleich der entscheidende

Ausdruck und die Konsequenz des gläubigen Bekenntnisses zu ihm. Wir können das eucharistische Geheimnis nur bewahren, und es kann nur fruchtbar werden in unserem Leben, wenn wir es ehrfürchtig anbeten.

Die Anbetung beginnt schon beim Empfang dieser Speise. Die Teilnahme am Opfermahl verpflichtet uns zu lebendigem Glauben und zu innerer Sammlung, zur Selbstprüfung und zur Reinigung des Herzens. Wahlloser Empfang der heiligen Kommunion, Gedankenlosigkeit und schlechte Vorbereitung sind der sicherste und schnellste Weg, den Glauben an die Eucharistie, aber nicht nur an sie, den Glauben an die Botschaft der Kirche überhaupt und darüber hinaus den Geschmack am Heiligen zu verlieren. Ich denke, dass der Glaube vieler daran zerbrochen ist.

Mit der Vorbereitung muss sich die Danksagung verbinden, die Danksagung nach der heiligen Kommunion, zunächst die Danksagung des Gebetes, dann aber die Danksagung des Lebens. Sie findet ihren Ausdruck in der treuen Nachfolge des eucharistischen Herrn im Alltag des Lebens und in der gewissenhaften Erfüllung seiner Gebote.

\*

Mit dem eucharistischen Herrn in ihrer Mitte pilgert die Kirche dem wiederkommenden Christus entgegen. Im Geheimnis der Eucharistie nehmen wir gleichsam das vorweg, was kommen wird. Der heilige Thomas von Aquin nennt die Eucharistie ein Unterpand der künftigen Herrlichkeit. Der wiederkommende Christus ist bei uns als der eucharistische. Das verpflichtet uns zum Bekenntnis zu ihm, heute und morgen, das verpflichtet uns, dass wir ihn anbeten und ihm in Treue nachfolgen, indem wir gewissenhaft seine Gebote erfüllen. Amen.

PREDIGT ZUM DREIFALTIGKEITSSONNTAG, GEHALTEN AM 11. JUNI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„O TIEFE DES REICHTUMS UND DER WEISHEIT UND  
DER ERKENNTNIS GOTTES, WIE UNBEGREIFLICH SIND SEINE RATSCHLÜSSE  
UND WIE UNERFORSCHLICH SEINE WEGE“

Wenn von den verschiedenen Religionen die Rede ist, so fällt oft das Wort: Wir glauben doch alle an den gleichen Gott. Damit will man sagen: Auf das Wie der Gottesvorstellung kommt es gar nicht an: Ob man an einen Gott denkt oder an viele Götter, ob Gott als tätiger oder als weltferner Gott gedacht wird, ob der Mensch ihm verantwortlich ist und in Gemeinschaft mit ihm treten kann oder ob ein unendlicher Abgrund klafft zwischen Gott und dem Menschen, ob man viel oder wenig oder gar nichts über ihn aussagen kann, ob Gott mit dem Verstand oder mit dem Gefühl erreicht werden kann oder gar nicht, das alles ist gleichgültig, so denken viele heute. Viele vertreten heute auch die Meinung: Alles, was man sagt über Gott in den Religionen, ist gleich wahr. Wenn aber alles, was man über Gott denkt oder sagt, gleich wahr ist, auch wenn es da widersprüchliche Auffassungen gibt, dann können wir ebenso gut sagen: Alles ist gleich falsch, denn Widersprüche können nicht nebeneinander bestehen. Ist wirklich alles, was über Gott gesagt wird, gleich wahr und gleich falsch, dann redet man am besten gar nicht mehr über ihn.

Es gibt heute nicht wenige Menschen, die grundsätzlich noch festhalten an der Existenz Gottes, aber meinen, Gott sei das unsagbare Geheimnis, vor dem man nur

verstummen könne, die Tiefe des Seins, wie sie sagen, das Gefühl der Unendlichkeit, der geheimnisvolle Hintergrund dieser unserer erfahrbaren Welt, über ihn könne man im Grunde gar nichts sagen, und wir wüssten auch eigentlich nichts über ihn.

Solche Überlegungen laufen dann darauf hinaus, dass man denkt oder sagt: Alle Religionen sind gleich wahr, weshalb man im Hinblick auf die Religionen die Wahrheitsfrage nicht mehr stellen kann und darf. Dann ist es egal, zu welcher Religion man sich bekennt.

Das ist eine Auffassung, die mit dem christlichen Glauben nicht vereinbar ist, wiewohl sie oft von Christen geäußert wird. Sie ist nicht nur gegen den christlichen Glauben, sie ist auch gegen die natürliche Vernunft. Zum einen ist sie ein Ausdruck mangelhaften Nachdenkens, zum anderen des Verlustes der eigenen Glaubensüberzeugung.

Es ist eben nicht gleichgültig, wie man über Gott denkt. Und nicht alles, was wir über Gott aussagen, ist gleich wahr.

Gott hat es uns gesagt in der Heiligen Schrift, wie wir über ihn denken sollen.

Und die Kirche bezeugt es uns in ihrer Verkündigung in den Jahrhunderten, was das rechte Verständnis der Botschaft der Heiligen Schrift ist.

Allein, wenn wir sagen: Es ist egal, wie wir über Gott denken, so oder so, dann haben wir einen bequemen Gott, der uns zu nichts verpflichtet. Ein solcher Gott kann uns dann allerdings auch keine Hilfe sein, nicht im Leben und erst recht nicht im Sterben, weil er im Grunde ein Hirngespinnst ist, ein Gott, den es nicht

gibt.

Es gibt nur einen Gott, den dreifaltigen, der sich im Alten und im Neuen Testament offenbart hat, der seit 2000 Jahren in der Kirche verkündet wird.

Wer nicht an diesen Gott glaubt, der glaubt entweder an keinen Gott oder er hat eine falsche Vorstellung von Gott, er hat sich selber eine Vorstellung von Gott gemacht. Man könnte auch sagen: Der glaubt an einen Götzen, an einen Gott, den es gar nicht gibt.

Kennen wir solche Menschen, so muss es unser ernstes Bestreben sein, sie zum wahren Gott hinzuführen, zu jenem Gott, der im Alten Testament gesprochen hat, der in Jesus Christus sichtbar unter uns erschienen ist und der im Heiligen Geist in seiner Kirche fortlebt und fortwirkt.

Gewiss, es ist besser, eine falsche Gottesvorstellung zu haben als Gottes Existenz zu leugnen, aber wenn Gott sein innerstes Wesen uns selber mitgeteilt hat, dann ist das eine Kunde für alle Menschen, dann müssen alle Menschen davon erfahren

\*

Gott ist nicht irgendwer und nicht irgendwas, sondern er ist ein persönlicher, ja, ein dreipersonlicher Gott. Daran erinnert uns das heutige Fest, das Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Gott ist ein persönlicher Gott, das heißt: Wir können in Kontakt mit ihm treten. Wir können ihn anreden, wir können „Du“ zu ihm sagen - und wir dürfen und sollen es. Dreimal können wir gar „Du“ zu ihm sagen,

denn er existiert in drei Personen. Wir können ihn anreden als Vater, als Sohn und als Geist. Wie das zu denken ist, das übersteigt die Möglichkeiten unseres Verstandes.

Es gibt Vieles, von dem wir wissen, dass es so ist, das wir aber nicht verstehen, es gibt Vieles, das für uns im Letzten ein Geheimnis bleibt. Es ist aber töricht, nur jene Wirklichkeiten existieren zu lassen, die wir verstehen können, denn: Was können wir schon verstehen? Fast alles, was existiert, ist für uns ein Rätsel, ein Geheimnis, im Tiefsten jedenfalls, das gilt schon im Bereich unseres natürlichen Erkennens.

Paulus schreibt vor fast 2000 Jahren an die Christen von Rom: „O Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Ratschlüsse und wie unerforschlich seine Wege“ (Röm 11, 33).

Gott ist nicht zum Verstehen da. Der heilige Augustinus - er starb im Jahre 430 - sagt: Ein Gott, der keine Geheimnisse hat, ist kein Gott. Ein Gott, den der Mensch verstehen kann, ist ein Götze.

Im Glauben an den dreifaltigen Gott und im Leben in der Gemeinschaft mit ihm, mit dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist, darin besteht das Wesen des Christentums. Das ist die Mitte der Verkündigung der Kirche und die Mitte unseres Glaubens. Vielleicht müsste man heute sagen: Das sollte die Mitte der Verkündigung der Kirche und das sollte die Mitte unseres Glaubens sein.

Daher empfangen wir die Taufe - wie es im Evangelium heißt - im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, also im Namen des dreifaltigen Gottes.

Deshalb tun wir alles im Namen dieser geheimnisvollen Dreieinigkeit, beginnen und beschließen wir immer wieder unsere Gebete im Namen des dreifaltigen Gottes, beginnen und beschließen wir den Tag - hoffentlich tun wir das noch (!) - im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Wir beten zum Vater, zum Sohn und zum Heiligen Geist. Wir glauben, dass der dreifaltige Gott in uns wohnt, wenn wir ihn nicht durch die schwere Sünde vertrieben haben, wenn die Taufgnade in uns lebendig ist, und wir erfüllen die Gebote zur Ehre des dreifaltigen Gottes.

Schon jetzt sind wir, so lesen wir im 1. Korintherbrief (1 Kor 3, 16), Tempel des dreifaltigen Gottes, das heißt: Der dreifaltige Gott wohnt in uns, dereinst aber sollen wir in ihm wohnen, sollen wir auf unaussprechliche Weise am Leben des dreifaltigen Gottes Anteil erhalten.

Von daher ist es unsere vornehmste Aufgabe, dass wir den dreifaltigen Gott in der Welt bekennen, dass wir Zeugnis ablegen für ihn.

Glauben wir wirklich an ihn, den dreifaltigen Gott, und leben wir bewusst in der Hoffnung auf die ewige Gemeinschaft mit ihm, dann können wir alle Gespinste der Angst und der Bosheit vertreiben, dann können wir die vielen Versuchungen des Unglaubens überwinden, dem Gegenchristentum unserer Tage widerstehen und einer unverbindlichen Allerweltsreligion, die uns aufgedrängt wird - das geschieht heute oft gar innerhalb der Kirche -, tatkräftig entgegenzutreten.

\*

Wir glauben nicht alle an den gleichen Gott, das ist falsch, vielmehr ist es so:  
Es gibt nur den dreifaltigen Gott, den einen Gott in drei Personen, den Vater,  
den Sohn und den Heiligen Geist. Daneben aber gibt es noch viele Götzen, das  
heißt: selbst gemachte Götter oder falsche Vorstellungen von Gott.

Der dreifaltige Gott lebt und wirkt in seiner Kirche und - auf wunderbare Weise -  
in uns, wenn wir in der Taufnade leben. Ihn beten wir an, zu ihm rufen wir, zu  
seiner Ehre erfüllen wir die Gebote und ihn bekennen wir in unserem Leben.

Er will in uns leben, und wir sollen in ihm leben. Er will unsere Kraft sein im  
Leben und im Sterben. Er ist der Anfang, der Weg und das Ziel unseres Lebens. Von  
ihm sind wir ausgegangen, und zu ihm sollen wir zurückkehren. Und er will, dass  
alle Menschen zu ihm finden. Wir sollen ihm dabei helfen. Amen.

PREDIGT ZUM PPFINGSTMONTAG, GEHALTEN AM 5. JUNI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„SENDE AUS DEINEN GEIST, UND ALLES WIRD NEU GESCHAFFEN,  
UND DU WIRST DAS ANGESICHT DER ERDE ERNEUERN“

„Sende aus deinen Geist, und alles wird neu geschaffen, und du wirst das  
Angesicht der Erde erneuern“. Diese Bitte ist das Pfingstgebet der Kirche. Aber  
nicht nur am Pfingstfest hat diese Bitte ihren Ort, sondern wo immer wir uns im  
liturgischen Beten dem Heiligen Geist zuwenden. Die Bitte entstammt dem Psalm  
103, in dem das Schöpfungswalten Gottes im Kosmos gepriesen und gefeiert wird.

Ursprünglich meint sie also das Wirken des Gottesgeistes in der Natur, das äußere Wirken des Gottesgeistes in der Schöpfung, während wir heute dabei mehr an das gnadenhafte Wirken Gottes in Innern des Menschen denken, an die Verwandlung der Herzen. Sie ist das entscheidende Thema des Pfingstfestes, die Verwandlung der Herzen. Sie wird dem Wirken der dritten göttlichen Person zugeeignet, weil sie die Person gewordene Liebe in Gott ist. Der Sohn ist das Bild des Vaters, der Geist ist die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn. So hat sich uns der dreifaltige Gott offenbart. Gottes Liebe schafft uns, die Menschen, neu und erneuert damit die Erde, wenn wir vertrauensvoll darum beten.

\*

Für das Wirken des Heiligen Geistes in der Welt, für die verwandelnde Kraft der Person gewordenen Liebe in Gott gibt es viele Beispiele in der Heilsgeschichte, im Alten und im Neuen Testament. Und darüber hinaus in der Geschichte der Kirche. Besonders eindrucksvoll ist das Wirken des Heiligen Geistes, der die Herzen der Menschen verwandelt und so eine neue Welt schafft, im Pfingstwunder in Jerusalem an jenem Morgen erkennbar geworden, an dem sich die Kirche konstituiert, an dem die Ausbreitung der Kirche begonnen hat. Das Pfingstwunder hat sich dann oft und oft wiederholt, besonders eindrucksvoll im Blutzugnis zahlloser Christen in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

Gewiss, es ist das Wirken des dreifaltigen Gottes, das uns hier begegnet. Alles Wirken Gottes nach außen hin hat den dreifaltigen Gott zum Urheber. Er ist es immer, der uns in der Schöpfung und in der Erlösungsordnung begegnet. Aber das Wirken Gottes nach außen hin, es ist geprägt von der Liebe, immer und in allen Fällen. Darum richten wir dabei den Blick vor allem auf die dritte der drei

göttlichen Personen.

Gottes Liebe ist es gewesen, die einst die Welt geschaffen und die Menschheit erlöst hat. Nun verwandelt sie fortwährend die Menschen und damit die Welt. Wenn Gott seinen Geist aussendet, so wird die Welt neu geschaffen, erscheint sie im Licht des ewigen Gottes. Gott verwandelt die Herzen der Menschen und damit das Angesicht der Erde.

Vielleicht haben wir es schon in unserem persönlichen Leben erfahren, wie mit einem Schlag all unsere Sorgen und Befürchtungen zunichte gemacht wurden und gleichsam eine neue Welt entstand oder wie Menschen, unter denen wir litten, in einem Augenblick verändert waren - als Frucht unseres Gebetes.

So ist es mit dem Wirken des Heiligen Geistes, er wirkt spontan, mit einem Mal schafft er eine ganz neue Situation. Wir machen uns Sorgen um die Zukunft, um uns und um die Welt und um die Kirche, und beten und hoffen, und in einem Augenblick sieht dann alles ganz anders aus. Ungeahnte Perspektiven werden erkennbar.

Lösungen zeichnen sich ab, an die niemand gedacht hat. Allerdings wirkt der Geist Gottes - das dürfen wir nicht vergessen - nur da, wo wir Menschen uns öffnen für sein Wirken. Gewiss, zuweilen überwältigt Gott uns, aber in der Regel respektiert den freien Willen, den er uns gegeben hat.

Die erneuernde Wirksamkeit des Gottesgeistes ist ein Gebot der Stunde, heute mehr denn je, heute muss sie in einem globalen Ausmaß erfolgen. Leben wir doch in einer Zeit, in der die Vernunft und die Verantwortung immer mehr verachtet werden, in der die Gottesfurcht, der Anfang der Weisheit, immer mehr mit Füßen getreten wird. Die Dummheit und das Böse sind übermächtig in unserer Zeit. Wir

müssen heute von einer geistigen und sittlichen Degeneration sprechen, die ihresgleichen sucht in der Geschichte. Die Dummheit zeigt sich in der Verblendung allzu vieler, vielleicht sollten wir hier lieber von Torheit sprechen, das Böse aber zeigt sich in der Lüge und im Hass, die die Herzen allzu vieler erobert haben. Das Ganze hat eine Sogwirkung, der wir alle erliegen, wenn wir nicht ganz aufmerksam und ganz gewissenhaft sind. Diesem Sog ist weithin gar auch die Kirche erlegen, die doch von ihrem Wesen her die Aufgabe hat, die geistigen und moralischen Fehlentwicklungen beim Namen zu nennen, ihnen zu widerstehen und sie zu korrigieren. Gerade das ist ein großes Verhängnis.

Man hat in diesem Zusammenhang von einem schleichenden Prozess der Selbstzerstörung gesprochen, in den unsere Welt hineingeraten ist und mit ihr die Kirche. In der Tat, wir richten uns zugrunde, wenn wir nicht verwandelt werden durch den Heiligen Geist, wenn wir uns nicht verwandeln lassen durch ihn. Daher bedürfen wir seiner, und zwar dringend, wir alle. Er muss unsere zweifelnden, unsere trägen und unsere stolzen Herzen verwandeln. Denn unser schwacher Glaube, unsere geistige und moralische Trägheit und unser Stolz sind die eigentliche Quelle dieser Selbstzerstörung in Kirche und Welt. Sie sind die eigentliche Quelle für unsere Verblendung und für unsere Verantwortungslosigkeit.

Die Verwandlung unserer Herzen durch die Liebe Gottes, sie erneuert unser Leben und unsere Welt. Im Licht des Heiligen Geistes werden wir das Böse erkennen und die Kraft erhalten, dass wir ihm nicht noch länger unsere Hände und unsere Stimme leihen.

Oft scheint das Böse mächtiger zu sein als das Gute, mächtiger als der Heilige Geist, etwa dann, wenn Hass und Bitterkeit gesät werden und die Liebe Gottes nur

wenig Raum hat in unserer Welt. Eine solche Erfahrung muss uns immer wieder ein Anlass sein, dass wir uns das Pfingstgebet der Kirche zu Eigen machen, dass wir es zu einem Stoßgebet machen, das wir immer wieder zum Himmel schicken, in allen Lebenslagen und mit wachsendem Vertrauen.

Dabei dürfen wir es uns indessen nicht leicht machen und die Hände in den Schoß legen. Wenn wir das Gebet an die Stelle unserer persönlichen Bemühungen setzen, wenn wir selber nicht tun, was wir können, wenn wir uns nur auf das Beten verlegen, so ist unser Vertrauen vermessen, so verliert es seinen Grund, so wird Gott unser Gebet nicht erhören.

\*

Gottes Liebe ist mächtiger als die Torheit, die Lüge und der Hass der Welt. Sie ist in Gott so bedeutend, die Liebe, dass sie die dritte Person in ihm bildet. Durch sie hat Gott die Welt geschaffen und die Menschheit erlöst, durch seine Liebe, durch den Heiligen Geist. Durch ihn wird die Welt immerfort neu geschaffen, wird ihr Antlitz immerfort erneuert. Denn wenn der Heilige Geist uns geschenkt wird, verwandelt er unsere Herzen, verwandelt er die Herzen der Menschen. Diese göttliche Kraft vermag auch heute sichtbar zu werden, wenn wir vertrauensvoll darum beten und wenn wir gleichzeitig uns einsetzen für eine Neuschaffung unseres Geistes, für eine Verwandlung unserer Herzen und der Herzen unserer Mitmenschen und damit für eine Erneuerung des Antlitzes dieser unserer Welt. Diese Erneuerung aber ist heute eine Lebensfrage für alle.

Wenn wir Gott bitten, dass er seinen Geist aussende, dann bitten wir ihn um ein neues Pfingsten, das - heute nicht anders als am Anfang - aus kleinen Anfängen

erwächst und uns eine bessere, eine glücklichere Gegenwart und eine glücklichere Zukunft schenkt, zunächst uns persönlich, dann aber auch vielen anderen, ja, allen, die zur Einsicht kommen und sich einlassen auf den Heiligen Geist, die ihn anrufen und die sich ihm öffnen. Amen.

PREDIGT ZUM HOCHHEILIGEN PFINGSTFEST, GEHALTEN AM 4. JUNI 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DER GEIST DES HERRN ERFÜLLT DEN ERDKREIS“

Drei Höhepunkte hat das Kirchenjahr, Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Das Weihnachtsfest kündigt von Gott, dem Vater und seiner Liebe, Ostern ist das Fest des Sohnes Gottes, der uns durch seinen Tod und seine Auferstehung erlöst hat, das Pfingstfest ist dem Gedächtnis der dritten Person der drei göttlichen Personen geweiht, dem Heiligen Geist. Alle Geheimnisse Gottes sind unserer Vorstellung und unserem Denken nur schwer zugänglich, und das auch immer nur anfanghaft und sehr unvollkommen, das gilt aber in besonderer Weise vom Heiligen Geist. Man hat ihn das innerste Geheimnis Gottes genannt, die Person gewordene Kraft, die den Vater und den Sohn miteinander verbindet, die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn. Im Glaubensbekenntnis des Konzils von Konstantinopel aus dem Jahre 381 wird er als der Herr und Lebensspender bezeichnet. Das heißt: Er wirkt die Werke Gottes in der Welt, die allesamt ein Ausdruck der Liebe dreifaltigen Gottes sind. Der Heilige Geist ist der Urheber alles Guten. Der Inbegriff des Guten aber ist das Leben. Immer schafft das Gute das Leben, das Böse hingegen den Tod. Alles Gute geschieht durch den Heiligen Geist und im Heiligen Geist,

zuweilen unmittelbar, in der Regel aber mittelbar, durch uns, durch die Menschen.

In der ersten Lesung des heutigen Festtags heißt es, dass der Heilige Geist die junge Christengemeinde von Jerusalem mit missionarischer Kraft erfüllte. Dieser Gedanke klingt heute auch im Evangelium an. Von diesem Wirken des Heiligen Geistes ist beinahe auf jeder Seite der Apostelgeschichte die Rede.

\*

Nicht der Geist des Menschen bringt uns das Heil, sondern der Geist Gottes, der Heilige Geist, das ist eine Grundaussage des Neuen Testaments, ja, eigentlich schon des Alten Testaments. Wir vertrauen jedoch mehr auf den Geist des Menschen als auf den Geist Gottes. Das ist unsere Tragik. Wir bewundern den Menscheng Geist, das, was er geschaffen hat und was er zu schaffen vermag. Die Naturwissenschaften und die Technik haben unsere Welt in gut einem Jahrhundert von Grund auf verwandelt. Sie haben eine neue Welt geschaffen. Daher meinen heute viele, der Mensch könne einen Himmel ohne Gott bauen. Sie träumen von einer goldenen Zukunft, von wachsendem Wohlstand, von immer mehr Gerechtigkeit und Menschlichkeit auf dieser Erde. Da wiederholt sich gleichsam die Geschichte des Alten Testaments vom Turmbau zu Babel: Die Menschen versuchten, einen Turm zu bauen, der von der Erde bis zum Himmel reichte, das heißt: Sie wollten aus eigener Kraft in den Himmel aufsteigen, sie wollten den Himmel auf die Erde herabziehen, weil ihr Stolz und ihr Hochmut grenzenlos geworden waren. Gott aber zerstörte den Turm von Babylon, wie er auch unsere babylonischen Türme immer wieder zerstört, in der Geschichte und auch in der Gegenwart.

Was dabei heute zurückbleibt, das ist die Missachtung der Menschenwürde, ja, ihre

perfide Zerstörung, die wachsende Gewalt, der Terrorismus, das sind so viele Menschen in Unfreiheit und Sklaverei, in äußerer, aber auch in innerer Sklaverei, das ist der allgemeine Verfall der Sitten, die Zerstörung der Familie, ein wachsender Zynismus und die Enttäuschung vieler und in einem nie gekannten Ausmaß die Ausbreitung psychischer Erkrankungen, die immer wieder auch den Leib krank machen. Das alles sind die faulen Früchte unseres Hochmutes, in dem wir unsere Hoffnung auf den Geist des Menschen setzen und nicht auf den Geist Gottes. Papst Benedikt XVI. spricht in seiner Enzyklika „Gott ist die Liebe“ von einer zutiefst verwundeten Welt.

Vor Kurzem wurde auf einem Internationalen Kongress für Psychiatrie (vom 24. bis zum 28. Mai in Marburg) festgestellt, heute entwickle sich die Depression zu einer globalen Volkskrankheit. Die Weltgesundheitsorganisation, die WHO, gehe davon aus, dass bis zum Jahre 2020 Depressionen den zweiten Platz unter den Krankheiten der Menschen einnehmen würden, die ihrerseits die Ursachen unendlich vieler körperlicher Krankheiten seien.

Der Mensch wird krank, wenn er Gott verlässt, wenn er seinen Geist an die Stelle des Geistes Gottes setzt in seinem Lebensentwurf und in seinem Verhalten. Eine Menschheit, die vom Geist des Menschen das Heil erwartet und den Heiligen Geist verachtet, richtet sich zugrunde.

Diese Selbstzerstörung aber merkt der Mensch nicht, und wenn er sie merkt, sucht er die Gründe überall, nur nicht bei sich selbst - das ist eine große Tragik. Der Hochmut verblendet die Augen des Geistes. Einige merken es, aber sie finden wenig Gehör, wenn sie ihre Stimme warnend erheben. So ist es immer, wenn sich Katastrophen anbahnen.

Anmaßendes Vertrauen auf den Menscheng Geist begegnet uns in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, im gesellschaftlichen Leben, in der Politik, im Erziehungswesen und im kulturellen Leben, heute auch in der Kirche.

Der Geist des Menschen ist zerstörerisch, wenn er sich emanzipiert gegenüber dem Geist Gottes.

Als die Leute die Pfingstpredigt des Petrus gehört hatten, fragten sie ihn: Was sollen wir tun? Und Petrus gab ihnen zur Antwort: Bekehrt euch, damit ihr die Gabe des Heiligen Geistes empfangen könnt!

Gottes Geist wirkt heute nicht weniger als in der Urgemeinde von Jerusalem. Im Buch der Weisheit heißt es: „Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis“ (Weish 1, 7). Das gilt auch heute. Aber der Heilige Geist, er will durch uns wirken, mittelbar, nicht unmittelbar. Er will uns, die Menschen, als freie Werkzeuge benutzen. Wir müssen uns daher führen lassen durch ihn, wie das Kind sich führen lässt von der Hand der Mutter. Wir müssen fügsam werden für den Gottesgeist, empfänglich werden für sein Wirken.

Das geschieht, wenn wir nicht unsere Ehre suchen, wenn wir vielmehr die Selbstverleugnung üben im Alltag und in Freude und Dankbarkeit unsere Pflichten erfüllen, aus Liebe zu Gott und im Dienst an den Menschen, und wenn wir den Heiligen Geist immerfort anrufen.

Der Geist Gottes wirkt durch uns, wenn wir uns auf ihn hin ausrichten. Dabei dürfen wir großes Vertrauen haben, denn Gottes Wirken überrollt gleichsam unser

Denken und unsere Erwartung wie eine Lawine, wenn er sich uns zuwendet. Das bezeugt uns die ganze Geschichte der Offenbarung, die Geschichte des Heiles im Alten und im Neuen Testament. Und wer hätte einst voraussehen können, dass aus jener kleinen Gruppe von einfachen Männern, den ersten Zeugen des auferstandenen Christus, die Weltkirche entstehen würde, die über 2000 Jahre hin die ganze Menschheit inspiriert hat, die die „Mutter und Lehrerin der Völker“ geworden ist?

\*

Im Anschluss an sein Wirken in der Urgemeinde und in der Geschichte der Kirche nennen wir den Heiligen Geist, dem der heutige Festtag gehört, den Herrn und Lebensspender. Ohne ihn schafft der Menschegeist Tod und Verderben, mit ihm, unter seiner Führung, findet er Heil und Leben.

Unsere leidende und sterbende Welt bedarf der Erneuerung und der Verwandlung durch den Geist Gottes. Ein neues Pfingsten muss über die Erde kommen, heute und in unserer Zeit. Gottes Geist vermag aus kleinen Ursachen große Wirkungen hervorzubringen. Daher dürfen wir Hoffnung haben, wenn wir beten um ihn, von heute an jeden Tag, und wenn wir uns öffnen für sein Wirken. Amen.

PREDIGT ZUM 7. SONNTAG DER OSTERZEIT (SECHSTER SONNTAG NACH OSTERN), GEHALTEN AM

28. MAI 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

“BEWAHRE SIE IN DEINEM NAMEN, DEN DU MIR GEGEBEN HAST -  
HEILIGE SIE IN DER WAHRHEIT“

Das Evangelium des heutigen Sonntags ist dem Abschiedsgebet entnommen, das Jesus im Kreise seiner Jünger im Abendmahlssaal zu Jerusalem gebetet hat. Der Evangelist Johannes hat es uns aufgezeichnet. Es bildet gleichsam die Krönung der Abschiedsreden Jesu. Man nennt es auch das hohepriesterliche Gebet Jesu, weil Jesus in diesem Gebet priesterlich fürbittend für die Seinen, die er nun allein in der Welt zurücklassen muss, vor den Vater hintritt. Wir sprechen aber auch deswegen von dem hohenpriesterlichen Gebet Jesu, weil Jesus in diesem Gebet darauf hinweist, dass er sein Leben als Opfer für die Seinen hingeben wird: "Für sie heilige ich mich, damit auch sie wahrhaft geheiligt seien". So der letzte Vers des heutigen Evangeliums (Joh 17, 19). Heiligen ist hier ein anderes Wort für opfern.

Die Jünger, für die er an dieser Stelle betet und für die er sein Leben hingibt, das sind jene, an die er später, nach seiner Auferstehung, den Missionsauftrag richtet: "Gehet hinaus in alle Welt, und lehret alle Völker und taufet sie und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe" (Mt 28, 19 f). Sie sollen nun, da er die Welt wieder verlässt, sein Werk weiterführen, für das er sie zugerüstet hat in den Jahren seines öffentlichen Wirkens in Galiläa und in Judäa. Für sie bittet er den Vater, dass er ihnen beistehe, und für sie gibt er sein Leben hin. Das gilt in einem weiteren Sinne für uns alle. Denn Jesus betet das hohepriesterliche Gebet auch für all jene, die je seine Jünger sein werden. Dazu gehören auch wir, die wir dank der Taufe und der Firmung, die wir empfangen haben, an der Aussendung der ersten Jünger Anteil haben. Wir alle tragen Verantwortung dafür, dass das Werk Jesu fortgesetzt wird in der Welt und dass die Welt zu Gott geführt wird.

Zwei Bitten bestimmen den Inhalt des hohenpriesterlichen Gebetes Jesu. Die erste Bitte lautet: "Bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast", die zweite: "Heilige sie in der Wahrheit".

\*

"Bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast", das ist die erste Bitte. Sie, das sind wir alle, wie gesagt, vornehmlich aber die Priester und die Bischöfe, die in besonderer Weise Verantwortung tragen in der Kirche. Bewahrt werden sollen sie und wir im Glauben und im apostolischen Eifer. Diese Bitte Jesu erhält ihre besondere Aktualität angesichts der Ablehnung, die die Botschaft Jesu in der Welt erfährt und angesichts des Hasses, der dabei seinen Boten entgegengebracht wird. Zu allen Zeiten hat die Botschaft Jesu und haben seine Boten den Widerstand der Welt erfahren - das ist eine Wesenseigentümlichkeit dieser Botschaft -, heute ist das jedoch mehr als je der Fall, den Eindruck gewinnt man jedenfalls, wenn man wirklich die Augen aufmacht.

Das ist die die gleiche Ablehnung, die auch Christus erfahren hat in seinem Erdenleben und die auch die Kirche, der fortlebende Christus, immer wieder erfahren hat in ihrer Geschichte, mehr oder weniger, vorausgesetzt, dass sie ihrer Berufung treu geblieben ist. Sie gehört wesentlich zur Mission der Kirche und infolgedessen auch der Jünger, so sehr, dass sie geradezu ein Kennzeichen ist für ihre Authentizität. Darum bittet Christus: Bewahre sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, bewahre sie im Glauben und im apostolischen Eifer.

Wenn man den Hass der Welt erfährt, die sich wehrt gegen die Botschaft von der Erlösung und von der übernatürlichen Gemeinschaft des Menschen mit Gott, wenn man

um ihretwillen geringgeschätzt und gar verspottet wird, dann ist es nicht leicht, standhaft zu sein. Daher sind es nicht wenige, die einfach aufgeben.

Auf dreierlei Weise kann sich der Jünger Jesu dem Hass der Welt entziehen. Die eine ist die, dass er sich versteckt und schweigt, die andere ist die, dass er die Botschaft verändert, dass er sie frisiert oder dass er sie der Erwartung und dem Geschmack der Menschen anpasst, eine dritte ist die, dass er seinen Glauben preisgibt und ins andere Lager, ins Lager der Gegner, flüchtet.

Das Eine wie das Andere geschieht heute immer wieder, die Kapitulation des Christentums angesichts des Widerstandes der Welt, partiell oder total.

Viele treten leise, verbergen ihren Glauben und verschweigen ihn, andere passen ihn dem Geschmack und der Erwartung der Menschen an, und wieder andere geben ihn auf, zunächst praktisch, dann schließlich auch theoretisch. So bleibt es ihnen erspart, dass sie verlacht, verspottet und gehasst werden.

Dieser Tage schrieb mir ein Benediktiner-Frater, früher, vor seiner Konversion, war er einige Jahre evangelischer Pfarrer: Auch die Theologen verteidigen die Wahrheit der Kirche nicht mehr. Die Einen sagen: Im Religiösen gibt es nur Meinungen, die allesamt gleichberechtigt sind, die Anderen sagen: An die Stelle der Verteidigung der Wahrheit muss der offene Dialog treten, in dem es nur noch um Konvergenzen gehen kann. Er hat nicht ganz Unrecht.

Wenn man es so macht, dann wird man immer den Applaus der Welt erhalten, hält man jedoch fest an der Wahrheit des Glaubens und bezeugt man sie im Leben, dann geht es einem in der Regel nicht gut. Dann stößt man auf Widerstand. In der Tat, wo

immer man die Wahrheit des Glaubens verrät und sich mit der Welt verbündet, da geht es einem gut, aber - nur in diesem Leben.

Es ist schwer, Ablehnung, Spott und Hass auf sich zu nehmen und standhaft zu sein, leicht aber wird das, wenn Gott unser Leben umgestaltet, wenn der Heilige Geist uns neu schafft. Darum geht es in der zweiten Bitte Jesu: „Heilige sie in der Wahrheit.“

Die hier erbetene Heiligung ist die positive Seite der Bewahrung. Wenn Gott uns heiligt, dann bewahren wir den Glauben und bemühen uns, ihn zu bezeugen, gegen alle Widerstände. Dann wird uns die Kraft geschenkt, nicht nur das Werk Jesu in dieser Welt fortzuführen, sondern auch an seinem Lebensopfer, an seiner Selbsthingabe teilzunehmen. Er opfert sich, damit auch wir uns opfern können. Sich heiligen steht hier für sich opfern.

Im Kontext der Abschiedsreden erklärt Jesus seinen Jüngern: „Es kommt die Stunde, da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu erweisen vermeint“ (Joh 16, 2), und: „Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen, haben sie mein Wort gehalten, so werden sie auch das Eure halten“ (Joh 15, 20). An dieser Stelle deutet Christus an, dass seine Jünger nicht nur an seiner Schmach Anteil erhalten werden, sondern auch an seinem Glanz und an seiner Herrlichkeit, schon in diesem Leben.

Der heilige Paulus spricht in seinen Briefen sehr oft von dem Widerstand, der ihm in der Ausübung seines apostolischen Berufes begegnet ist. Was ihn dabei getragen hat, so bekennt er immer wieder, das war seine innere Verbindung mit Christus, das war sein unüberwindliches Vertrauen zu ihm. In diesem Geist bekennt er

einmal: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“ (Phil 4, 13). Daraus ist so etwas wie ein geflügeltes Wort geworden.

\*

Jesus bittet den Vater im hohenpriesterlichen Gebet, dass er uns die Gnade schenkt, dass wir standhaft sind im Glauben und im apostolischen Einsatz, dass wir die Botschaft Christi leben und sie bezeugen. Und er bittet den Vater, dass er uns heiligt in der Wahrheit.

Mit Gottes Hilfe werden wir unserer Berufung gerecht werden, wenn wir uns als Werkzeuge Gottes verstehen. Verlassen wir uns hingegen auf unsere eigene Kraft, werden wir nichts zuwege bringen.

Unsere Treue gegenüber Gott und seinem Wort ist heute größeren Belastungen ausgesetzt als je zuvor.

Das Gebet Jesu ist für uns eine Erinnerung an das, worauf es ankommt. Zugleich ist es eine Mahnung für uns, dass wir nicht die Hände in den Schoß legen, denn die Gnade Gottes erspart und nicht das eigene Bemühen.

Bedeutsamer aber noch ist es, dass wir nicht nachlassen im Vertrauen und dass wir nicht aufhören, zusammen mit dem Hohenpriester Christus unsere Anliegen vor Gott hinzutragen, dass wir ihn vor allem bitten um die Gnade der Beharrlichkeit. Amen.

PREDIGT ZUM FEST DER HIMMELFAHRT JESU CHRISTI, GEHALTEN AM 25. MAI  
2006 IN

FREIBURG, ST. MARTIN

„WER GLAUBT UND SICH TAUFEN LÄSST, WIRD GERETTET WERDEN, WER  
ABER NICHT GLAUBT,  
WIRD VERDAMMT WERDEN“

Die Himmelfahrt Christi ist mit der Aussendung der Apostel verbunden. Sie ist die Mitte des Festgeheimnisses, diese Aussendung. Mit ihr wird gleichsam der Grundstein der Kirche gelegt. „Sie aber zogen aus und predigten überall, der Herr aber wirkte mit ihnen und bekräftigte ihr Wort durch die Zeichen, die zugleich geschahen“, so heißt es in dem Bericht von der Himmelfahrt des Herrn bei dem Evangelisten Markus. Was Jesus im kleinen Stil begonnen hatte, das führten sie, die Apostel, mit ihren Helfern, die sie schon bald bestellten, nun weltweit fort. Das war keine leichte Aufgabe, aber ihre Begeisterung ließ sie alle Gefahren und Schwierigkeiten, die damit verbunden waren, vergessen und überwinden.

\*

Wir machen uns nur schwerlich eine Vorstellung davon, wie es mit dem Anfang der Kirche gewesen ist. Das Evangelium musste in eine stolze heidnische Welt hineinverkündet werden, in der das Laster regierte. In dieser Hinsicht konnten Ephesus, Korinth, Athen und Rom durchaus mit unseren heutigen Großstädten konkurrieren. Auf die Apostel, ungebildete Männer aus Palästina, aus der Provinz, aus einem unbedeutenden Winkel des Römerreiches, hatte man gerade noch gewartet. Nur ein einziger war unter ihnen, der wenigstens eine gewisse Bildung hatte, Paulus. Allein schon die beschwerlichen Reisen, die die Apostel unternahmen

mussten, bedeuteten für sie, dass sie unsagbare Mühen auf sich nehmen mussten. Tausende von Kilometern mussten sie zu Fuß zurücklegen, oder sie mussten gefährvolle Schiffsreisen unternehmen. Und dann der Auftrag, der auf ihnen lastete. Die Verkündigung des Evangeliums in der ganzen Welt, die Einpflanzung der Kirche in den Herzen der Menschen, und zwar überall, das musste ihnen geradezu aussichtslos vorkommen. Aber sie ließen sich nicht beirren. Was sie gehört und gesehen hatten, davon waren sie erfüllt. Und vor allem wussten sie, dass sie damit nicht allein waren, unsichtbar zog der mit ihnen, in dessen Namen sie wirkten, der ihnen nur ein Stück Weges vorausgegangen war und den sie bald wiedersehen würden. Und wo immer sie ihre Botschaft verkündeten, machten sie die Menschen nachdenklich, einige von ihnen jedenfalls, zuweilen auch viele, sie machten die Menschen vor allem deshalb nachdenklich, weil sie ihnen nicht den Entscheidungscharakter der neuen Botschaft vorenthielten, weil sie sie vor die Wahl stellten: Ewiges Leben oder ewiger Tod, weil sie ihnen, ihrem Auftrag gemäß, ewige Rettung oder ewiges Verlorensein verkündeten, Heil oder Unheil für Zeit und Ewigkeit.

Der Beginn der Kirche, die anfängliche Verkündigung des Evangeliums, der Eifer der Urzeugen, das alles ist beispielhaft für uns, für die eigentlichen Nachfolger der Apostel, die Bischöfe und die Priester, aber auch für einen jeden von uns. Denn wir alle tragen Verantwortung, Mitverantwortung, für die Kirche und für die Welt, für das Heil der Menschen, auf dass ihnen dieses nicht zum Unheil wird. Würden wir nur einen Bruchteil jener Mühe aufwenden, die die ersten Zeugen des Evangeliums aufgebracht haben, es sähe anders aus in unserer Welt und in der Kirche unserer Tage.

Gott und die Ewigkeit, seine Gebote und seine Verheißungen werden heute immer

weniger beachtet. In subtiler Weise wird nicht selten das Christentum um des Christentums willen zerstört. Das ist ein merkwürdiger Vorgang. Mit unschuldiger Miene fordert man ein besseres Christentum, meint aber ein innerlich ausgehöhltes, bequemes, entkräftetes und angepasstes Christentum, das nicht mehr ernst genommen wird, weder von seinen Gegnern noch von denen, die noch dazugehören. Das ist vielfach der Tenor einer bestimmten Form des Katholischen, wie sie sich heute in der Öffentlichkeit breit macht und dabei einen hohen Anspruch erhebt: Die Aufgabe des Christentums um eines angeblich christlicheren Christentums willen.

Ein wenig von jener missionarischen Begeisterung, die den Anfang der Kirche bestimmt hat, würde einen neuen Frühling in der Kirche heraufführen und der Welt wirksam helfen, ihre vielen, oft unlösbaren Probleme zu lösen.

Das setzt freilich voraus, dass wir wieder lernen, die Wahrheit zu lieben, dass wir sie an die Stelle unseres eigenen Vorteils setzen, an die Stelle unserer eigenen Wünsche und Erwartungen.

Der Eifer und die Begeisterung für die Botschaft der Kirche, das ist das Eine, das wir 2000 Jahre nach dem Beginn des Christentums, nach der Entstehung der Kirche, von den Urzeugen lernen müssen, neu lernen müssen. Das wird um so eher möglich sein, je tiefer wir, wie sie es gewesen sind, durchdrungen sind von der Mithilfe des Auferstandenen, des in den Himmel Aufgefahrenen, der seine treuen Zeugen nicht allein lässt, auch heute nicht.

Ein Zweites ist, dass wir den Entscheidungscharakter der Botschaft nicht unterschlagen, wie das heute allzu oft geschieht in der Verkündigung der Kirche.

In einem Religionsbuch für Schüler des 7. und 8. Schuljahres las ich dieser Tage, Gott, der seine Feinde annehme und uns gelehrt habe, die Feinde zu lieben, werde am Ende seine Feinde nicht im Regen stehen lassen, sondern sie alle zur Anschauung Gottes führen (Hubertus Halfbas, Religionsbuch für das siebte und achte Schuljahr, Düsseldorf 1990, 214), also egal, wie sie gelebt haben und wie sie gestorben sind. Da wird der Religionsunterricht verfremdet oder missbraucht, da wird in hochmütiger Besserwisseri Menschenweisheit an die Stelle der Weisheit Gottes gesetzt.

Im Evangelium des heutigen Festtages heißt es: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet, wer nicht glaubt, wird verdammt werden“. Wir haben Angst, das so zu sagen, wie es da steht und wie es die ersten Zeugen kompromisslos, dem Auftrag ihres Herrn entsprechend, getan haben. Oder wir wollen das nicht mehr wahr haben, weil wir uns unserer Verantwortung entziehen wollen. Faktisch ist es so, dass die Kirche die Menschen heute weithin nicht mehr vor die Entscheidung stellt und dass wir uns an dieser Entscheidung vorbeidrücken. Unser Christentum ist allzu sanft, allzu sehr saftund kraftlos geworden. Allzu oft unterschlagen wir die Alternative zum ewigen Leben, das Verlorengehen, das ewige Scheitern, oder machen einen Kinderschreck daraus. So wird die Botschaft verfälscht, so wird jede Hochherzigkeit im Keim erstickt, ja, jedes Bemühen um das Gebet und um die Erfüllung des heiligen Willens Gottes. Die Kirche aber muss so sprechen, wie der Herr der Kirche einst gesprochen hat und wie seine Apostel, die Urzeugen, einst gesprochen haben, ob es gelegen ist oder ungelegen (2 Tim 4, 2). Es geht nicht darum, Ängste zu schüren, und niemand braucht sich im Blick auf das ewige Heil in ängstlicher Sorge zu quälen, Gottes Liebe ist immer größer als die Macht des Bösen, aber Gott verlangt von uns eine klare Entscheidung, die sich im Leben bewährt, er verlangt von uns den kompromisslosen Einsatz für das ganze

Evangelium, für die ganze Botschaft seiner Kirche.

\*

Der triumphale Beginn der Kirche, auf den uns die Himmelfahrt Christi verweist, muss uns zu denken geben und uns herausreißen aus unserer religiösen Lethargie. Der Missionsauftrag Christi verpflichtet einen jeden von uns. Die Mühen, zu denen er uns verurteilt, werden wir gern auf uns nehmen, wenn wir die Wahrheit lieben und wenn wir wissen, dass der Auferstandene uns begleitet, wie er einst die Urzeugen begleitet hat. Das Evangelium Jesu Christi, die Botschaft der Kirche, ruft uns in die Entscheidung. Davon müssen auch die Verkündigung und die Katechese von heute wieder bestimmt werden, davon muss auch das Zeugnis unseres Lebens bestimmt sein. Besser ist es, wenn die Botschaft nicht verkündet wird, als wenn sie verfälscht oder verkürzt wird. Die Kirche wird mehr Gehör finden, wenn sie die ganze Botschaft Gottes verkündet, auch wenn sie schockierend ist. Amen.

PREDIGT ZUM 6. OSTERSONNTAG (5. SONNTAG NACH OSTERN), GEHALTEN AM  
21. MAI 2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DAS IST DER SIEG, DER DIE WELT ÜBERWINDET, UNSER GLAUBE“

In immer neuen Abwandlungen begegnet uns in der Liturgie des heutigen Sonntags der Begriff der Liebe, neunmal im Evangelium und neunmal in der zweiten Lesung. Die Wirklichkeit, die damit gemeint ist, führt uns in das Innerste des Christentums hinein; denn der christliche Glaube lehrt uns, dass Gott die Liebe

ist, dass die Erschaffung der Welt und in einem noch tieferen Sinn die Erlösung - wir nennen sie auch die zweite Schöpfung - das Werk der Liebe Gottes sind. Dazu bekennen wir uns vor allem dann, wenn wir Gott unseren Vater nennen.

Im Zentrum unserer christlichen Religion steht die Liebe. Allein, das Wort „Liebe“ ist missverständlich. Ja, es wird heute misshandelt wie kein zweites Wort. Es ist als solches geradezu zum Symbol der gottfeindlichen Welt geworden, einer Welt, die sich selbst genügen will, ohne Gott und ohne Christus und ohne die Kirche. Das Wesen des Christentums, die Liebe, wird so zum Wesen des Antichristentums, freilich in der Perversion. Das Wort erhält dabei eine völlig andere Bedeutung. Von dieser Perversion, davon ist programmatisch die Rede in der Geheimen Offenbarung des heiligen Johannes, dem letzten Buch des Neuen Testaments.

Die Kirchenväter - das sind die Gottesgelehrten der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung - erklären des Öfteren, der Teufel sei der Affe Gottes. Sie wollen damit sagen, dass der Teufel Gott imitiert, dass er die gleichen Worte benutzt wie Gott, um Entgegengesetztes damit auszusagen. Das tut er, um uns in die Irre zu führen - mit der Lüge. Der Teufel ist der Vater der Lüge. So bezeichnet ihn Jesus (Joh 8, 44) und stellt sich ihm gegenüber, wenn er sich selbst mit der Wahrheit identifiziert, wenn er sich selbst den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt (Joh 14, 6). Wo immer das Böse sich breitmacht, da ist die Lüge mit dabei. Ja, sie steht hinter aller Bosheit und Sünde, im Grunde ist sie die Gefährtin einer jeden Sünde, nicht anders als der Hochmut der Gefährte einer jeden Sünde ist.

Also, das Wort „Liebe“ ist missverständlich, und es wird heute misshandelt wie

kein zweites Wort. Es erhält dabei einen neuen Sinn. Mit ihm wird es zum Symbol einer Welt ohne Gott.

\*

In seiner ursprünglichen Bedeutung meint der Begriff der Liebe Bejahung und Wertschätzung, die Bejahung eines Menschen, die Bejahung Gottes. Der Hass stellt demgegenüber die Liebe auf den Kopf, er meint Verneinung und Verachtung oder auch Missachtung, die Verneinung eines Menschen, die Verneinung Gottes.

Wenn ich einen Menschen liebe, bejahe ich ihn. Ich sage ihm etwa: Du sollst leben, es ist gut, dass du da bist, es soll dir gut gehen, du darfst nicht sterben. Hasse ich ihn aber, so sage ich ihm: Du sollst nicht leben, es dürfte dich eigentlich nicht geben, es soll dir nicht gut gehen, es ist gut, wenn du nicht mehr existierst, ich würde mich freuen, wenn du zugrunde gehen würdest.

Liebe bedeutet Bejahung. Deshalb macht es uns glücklich, wenn wir geliebt werden, wird doch darin anerkannt, dass es einen Sinn hat, dass wir da sind. Wenn niemand uns liebt, auch Gott nicht, dann wird uns das Leben zur Hölle, weil es dann sinnlos wird. Wir können unser Leben nicht allein für sinnvoll halten, wenn alle anderen es für sinnlos halten.

Der Hass ist die Verneinung. Deshalb macht er uns unglücklich, ist er doch auf unser Nichtsein ausgerichtet und macht er doch unser Leben sinnlos.

Deshalb schenkt die Liebe Geborgenheit, der Hass Ungeborgenheit. Deshalb verbindet die Liebe die Menschen, während der Hass sie entzweit. Deshalb gehört

zur Liebe das Geben, zum Hass aber das Nehmen.

Das Wertvollste jedoch, das ich geben kann, das ist mein Leben, mein eigenes Selbst. Deshalb heißt es im Evangelium des heutigen Sonntags: „Eine größere Liebe hat niemand als der, der sein Leben hingibt für seine Freunde“. Zugleich ist das Leben, das eigene Selbst, indessen das Wertvollste, das ich einem Menschen nehmen kann. Deshalb ist der Mord der Ausdruck des tiefsten Hasses. Es gibt aber nicht nur das leibliche Leben, das uns genommen werden kann. Das dürfen wir nicht vergessen. Von größerer Bedeutung noch als das natürliche Leben ist für uns das neue Leben, die Gemeinschaft mit Gott, das Leben der Gnade.

Wer liebt, sagt: Was mir gehört, das gehört dir. Wer hasst, sagt: Was dir gehört, das gehört mir. Zur Liebe gehört vor allem das Geschenk des eigenen Willens. Der Liebende sagt: Was du willst, das will ich auch. Im Evangelium heißt es daher: „Wer meine Gebote hält, der ist es, der mich liebt“.

Wenn die Liebe in diesem Sinne die entscheidende Forderung Jesu ist, so muss sie jedoch in der richtigen Rangordnung gesehen werden. An der Spitze muss die Liebe zu Gott stehen. Sie ist das Erste und Wichtigste.

Nächstenliebe, die an der Gottesliebe vorbeigehen will, ist Selbstbetrug. Das gilt auch für die eheliche und für die bräutliche Liebe. Im Evangelium des heutigen Sonntags heißt es: „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch sage“.

Liebe kann daher nicht in Worten allein bestehen. Die Worte sind leer, wenn ihnen nicht Taten folgen. Das Geschenk des Willens ist gleichsam der Testfall der

Liebe.

Wenn wir das nicht sehen und nicht beachten, dann entlarvt sich die Liebe als Selbstsucht, als Selbstsucht in der Gestalt der Leidenschaft oder der Triebhaftigkeit. Da wird das Wort beibehalten, der Inhalt aber aufgegeben.

Das ist weithin die Welt, in der wir leben, die Luft, die wir einatmen, ein wachsender und sich mehr und mehr ausbreitender Egoismus, der zur Liebesunfähigkeit führt und sich immer wieder in exzessiver Weise in Hassausbrüchen Einzelner oder ganzer Gruppen äußert, die beängstigend sind.

Wir sprechen viel von Solidarität, aber wo ist sie? Hinter der äußeren Verbrüderung, die wir so oft zur Schau stellen, verbergen sich nicht selten abgründige Spannungen. Dabei werden die Begriffe „Hass“ und „Liebe“ immer wieder vertauscht, die Liebe wird dann zur Verneinung und der Hass wird dann zur Bejahung. Als ob das möglich wäre. In der Tat, das ist möglich. Wir können uns sogar selber belügen, zumindest eine Zeitlang.

Liebe im eigentlichen Sinn gibt es nicht ohne die Gottesliebe, jedenfalls nicht dauerhaft. Wo der Mensch Gott ausklammert, da wird im Grunde alles verzerrt, im Wort oder im Werk. Dann baut er auf der Lüge auf, die nun einmal ein brüchiges Fundament ist.

Die Liebe bejaht und schenkt. Sie ahmt Gott nach. Deshalb baut sie auf, die Liebe, deshalb gibt sie Leben und Glück, deshalb überdauert sie den Tod.

\*

Im 1. Johannesbrief, dem die zweite Lesung des heutigen Sonntags entnommen ist, lesen wir: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube“ (1 Joh 5, 4). Dieses Wort begegnet uns des Öfteren in der Liturgie der Osterzeit. Gemeint ist hier der Glaube, der von der Liebe durchformt ist, denn sonst ist er vergeblich. Ohne die Liebe ist auch der Glaube nichts. Von der Liebe durchformt ist der Glaube aber stärker als die Welt und stärker als der Tod, deshalb, weil er als solcher er in der Hoffnung auf eine bessere Ewigkeit lebt. Wenn der Glaube auf der Liebe aufbaut und in ihr fruchtbar wird, dann ist er mächtiger als alles in der Welt. Amen.

PREDIGT ZUM 5. OSTERSONNTAG (4. SONNTAG NACH OSTERN), GEHALTEN AM  
14. MAI 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DAS IST DAS GEBOT GOTTES: GLAUBEN AN SEINEN SOHN JESUS CHRISTUS  
UND EINANDER

LIEBEN, WIE ER UNS AUFGETRAGEN HAT“

Die religiöse Gleichgültigkeit, die heute mehr und mehr um sich greift, tarnt sich gern als Toleranz, als wahre Humanität. So wird der ethische Mangel zu einem ethischen Wert, zu einer besonderen menschlichen Qualität umgedeutet. Demgegenüber werden Konsequenz im Glauben und religiöser Eifer als Fanatismus, Intoleranz, Sturheit, Engherzigkeit und Rechthaberei disqualifiziert. Wer konsequent seinen Glauben lebt und sich durch religiösen Eifer auszeichnet, der ist, so sagt man gern, nicht flexibel. Schlimmeres als das aber gibt es kaum für jene, die unkritisch dem Zeitgeist verhaftet sind. So wertet man heute die

Konsequenz im Glauben und den religiösen Eifer gern ab und schläfert das Gewissen der Menschen und auch das eigene Gewissen ein, verrät damit aber den christlichen Glauben und die Kirche Christi. Die Folge ist die, dass die Verweltlichung unseres Lebens und unserer Umwelt mehr und mehr um sich greifen und das Reich des Widersachers Gottes sich in unserer Welt immer mehr einnisten kann. Wir müssen diese Zusammenhänge durchschauen, damit der verhängnisvolle Niedergang im Religiösen angehalten und eine Erneuerung in Gang gesetzt werden kann. Eine religiöse Erneuerung erfolgt immer, wenn sie erfolgt, durch kleine Zellen, immer geht sie aus unscheinbaren Anfängen hervor, und jeder Einzelne ist dabei gefragt.

Diese religiöse Situation der Gegenwart, sie ist der Hintergrund für das christliche Lebensprogramm, das uns die zweite Lesung des heutigen Sonntags präsentiert. Es lässt sich auf die kurze Formel bringen: Glaube und Liebe. Glaube an Jesus Christus, der sich in der Liebe darstellt, Glaube, der in Werken fruchtbar wird, Glaube, der unser Leben und damit unsere Umwelt verwandelt. Was ist nun mit diesem Glauben näherhin gemeint?

\*

Glaube an Jesus Christus bedeutet: mit ihm Gemeinschaft haben, mit ihm innerlich verbunden sein. Das Johannes-Evangelium wählt dafür den Begriff der Freundschaft (Joh 15,14 f). Die Freundschaft mit Christus aber bedarf der Pflege, wie jede Freundschaft, sie will kultiviert werden. Der Ort dafür sind indessen das Gebet und die Sakramente, auch und vor allem das vielfach vergessene Sakrament der Buße, das wir gar nicht hoch genug einschätzen können. Dabei erfolgt die Begegnung mit Christus in der Kirche und durch die Kirche, denn sie ist der Christus auf Erden, der fortlebende Christus, der geheimnisvolle Leib Christi,

wie der Völkerapostel Paulus wiederholt festgestellt hat. Der heilige Augustinus (+ 430) sagt deshalb: "Wer die Kirche verlässt, der verlässt Christus" (Homilien zum 1. Johannesbrief, 3). Der Kirchenvater Cyprian von Karthago (+ 258) - er lebte im dritten Jahrhundert, beinahe zweihundert Jahre früher als Augustinus - nennt die Kirche unsere Mutter, um damit einen ähnlichen Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Er sagt: „Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat“ (Über die Einheit der katholischen Kirche, 6). Man kann Christus nicht finden in innerer Distanz zur Kirche. Wie Gott einst dem Menschen zumutete, in dem armen Zimmermann und Wanderprediger aus Nazareth seinen Sohn zu erkennen, so mutet er uns heute zu, in der von zahllosen Menschlichkeiten entstellten Kirche den fortlebenden Christus zu erkennen. Wie es für den Einzelnen und für die Welt keine Rettung gibt ohne Christus, so auch nicht ohne die Kirche, es sei denn, man ist in einem unüberwindbaren Irrtum befangen.

Es gibt keinen Weg zu Gott an Christus vorbei, es gibt aber auch keinen Weg zu Christus an der Kirche vorbei. Manch einer sucht heute diesen Weg, das ist verständlich, denn er ist unverbindlich und für alle Interpretationen offen. Das gilt schon für den Weg zu Gott an Christus vorbei, mehr noch aber gilt das für den Weg zu Christus an der Kirche vorbei.

Der erste entscheidende Punkt des christlichen Lebensprogramms, das uns die zweite Lesung des heutigen Sonntags vorlegt, ist der Glaube an Christus, die Verbundenheit mit ihm, wie sie im Gebet und im Empfang der Sakramente ihre Gestalt findet. Aber diese Verbundenheit darf nicht isolierte Frömmigkeit bleiben, Frömmigkeit ist wichtig, grundlegend, aber sie muss sich darstellen in der Liebe, sie muss fruchtbar sein. Frömmigkeit ohne die Befolgung der Gebote Gottes, ohne die Erfüllung seines heiligen Willens, ohne Selbstverleugnung und

Entsagung ist religiöse Schwärmerei, mit solcher Frömmigkeit betrügen wir uns selbst. Der gemeinsame Nenner der Gebote Gottes ist die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten. Die Liebe zum Nächsten hätte kein Fundament, wenn sie nicht in der Liebe zu Gott wurzeln würde. In der Gottes- und Nächstenliebe muss unsere Frömmigkeit fruchtbar werden. Das meint auch die Nachfolge Christi. Wer mit Christus verbunden ist und ihn liebt, der eifert ihm nach, der folgt seinen Spuren, wie einst die Jünger ihm nachgegangen und ihm gefolgt sind in seinem Erdenleben.

Wir könnten nun viele Tugenden nennen, in denen sich diese Nachfolge konkretisiert, in denen der Glaube an Jesus Christus, wie es die zweite Lesung des heutigen Sonntags sagt, in der Liebe fruchtbar wird. Ich möchte nur drei Tugenden nennen, die heute von besonderer Bedeutung sind: die Demut, die Treue und die Tapferkeit.

Demut ist die frohe Bereitschaft zum Dienen, sie wird heute sehr klein geschrieben, alle wollen sich bedienen lassen. Die Treue bewährt sich in äußeren und inneren Schwierigkeiten, in der Anfeindung von außen, in der Trägheit von innen, und sie steht unbeirrt zu Christus und seiner Kirche. Die Tapferkeit ist die Einsatzbereitschaft für das Gute, die alles einsetzt für die Überzeugung des Glaubens: den guten Ruf, den Besitz, Freunde und notfalls das Leben.

\*

Es ist nicht so, dass jeder nach seiner Façon selig werden kann, wie es immer wieder gesagt wird in oberflächlichen Gesprächen. Der Gleichgültigkeit unserer Tage kann man nur mit dem konsequenten Bemühen um das Christsein begegnen. Man

kann dieses mit der zweiten Lesung des heutigen Sonntags zusammenfassen in den beiden Stichworten Glaube an Christus und tätige Liebe. Das Eine meint überzeugte Frömmigkeit, in der die Verbundenheit mit Christus gepflegt wird, das andere meint die Früchte, die aus solcher Verbundenheit hervorgehen. Ihr gemeinsames Fundament ist die Gottesund Nächstenliebe. Im Einzelnen sind sie jedoch so verschiedenartig, diese Früchte, wie das Leben verschiedenartig ist. Heute sollten sie sich vor allem als Demut, Treue und Tapferkeit darstellen. Wir müssen uns darum bemühen, um die Demut, die Treue und die Tapferkeit, aber das Entscheidende geschieht dann, das dürfen wir nicht vergessen, durch die Gnade. Amen.

PREDIGT ZUM 4. OSTERSONNTAG (3. SONNTAG NACH OSTERN) -  
WELTGEBETSTAG FÜR PRIESTERUND ORDENSBERUFE  
AM 7. MAI 2006

“ICH BIN DER GUTE HIRT - ES GIBT ES KEIN HEIL  
AUSSER IN SEINEM NAMEN“

Jesus ist der gute Hirt, und es gibt kein Heil für uns Menschen außer in seinem Namen. Der erste Gedanke prägt das Evangelium des heutigen Sonntags, der zweite die erste Lesung. Die Herde Christi, das ist die Kirche. Wer sich von ihr und von ihrem Hirten entfernt, der verlässt den Weg des Heiles und riskiert damit das ewige Leben.

\*

Noch heute kommt es vor in Palästina, dass mehrere Hirten gleichzeitig ihre Herden zur Tränke führen. Da ist es ein Leichtes für den einzelnen Hirten - man wird es kaum glauben -, seine Tiere zu sammeln, wenn er weiterziehen möchte. Er erhebt seine Stimme zu einem besonderen Ruf, und seine Schafe folgen ihm. Keines der Schafe bleibt zurück, Keines geht verloren. Die Schafe kennen die Stimme ihres Hirten durch den ständigen Umgang mit ihm. Das Eigenartige ist nun, dass das einzelne Schaf die Stimme seines Hirten dann nicht mehr erkennt, wenn es krank ist. Ist es krank, läuft es jedem beliebigen Hirten nach.

Daran denkt Christus, wenn er in dem Miteinander des Hirten und seiner Herde ein Gleichnis für sein Miteinander mit seinen Jüngern sieht und sich als den guten Hirten bezeichnet: Christus, der Erlöser, ist der Hirt, und wir, seine Jünger, die Erlösten, sind seine Herde. In ähnlicher Weise wurde schon im Alten Testament das Verhältnis Gottes zu seinem Volk, zu seinem auserwählten Volk, beschrieben (Ps 94). Das Bild, das Gleichnis hat also eine lange Tradition.

Nun ist es so, dass das Hirtenamt Christi weiterlebt in den Bischöfen und Priestern der Kirche. Die Bischöfe und Priester der Kirche, sie sind von daher Hirten im wahrsten Sinne des Wortes. Dieser Hirten bedürfen die Menschen zu allen Zeiten. Sind sie zahlreich und gut, ist es gut bestellt um die Herde Christi.

Gerade das aber kann man heute nicht sagen. Die Herde des guten Hirten läuft auseinander. Und viele erkennen die Stimme des guten Hirten nicht mehr, weil viele seiner Stellvertreter sich allzu weit entfernt haben von ihm und seinen Lockruf nicht mehr kennen oder auch weil die Schafe krank geworden sind, krank durch einen schwachen oder fehl geleiteten Glauben und krank durch die Sünde. Daher hören sie auf die Stimme der Mietlinge, aller möglichen Mietlinge, die die

Schafe in schlechter Absicht weiden, die sich an ihnen bereichern wollen, die sie eines Tages im Stich lassen und fliehen werden, die davonlaufen, wenn der Wolf kommt, wenn sie die Schafe nicht gar zerreißen und sich als Wölfe im Schafspelz entpuppen.

Die Kernaussage des heutigen Evangeliums ist die, dass Jesus Christus der gute Hirt ist, die Kernaussage der ersten Lesung des heutigen Sonntags ist die, dass wir nur dann das Heil finden, wenn wir die Stimme Christi hören und ihr folgen und wenn wir den rechten Hirten folgen.

Wie die Schafe, die sich von der Herde entfernen, ihr natürliches Leben gefährden und, wenn sie nicht wiedergefunden werden oder zur Herde zurückfinden, zugrundegehen, so gefährden wir unser ewiges Leben, wenn wir nicht Christus und seinen treuen Hirten, sondern Mietlingen folgen oder meinen, wir könnten uns selber einen Weg suchen. Das gilt freilich nur, wenn wir das wider bessere Einsicht tun.

“Denn”, so sagt es Petrus vor dem Hohen Rat in der Lesung, “es ist uns kein anderer Name gegeben, in dem wir das Heil finden können, außer dem Namen Jesu”. Petrus wiederholt damit das, was Jesus oft in seinem Erdenleben gesagt und faktisch getan hat. Er hat die Menschen an seine Person gebunden. Er hat sich selbst als die Tür bezeichnet, als den Weg, die Wahrheit und das Leben. Und immer wieder hat er erklärt, dass es einen anderen Weg zu ewigen Leben nicht gibt. Das gilt auch in unseren Tagen. Christus lebt fort in seiner Kirche, und er weidet seine Herde durch menschliche Hirten. Sie vertreten ihn durch die Weihe und durch den engen persönlichen Anschluss an ihn. Das eine ist die Gabe, das andere die Aufgabe. Die bezahlten Laienmitarbeiter oder auch die ehrenamtlichen Helfer in

den Gemeinden sind keine Hirten, auch wenn sie Theologie studiert haben wie die Hirten. Wer davon ausginge, würde eine andere Kirche schaffen.

An Christus und seiner Kirche vorbei gibt es kein Heil für den Menschen, es sei denn er ist verblendet, ohne selber schuld daran zu sein. Diese Möglichkeit begründet es, dass wir Hoffnung haben dürfen für jeden, der sein Glück fern von der Kirche sucht, der die Stimme des guten Hirten nicht mehr erkennt, der sich von den Mietlingen betören lässt. Gleichzeitig aber müssen wir auch um ihn fürchten und bangen, er könnte das ewige Glück einem zweifelhaften zeitlichen zum Opfer bringen.

Das ist sicher: Wenn - um im Bilde zu bleiben - viele Schafe heute krank sind und die Stimme ihres Hirten nicht mehr vernehmen können und daher falschen Hirten nachlaufen, so sind sie selber nicht immer schuld daran. Die seelisch-geistige Atmosphäre ist vergiftet. Skrupellos ist die Propaganda des Bösen. Falsche Hirten ziehen durch das Land. Sie betrügen die Schafe. Zuweilen berufen sie sich gar ausdrücklich auf den „guten Hirten“. Solche falschen Hirten, Mietlinge, haben wir draußen wie drinnen. Sie sagen, was gefällt - das verbindet sie alle miteinander -, sie sagen was gefällt, nicht was die Wahrheit ist.

Wenn wir nur daran denken, mit welcher Verantwortungslosigkeit die Massenmedien die Weltanschauung des Hedonismus ausbreiten, die Weltanschauung des Genusses, und wie die Jugend systematisch fehlgeleitet wird in unserer Öffentlichkeit, wie die Zukunft vieler junger Menschen grausam zerstört wird und wie die Macht der Verführung unendlich groß ist heute, so wird uns die zerstörerische Macht der falschen Hirten bewusst, muss sie uns bewusst werden.

Es gibt viele falsche Hirten, und die Schafe folgen ihnen, weil sie sich haben infizieren, weil sie sich haben krank machen lassen. Und diese falschen Hirten, sie haben die Schafe oft bewusst krank gemacht, damit sie ihre Gefolgschaft finden.

Sofern sie nur Opfer sind, die Schafe, sind sie nicht verantwortlich dafür. Aber manchmal sind sie selber schuld daran, dass sie krank geworden sind und die Stimme des guten Hirten nicht mehr erkennen können.

Das Sakrament der Buße, das Gebet und die treue Nachfolge, das sind die Heilmittel, die uns zur Verfügung stehen. Gleichzeitig bewahren uns diese Heilmittel, wenn wir sie konsequent einsetzen, davor, dass wir krank werden.

Viele verirrte Schafe und falsche Hirten - das ist die Situation heute in der Kirche und in der Welt! Wir beten an diesem 4. Ostersonntag, dem Welttag der geistlichen Berufe, zu Gott um Priester und Ordensberufe. Wir beten um gute Hirten, die in Treue zu Christus und seiner Kirche stehen. Die Situation ist fatal. Diese Erkenntnis darf uns jedoch nicht resignieren machen. Sie muss vielmehr unser Gebet beflügeln.

Auf das Gebet um gute Hirten kommt es an, in erster Linie, angesichts der großen Zahl der Mietlinge und der kranken Schafe, die den falschen Hirten folgen.

Die Kirche steht und fällt mit ihren Hirten. Ihre Aufgabe ist es, Christus, den guten Hirten, sichtbar zu machen in der Welt bis zum Jüngsten Tag.

Hat der gute Hirt wieder mehr gute Vertreter, so wächst auch die Zahl der

Ordensberufe. Der Mangel an Hirten ist ein Spiegel der Kirche, die sich ihrer eigenen Sache nicht mehr sicher ist, die unter einer Glaubenskrise leidet, wie sie sie in ihrer bisherigen Geschichte wohl noch nie durchschritten hat.

\*

Gewiss, Christus lebt, er ist der gute Hirt und er bleibt es. Aber er braucht Hirten, die ihn vor den Menschen vertreten. So hat er es gewollt. Er braucht sie, die sichtbaren Hirten, weil er es so gewollt hat, und die Menschen, die Gläubigen, brauchen sie, weil sie aus Leib und Seele bestehen, weil ihnen das Unsichtbare sichtbar werden muss, damit sie es nicht vergessen und sich an die Welt verlieren. Wir Menschen sind keine reinen Geister. „Per visibilia ad invisibilia“, durch das Sichtbare müssen wir zum Unsichtbaren geführt werden. Wir brauchen menschliche Hirten, um zum göttlichen Hirten zu finden. Und wir müssen uns bemühen, dass wir stets die Stimme des guten Hirten und seiner irdischen Vertreter vernehmen können. Dabei bedürfen wir der Gabe der Unterscheidung der Geister.

Das Sakrament der Buße, das Gebet und die treue Nachfolge, das sind die Heilmittel in der Krankheit. Gleichzeitig bewahren sie uns vor der Krankheit.

Auf das Gebet um gute Hirten kommt es an, in erster Linie, angesichts der großen Zahl der Mietlinge und der kranken Schafe, die den falschen Hirten folgen.

Mit den guten Hirten aber erhält auch das Ordensideal, das Leben in den evangelischen Räten, wieder neue Leuchtkraft, wird es als Ideal wieder erkannt.

An den Orden kann man die geistliche Fruchtbarkeit des Wirkens der Kirche

ablesen. Die Lebenskraft der Orden ist die Lebenskraft der Kirche. Wenn aber die Orden verfallen, so ist das eine Tragödie für die Kirche. Amen.

PREDIGT ZUM 3. OSTERSONNTAG (2. SONNTAG NACH OSTERN), GEHALTEN AM  
30. APRIL 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WARUM SEID IHR VERWIRRT UND WARUM STEIGEN ZWEIFEL AUF  
IN EUREN HERZEN“

Manchmal geschieht es, dass wir von der Wirklichkeit überrollt werden. Die Ereignisse überstürzen sich, es ergeben sich ganz neue Perspektiven, und alles ist völlig anders geworden, in wenigen Tagen oder gar in einem Augenblick. Zuweilen verändern sich die Verhältnisse so schnell, dass wir ihnen nicht recht folgen können. Wir fragen uns dann, ob wir träumen oder ob es die Wirklichkeit ist, die uns da begegnet. Um eine ganz neue Situation zu erfassen, brauchen wir Zeit, besonders wenn sie uns überrascht, wenn wir gar nicht mit ihr gerechnet haben. Das gilt schon für einfache Ortsveränderungen: Wenn wir einen Tag mit dem Auto oder mit der Eisenbahn gefahren sind oder wenn wir einige Stunden mit dem Flugzeug geflogen sind, dann ergeht es uns oft so, dass wir das Geschehen gar nicht richtig fassen können. Wir wissen zwar mit dem Verstand, wir sind 1000 Kilometer oder gar mehrere 1000 Kilometer von daheim entfernt, aber in der Tiefe unserer Existenz können wir es noch nicht nachvollziehen, was sich zugetragen hat und was wir erlebt haben. Unsere Seele kommt da gleichsam nicht mit. Dann rekonstruieren wir immer wieder, was geschehen ist: Die Aufregung an den Tagen vorher, das Reisefieber, das Aufstehen in der Frühe, die letzten Vorbereitungen, das Verlassen des Hauses, die Begegnungen während der Reise, die Eindrücke, die uns vielleicht immer wieder überwältigten, die Ankunft am Ziel und manches

Andere. So versuchen wir, uns die neue Situation zu Eigen zu machen, uns das Wissen des Verstandes tiefer, das heißt: auch mit dem Herzen, anzueignen. Wenn die Ereignisse sich überstürzen und die Wirklichkeit uns überrollt, so brauchen wir Zeit, um uns selber einzuholen. Das ist in etwa die Situation der Apostel in den Tagen nach dem Tode Jesu gewesen, in den österlichen Tagen, als sich die Kunde von der Auferstehung des Gekreuzigten in Jerusalem ausbreitete und bald auch in Galiläa und als sie ihm immer wieder einmal begegneten, dem auferstandenen Gekreuzigten. Davon zeugen die Osterberichte der vier Evangelien, davon zeugt auch die äußere Gestalt dieser Berichte, von der Verwirrung der österlichen Urzeugen und von ihrer Überwältigung durch das, was sie erlebt hatten. „Sie wagten es immer noch nicht zu glauben“, heißt es im Evangelium des heutigen Sonntags. Sie wussten es und wussten es doch nicht, was sich in den zurückliegenden Stunden und Tagen zugetragen hatte. Sie mussten es sich klar machen, langsam, allmählich, dass das, was ihnen wie ein Traum vorkam, Wirklichkeit war, dass das Unerwartete und Unbegreifliche unbestreitbare Realität war, dass das Ende nun doch nicht das Ende war.

\*

Die Situation der Jünger in den österlichen Tagen müssten wir eigentlich gut verstehen können, denn: Wer hätte eine ähnliche Situation nicht schon erlebt? Aber, was bedeutsamer ist für uns als die Überraschung der Jünger, das ist die Lebensechtheit, mit der uns das Entstehen des Osterglaubens und seine Übermittlung in den Evangelien geschildert wird. Bei einem Konstrukt, bei einer Fiktion, hätte das anders ausgesehen. Solchen Kriterien können wir uns nicht entziehen.

Aber wer sagt uns das? Wer erinnert uns daran? Niemand, vielleicht. Daher ist es verständlich, wenn wir uns fragen: Kann man das heute noch glauben, die Auferstehung Jesu, des Gekreuzigten? Ist das nicht ein schönes Märchen? Ist die Auferstehung Jesu denn genügend bezeugt? Solches Fragen ist verständlich angesichts der Tatsache, dass der Glaube heute allgemein alles andere als Hochkonjunktur hat, dass er immer mehr verflacht, in der Welt und leider auch in der Kirche, angesichts der Tatsache, dass er immer mehr ausgedünnt wird und an Substanz verliert und weithin nur noch, wenn überhaupt, rudimentär fortexistiert. Das gilt für den Glauben der Kirche im Allgemeinen und für den Osterglauben, der doch das Fundament des christlichen Glaubens ist, im Besonderen.

Ein bekannter jüdischer Schriftsteller hielt vor einer Reihe von Jahren, es ist schon mehr als zwei Jahrzehnte her, in der Osterzeit einen Rundfunkvortrag, in dem er den Osterglauben der Christen als absurd und abwegig hinstellte. Er hat damit nicht nur die Meinung des Judentums wiedergegeben, das in 2000 Jahren nie anders darüber gedacht hat, er hat damit auch die Meinung vieler Christen oder - besser - vieler Namenschristen artikuliert, vieler Christen, für die das Christentum nur noch aus leeren Worten besteht.

In England gab es vor Jahrzehnten gar einen Bischof, einen anglikanischen Bischof, der sein Amt dazu benutzte, nicht für den Glauben an die Auferstehung zu werben, sondern für den Unglauben daran. Dabei verlor er nicht einmal sein Amt.

Angesichts der differenzierten und vielfältigen Bezeugung der Auferstehung Jesu kann man keine ernsthaften Gründe des Verstandes vorbringen gegen sie. Hier gilt, was auch sonst sehr oft gilt: Es sind die Gründe des Herzens, die den Zweifel und den Unglauben rechtfertigen oder hervorrufen. Man muss eben genauer hinschauen.

Es ist die geistige Unbeweglichkeit, um deretwillen man den Unglauben wählt oder in ihm verharrt. Oder man fürchtet einfach die Folgen des Glaubens für das Leben.

Um Gottes Geheimnisse annehmen zu können, müssen wir um deren Glaubwürdigkeit wissen, mit dem Verstand, das ist klar, aber wichtiger ist es, dass wir uns öffnen für sie, mit unserer ganzen Person. Die Gründe des Herzens sind hier das Entscheidende. Das gilt für den Glauben wie auch für den Unglauben. Einerseits öffnen uns die Gründe des Herzens für die Gründe des Verstandes und andererseits überlagern sie diese immer wieder und verdunkeln sie.

Entscheidende Voraussetzungen für die gläubige Begegnung mit den Geheimnissen Gottes sind das Schweigen, die Übung der Demut und vor allem die Reinigung des Herzens. Das Letztere ist nicht mit einem einzigen Akt bewerkstelligt. Es muss immer neu erfolgen, weil die Sünde große Macht hat über uns. Denn es ist nicht so, als ob nur Gott den guten Samen auf den Acker der Welt säte. Auch der Böse ist wirksam in der Welt, und auch das Böse wirkt in der Welt, in uns und um uns, der Böse und das Böse. Von daher kommen die Zweifel, die in uns aufsteigen, in erster Linie. Sie stellen sich als Zweifel des Verstandes dar, kommen aber in Wirklichkeit aus dem Herzen, aus der falschen Richtung unseres Lebens und aus der Verblendung durch die Sünde.

Eine Belastung für unseren Glauben ist dabei nicht nur das Böse in uns, sondern auch das Böse um uns. Es ist schwer, an den Ostertag des Gekreuzigten zu glauben, wenn das Gute in unserer Welt immer neue Niederlagen erlebt. Und Gott und seine Allmacht drängen sich unserer täglichen Erfahrung wahrhaftig nicht auf. Manchmal ja, aber oftmals auch nicht.

Wir brauchen uns hier nur an die innere Uneinigkeit und Zerstrittenheit zu erinnern, die sich immer mehr breit machen in unserer Welt, leider auch in der Kirche, und an die Isolierung der Menschen trotz wachsender äußerer Kommunikation. Und oft geht die Verwirrung so weit, dass das Böse als gut und das Gute als böse oder zumindest als Spinnerei, als geistige Enge oder als Verstiegtheit bezeichnet wird. Da dürfen wir nicht vergessen, dass Gottes Siege nicht die Gestalt äußeren Gepräuges haben. Und wir müssen es uns klar machen, dass nicht der Augenschein uns die Wirklichkeit in ihrer Tiefe zeigt. Zudem gilt: Auf dieser Erde gibt es keine Gerechtigkeit. Und in seinen Getreuen wird Christus weiter gemartert. Aber die schon erfolgte Auferstehung des Gekreuzigten verbürgt die größere Macht Gottes, und die zukünftige Auferstehung der Toten, sie rechtfertigt unsere gegenwärtige Hoffnung, die zugleich das Fundament unseres Kampfes für die Wahrheit und für das Gute ist. Für die Wahrheit und für das Gute müssen wir kämpfen in dieser Welt. Zum Kampf aber gehören die Verwundungen dazu.

\*

Auf dem Osterglauben der Apostel, auf ihren Begegnungen mit dem Auferstandenen, ruht das Christentum, ruht die Kirche der Jahrhunderte. Wenn uns an den sieben Sonntagen nach Ostern immer wieder mit den Worten der Evangelisten von der Entstehung dieses Osterglaubens berichtet wird, so geschieht das, damit wir durch den sieghaften Glauben der Apostel und der Urgemeinde bestärkt werden, bestärkt werden vor allem in den Anfechtungen unseres Glaubens, die immer wieder durch das Böse, durch die Sünde in uns und um uns, hervorgerufen werden, vor allem durch die Erfahrung der Ohnmacht Gottes, der scheinbaren Ohnmacht Gottes, so müssen wir sagen.

Der Anstoß der Macht des Bösen und falsche Erwartungen, der Lärm des Alltags und die mangelhafte Hinwendung zum Gebet und zur Innerlichkeit, der Stolz und das Festhalten an der Sünde, das sind die entscheidenden Barrieren des Osterglaubens - Gründe des Herzens, nicht des Verstandes!

Auf die Hinwendung zu Gott, auf unsere Öffnung zu ihm hin kommt es an. Sie geschieht im Schweigen und im Gebet, in der Übung der Demut und in der Reinigung des Herzens.

Die Auferstehung Jesu verbürgt uns die größere Macht Gottes, und sie rechtfertigt unsere Hoffnung, und sie ist die Quelle unserer Kraft im Alltag, sie sollte es sein.

Im Blick auf den Osterglauben heißt es im 1. Johannesbrief: „Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube“ (1 Joh 5, 4). So lebendig muss unser Osterglaube sein, dass wir in ihm die Welt überwinden. Amen.

PREDIGT ZUM WEISSESONNTAG, GEHALTEN AM 23. APRIL 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„EMPFANGET DEN HEILIGEN GEIST“

Das Thema der Sünde verbindet die Lesung des heutigen Sonntags mit dem Evangelium: In der Sünde verweigern wir Gott die Liebe, denn Gott lieben, das heißt: seine Gebote erfüllen. Und wenn wir gesündigt haben, finden wir im

Sakrament der Buße die Vergebung. Früher war in der Predigt sehr häufig die Rede von der Sünde, vielleicht manchmal zu häufig, heute ist eher das Gegenteil der Fall. Aber kann man überhaupt zu viel von der Sünde reden? Immerhin war die Sünde das Hauptthema Jesu, ja, schon im Alten Testament war sie das Hauptthema bei den Propheten.

\*

„Die Sünde ist ein Verstoß gegen die Vernunft, die Wahrheit und das rechte Gewissen; sie ist eine Verfehlung gegen die wahre Liebe zu Gott und zum Nächsten“. So sagt es der Weltkatechismus (Nr. 1849). Der heilige Augustinus (+ 430) definiert die Sünde als „ein Wort, eine Tat oder ein Begehren im Widerspruch zum ewigen Gesetz“ (Contra Faustum Manichaeum, lib. 22, c. 27). In jedem Fall ist die Sünde eine Beleidigung Gottes, da sie sich auflehnt gegen die Liebe Gottes zu uns und unsere Herzen von ihm abwendet. Der Auflehnung gegen Gott oder dem Ungehorsam gegenüber Gott, wie er Gestalt annimmt in der Sünde, liegt stets der Stolz zugrunde, der Hochmut, das „ich will nicht dienen“. Dabei tritt unsere Selbstliebe in Konkurrenz zur Gottesliebe. An die Stelle der Hochachtung vor Gott tritt die Verachtung Gottes. Darauf hat schon der heilige Augustinus vor mehr als 1500 Jahren aufmerksam gemacht (De civitate Dei, lib. 14, c. 28).

In ihrem tiefsten Wesen ist die Sünde Ungehorsam gegen Gott. Deshalb ist es immer der Gehorsam des Erlösers, der uns die Vergebung erwirkt.

Handelt es sich bei unserer Auflehnung gegen Gott um eine wichtige Sache und entscheiden wir uns mit Einsicht und Freiheit gegen ein Gebot Gottes, zerstört die Sünde die Taufgnade, unsere Gotteskindschaft, die heiligmachende Gnade. Wir

sprechen dann von einer schweren Sünde oder auch von einer Todsünde. Fehlt eines dieser drei Momente, so ist die Sünde eine lässliche, es sei denn, es ist überhaupt keine Einsicht in den Sachverhalt vorhanden oder überhaupt keine Freiheit gegeben. Wenn es so ist, dann kann auch von Sünde nicht mehr die Rede sein. Denn für das, was wir nicht erkannt oder nicht gewollt haben, dafür sind wir nicht verantwortlich.

In der Gestalt der lässlichen Sünde verfolgt uns die Sünde fortwährend. Das ist unsere Situation, weil wir die Folgen der Erbsünde tragen und zu tragen haben, auch wenn wir von ihr erlöst sind. Verschließen wir die Augen vor dieser Wirklichkeit, betrügen wir uns selbst und zerstören wir unser religiöses Leben von Grund auf. Dann wird aus unserem Christentum ein abgestandener Pharisäismus oder gar nur ein rein äußeres Lippenbekenntnis, das uns nicht mehr bewegt.

Im ersten Johannesbrief, dem auch die Lesung dieser heiligen Messe entnommen ist, heißt es: „Wenn wir sagen, dass wir keine Sünde haben, führen wir uns selbst in die Irre, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er (Gott) treu und gerecht; er vergibt uns die Sünden und reinigt uns von allem Unrecht“ (1 Joh 1, 8 f). Im Alten Testament lesen wir im Buch der Sprüche: „Selbst der Gerechte fällt siebenmal am Tage“ (Spr 24, 16).

Vielleicht liegt hier eines der Kernübel unserer Zeit, und vielleicht ist das die Ursache für die Unwirksamkeit des Christentums in der heutigen Welt und in unserem Leben, wenn wir nicht einmal mehr unsere Sünden und unsere Sündhaftigkeit zur Kenntnis nehmen. Würden wir uns mehr beschäftigen mit unseren Sünden und mit unserer Sündhaftigkeit, würden wir uns auch mehr mit der Versöhnung beschäftigen. Dann würde der Wille Gottes besser zum Tragen kommen in unserer Welt und in

unserem Leben. Es ist hier wie in einer Ehe, in der die Liebe und ihre Verwundungen kein Thema mehr sind. Da ist die Ehe eigentlich zerbrochen, da vegetiert sie nur noch dahin.

Vielfältig sind die Sünden, die wir begehen. In der Heiligen Schrift begegnen uns wiederholt ganze Sündenregister, Sünden, die wir begehen können und die oft begangen werden. Der Galaterbrief setzt der Frucht des Geistes in diesem Zusammenhang die Werke des Fleisches entgegen, wenn er feststellt: „Die Werke des Fleisches sind deutlich erkennbar: Unzucht, Unsittlichkeit, ausschweifendes Leben, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Streit, Eifersucht, Jähzorn, Eigennutz, Spaltungen, Parteiungen, Neid und Missgunst, Trinkund Essgelage und Ähnliches mehr“ (Gal 5, 19-21). Es handelt sich hier nicht in jedem Fall um schwere Verfehlungen, aber sie können es werden, wenn sie ihrer Qualität nach zu einer wichtigen Sache werden und wenn sie mit der nötigen Einsicht und Freiheit begangen werden.

Würden unsere Sünden uns mehr beunruhigen, würden wir uns mehr dem Bußsakrament zuwenden, dem Sakrament der Versöhnung. Von der Einsetzung dieses Sakramentes ist im Evangelium des heutigen Sonntags die Rede. Es ist das Geschenk des Auferstandenen an seine Kirche.

Notwendig ist der Empfang des Sakramentes der Buße, wenn wir schwer gesündigt haben, aber auch dann, wenn wir nur lässliche Sünden begangen haben, ist der regelmäßige Empfang dieses Sakramentes unumgänglich, wenn wir bewusst den Weg der Nachfolge Christi gehen und gehen wollen, wie es unserer Berufung entspricht, unumgänglich deshalb, weil das Bußsakrament der normale Weg unserer Heiligung ist. In diesem Sakrament verdemütigen wir uns, werden wir immer wieder daran

erinnert, dass wir fortwährend streben müssen und dass der Weg schmal ist, der uns zum Leben führt. In ihm klagen wir uns selber an und empfangen wir die Vergebung von Gott um des Sterbens und der Auferstehung Jesu willen, empfangen wir somit die vielen Gnaden, die wir brauchen auf unserem Weg zu Gott.

Wir können dieses Sakrament immer nur individuell empfangen. Auch das ist ein bedeutsamer Gedanke. Niemals hat die Kirche Sakramente in cumulo gespendet.

Zudem hat Gott uns dieses Sakrament geschenkt in der Form des Gerichtes, er hat es uns als ein Gnadengericht geschenkt. Auch darin ist der individuelle Empfang dieses Sakramentes eingeschlossen. Ein Gericht kann nicht gleichzeitig über eine Mehrzahl von Personen ergehen, und immer setzt es eine individuelle Anklage voraus und ein individuelles Bekenntnis.

Im Sakrament der Buße hat die Anklage stets die Gestalt einer Selbstanklage. Klagen wir uns nicht selber an im Bußgericht, heute und morgen, so wird Gott uns einmal anklagen im letzten Gericht, ihm wird niemand entgehen. In diesem Gericht werden wir einen gnädigen Richter finden, wenn wir das Sakrament der Buße im Leben lieben gelernt haben, wenn wir uns durch unsere Sünden haben beunruhigen lassen in diesem Leben und wenn wir immerfort den Weg der Buße gegangen sind.

Das Sakrament der Buße ist ein Sakrament der Barmherzigkeit. Deshalb steht es in einer besonderen Beziehung zum heutigen Sonntag, den wir als den Sonntag der göttlichen Barmherzigkeit begehen. Die Barmherzigkeit Gottes können wir aber nur dann erfahren, das bedenken wir oft nicht, wenn wir umkehren, wenn wir uns bekehren. Gott zwingt uns seine Barmherzigkeit nicht auf.

\*

Die Sünde ist eine zentrale Wirklichkeit nicht nur im Christentum, sie ist es auch, ja, sie muss es auch sein im Leben eines jeden Gläubigen. Im Christentum geht wesentlich um die Sünde und um die Erlösung. Bei der Ankündigung der Menschwerdung Gottes heißt es: „... denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen“ (Mt 1, 21). Und die Eucharistie beschreibt der Erlöser mit den Worten: „Das ist mein Blut, das Blut des Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden“ (Mt 26, 28). Und die Sünde begleitet unser Leben, wenn nicht in der Gestalt der schweren Sünde, so doch in der Gestalt der lässlichen Sünde. Wenn wir davor die Augen verschließen, versandet unser religiöses Leben. Das Bußsakrament, das Ostergeschenk des auferstandenen Christus an seine Kirche, muss einen festen Platz haben in unserem Leben. Nur wenn das gegeben ist, können wir den Weg der vollkommenen Gottesund Nächstenliebe in rechter Weise gehen, zu dem Gott uns, einen jeden von uns, berufen hat. Nicht zuletzt bewahrt uns das Gnadengericht des Bußsakramentes vor einem gnadenlosen Gericht am Ende. Hier gilt die Mahnung des 94. Psalms, mit dem jeden Tag das Stundengebet der Kirche anhebt: „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet nicht eure Herzen“ (Ps 94, 8).  
Amen.

PREDIGT ZUM OSTERMONTAG, GEHALTEN AM 17. APRIL 2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„MIT CHRISTUS VEREINT, ERLANGEN WIR DAS LEBEN“

Im 1. Thessalonicherbrief lesen wir: „Christus ist für uns gestorben, damit wir, ob wir leben oder ob wir schon gestorben sind, mit ihm vereint, das Leben erlangen (1 Thess 5, 10). Gemeint ist hier das wahre Leben im Unterschied zu jenem Leben, das viele Menschen heute führen, das die Mehrzahl der Menschen heute führt. Die Gemeinschaft mit dem auferstandenen Christus, sie ist das wahre Leben. Das veranschaulicht uns die Wanderung der zwei Jünger mit dem ihnen zunächst noch unbekanntem Gefährten, von der das Evangelium des heutigen Ostermontags berichtet. Die Wanderung erreicht ihren Höhepunkt in dem Bekenntnis der Zwei: „Brannte nicht unser Herz, als er auf dem Weg mit uns redete?“ (Lk 24, 32).

\*

Mit Christus vereint, erlangen wir, ja, haben wir schon jetzt das wahre Leben. Er schenkt es uns nicht nur, er ist es. Er bezeichnet sich als die Auferstehung und das Leben in Person (Joh 11, 25), als den Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14, 6). Christus, das Leben, das unvergängliche Leben, das Leben, das keinen Tod mehr kennt, so dürfen wir vielleicht ergänzen, das ist der Leitgedanke des johanneischen Christusbildes, wie es uns im Johannes-Evangelium, in den johanneischen Briefen und in der Geheimen Offenbarung begegnet. Dieser Gedanke ist nicht weniger zentral in den Schriften des heiligen Paulus. Und Paulus führt ihn weiter, wenn er von dem neuen Leben spricht, das den Erlösten geschenkt wird, wenn sie die Gemeinschaft mit Christus suchen, wenn sie sich mit Christus gleichsam identifizieren, wie es Paulus selber exemplarisch getan hat. Was die Vollendung solcher Gemeinschaft, solcher Identifikation, ist, bringt der Kolosserbrief auf den Begriff, wenn er feststellt: „Wenn aber Christus, unser Leben, erscheint, werdet ihr mit ihm in Herrlichkeit erscheinen“ (Kol 3, 4).

Der Kirchenvater Augustinus (+ 430) schreibt in seiner Psalmen-Erklärung:  
„Christus ist das Leben, weil durch ihn allein uns ewiges Leben zukommt“  
(Enarrationes in Psalmos 31, 2, 6). Das wahre Leben ist das ewige Leben. In der  
Apostelgeschichte nennt Petrus den auferstandenen Christus den Urheber des Lebens  
(Apg 3, 15). In einem zweifachen Sinn ist er das, in einem allgemeinen und in  
einem spezifischen Sinn, in einem allgemeinen Sinn, sofern alles durch ihn  
geschaffen worden ist - „nichts, was geschaffen wurde, ist ohne ihn geworden“,  
heißt es im 1. Kapitel des Johannes-Evangeliums (Joh 1, 3) -, in einem  
spezifischen Sinn, sofern er uns durch seine Auferstehung das ewige Leben  
erworben hat.

In der unerlösten Welt führt der Tod das Regiment. Tod und Vergänglichkeit stehen  
unsichtbar auf jeder Menschenstirn geschrieben. Unser irdisches Leben findet  
seine Bestimmung im Tod, immer und in jedem Fall endet es mit ihm, das gilt für  
einen jeden von uns, und alle Erfüllung, die wir in diesem Leben finden, ist  
vergänglich. Allesamt tragen wir die Last der Endlichkeit. Sie wird uns zur Last  
in dem Maß, in dem wir gemäß unserer Natur auf die Unendlichkeit hin ausgerichtet  
sind.

Nichts ist von Dauer in unserer Welt. Darum sind auch die irdischen Freuden immer  
nur Scheinfreuden, darum ist auch das irdische Glück immer nur ein Scheinglück,  
darum ist es immer eine Illusion im wahrsten Sinne des Wortes. Glück, das  
vergänglich ist, ist eigentlich kein Glück. Die glücklichsten Stunden gehen  
vorüber, und dem, was wir Glück nennen, folgt immer wieder das Unglück, der  
Seligkeit folgt stets der Schmerz und der Freude folgen stets das Leid und die  
Trauer.

Diesem Gesetz aber, dem Gesetz des Todes und der Vergänglichkeit, entwinden wir uns in der Gemeinschaft mit dem, der in seiner Auferstehung den Tod und mit ihm das Leid der Vergänglichkeit überwunden hat. Durch seine Auferstehung hat er uns das wahre Leben erworben. Dieses wird uns allerdings nur zuteil, wenn wir die Gemeinschaft mit ihm suchen und wenn wir diese Gemeinschaft pflegen und lebendig erhalten. Die Gaben, die Gott uns schenkt, sind immer zugleich Aufgaben für uns. „Er ist für uns gestorben, dass wir, mit ihm vereint, das Leben erlangen“. So sagt es der Thessalonicherbrief (1 Thess 5, 10).

Viele sind daran jedoch nicht interessiert, an dieser Gemeinschaft. Sie beten nicht, sie gehen nicht in die Kirche, sie empfangen nicht die Sakramente, das Bußsakrament und die Eucharistie. Sie leben in den Tag hinein und suchen sich ein schönes Leben zu machen oder besser: sie suchen sich das zu machen, was alle Welt oder was man gemeinhin unter einem schönen Leben versteht. Sie meinen, sie könnten glücklich werden in der Abwendung von dem, der seit zweitausend Jahren als der verkündet wird, der den Tod und das Leid überwunden hat, das Leid der Vergänglichkeit, und der das wahre Leben ist für uns. Sie meinen, sie könnten ihr Leben aus eigener Kraft meistern, sie könnten glücklich werden in einer Welt des Todes und der Vergänglichkeit.

Man kann ohne Gott und ohne Christus und ohne die Kirche glücklich sein und ein erfülltes Leben führen, das ist möglich, das ist nicht zu leugnen, aber das geht nur eine Zeitlang. Dass der Mensch ohne Gott und ohne Christus und ohne die Kirche glücklich ist, das ist deshalb möglich, weil der Mensch auf das tiefere Nachdenken verzichten kann, zuweilen sehr lange. Aber irgendwann beginnt er dann doch mit dem Denken, irgendwann tut sich ihm dann doch der tiefe Abgrund auf

zwischen seiner Erwartung und der dunklen Wirklichkeit. Dann aber gibt es nur die Reversion, die neue Hinwendung zu dem, der das wahre Leben ist, oder die Resignation, die ihrerseits nicht selten in die Verzweiflung führt. Ich denke, genau das ist das Schicksal vieler heute.

Was das Glück der Gottlosen angeht, ist auch das zu bedenken, dass der Mensch sich nach außen hin anders geben kann, als er innerlich denkt und empfindet.

Tatsächlich machen es viele so. Oftmals entspricht das äußere Verhalten eines Menschen nicht dem, was innerlich in ihm vorgeht. Das ist häufiger der Fall, als wir denken. Die Oberfläche ist sehr oft anders als das, was sich darunter verbirgt. Da bewahrheitet sich das Sprichwort: Nicht alles ist Gold, was glänzt.

Die Gottlosen suchen das Glück im Konsum. Dieser macht jedoch nicht glücklich, sofern er immer neue und größere Wünsche weckt. Vor allem macht der uneingeschränkte Konsum den Menschen unfrei, er versklavt ihn. Und, das gilt allgemein, trügerisch sind die Verheißungen dieser Welt, und unbefriedigend sind die Wohltaten, die sie für uns bereithält. Zudem: Im Tiefsten suchen wir nicht das oberflächliche Glück und die vergänglichen Freuden dieser unserer Welt, sondern das unvergängliche Glück, das ewige Leben. Das aber ist das Geschenk des auferstandenen Christus an die Menschheit.

Ohne die Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus bleiben uns letzten Endes nur die Monotonie des Alltags, seine Täuschungen, die uns immer wieder in die Enttäuschung führen, und der Tod, ohne sie bleibt uns, wenn wir wenigstens einigermaßen bewusst leben, letzten Endes nur - um einen modernen Ausdruck zu verwenden - die Frustration, das heißt: die Vergeblichkeit.

Durch die Abkehr vom Christentum und von seinen zentralen Wahrheiten, die weithin unter dem Druck der Verhältnisse, unter dem Druck der Mode, erfolgt ist, weil man aufgehört hat zu denken, sind die Menschen nicht glücklicher geworden. Im Gegenteil: Viele sind krank geworden am Leib und an der Seele, ihre Zahl ist größer als je zuvor. Während die Kirchen leerer werden, füllen sich die Wartezimmer der Ärzte und der Psychologen.

Christus ist das Leben, und die Gemeinschaft mit ihm schenkt uns das wahre Leben, jenes Leben, das unseren tiefsten Erwartungen entspricht, in dem wir den Fluch der Vergänglichkeit, der auf uns lastet, überwinden.

Die Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus verbürgt uns nicht nur das ewige Leben, das wir suchen, bewusst oder unbewusst, sie gibt uns auch Halt in unserem irdischen Leben, Gelassenheit gegenüber dem Ereignishaften und Trost in den mannigfachen Leiden, die unseren Alltag bestimmen.

Wir können sie finden und bewahren, diese Gemeinschaft, im Gebet und in den Sakramenten und indem wir uns einfügen in die Kirche, indem wir uns konsequent einsetzen für das Gute und indem wir dem schleichenden Gift der religiösen und moralischen Gleichgültigkeit, der Trägheit und der Lüge in uns und um uns widerstehen. Gelebt wird die Gemeinschaft mit Christus vor allem im Gebet, in dem wir uns einer festen Ordnung unterwerfen müssen. Gleichzeitig aber ist sie die Frucht des Gebetes.

In diesem Sinne beten die Jünger des Evangeliums mit den Worten: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich schon geneigt“ (Lk 24, 29). Tun wir es mit ihnen. Amen.

## PREDIGT ZUM HOCHHEILIGEN OSTERFEST, GEHALTEN

AM 16. APRIL 2006

„SUCHET, WAS DROBEN IST“

In unserer verweltlichten Welt verliert Ostern immer mehr seinen eigentlichen, seinen überlieferten Gehalt. Das ist das Schicksal aller christlichen Feste, die einstmals das Jahr geprägt und ihm eine religiöse Weihe verliehen haben. Ostern wird zu einem Frühlingsfest, zu einem willkommenen Anlass, dem Einerlei des Alltäglichen für etwas länger zu entfliehen, als das sonst möglich ist. Wer modern sein will - und wer will das nicht? -, erwartet das Heil nicht mehr vom Jenseits oder aus jener Tiefe, die unerreichbar ist für unsere Welt der Apparate, er sucht es vielmehr vor seiner Tür, im Alltag seines Lebens. Das gilt auch dann, wenn man noch dem Namen nach ein Christ ist. Oft gilt das gar auch für die Hauptamtlichen in der Kirche, seien sie nun Priester oder Laien, und auch für die sogenannten engagierten Katholiken. Auch sie erwarten vielfach das Heil nicht mehr von Gott oder von dem ganz Anderen her. Deshalb breitet sich bei denen, die Verantwortung tragen in der Kirche, unverkennbar die Mentalität der Funktionäre aus. Da ist die Kirche dann letzten Endes nicht mehr und nicht weniger als ein Sportverein oder als ein Gesangsverein. Es gibt heute in der Kirche eine - ich möchte sagen - schwindelerregende Veräußerlichung, und es hat den Anschein, als ob sich die Glaubenssubstanz in ihr mehr und mehr verflüchtige. Das wird

besonders deutlich angesichts der Glaubenswirklichkeiten, vor die uns das Osterfest stellt, das wir von heute an 50 Tage festlich begehen in der Liturgie der Kirche. Um den ganzen Glauben der Kirche zu bewahren oder um ihn neu zu finden, brauchen wir guten Willen, Ehrlichkeit, Selbstlosigkeit und - vor allem - geistige Unabhängigkeit von den „Hofpropheten“ unserer Tage, den Meinungsmachern drinnen wie draußen.

Aber, was ist denn der religiöse Gehalt des Osterfestes, der uns zwischen den Händen zerrinnt, der für viele kein Thema mehr ist, den so viele auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen haben?

\*

Zwei große Wunder hat Gott gewirkt, die seine Unbegreiflichkeit, seine Macht und seine Liebe mehr verkünden als alle anderen Wunder, die er gewirkt hat. Diese beiden Wunder sind die Erschaffung der Welt und die Erlösung der Menschheit. Um die Zusammengehörigkeit dieser beiden Wunder hervorzuheben, hat man von der ersten und von der zweiten Schöpfung Gottes gesprochen. Diese zwei Wunder Gottes sind der entscheidende Gegenstand des christlichen Osterfestes. Sie vergegenwärtigen wir uns und für sie danken wir dem ewigen Gott heute und in den kommenden Wochen bis zum Fest der Herabkunft des Heiligen Geistes, bis zum Pfingstfest.

Bereits im Alten Testament feierte man Ostern, man sprach von dem Passah-Fest oder besser von dem Pessah-Fest, Pessah bedeutet soviel wie Vorübergang oder Verschonung. Damals ging es um die Erlösung oder die Befreiung des auserwählten Volkes von der Knechtschaft der Ägypter. Aber nicht nur um sie ging es damals,

schon in der alttestamentlichen Pessah-Feier weitete sich der Blick, und schon sie wurde zur Feier der Schöpfung, der Erschaffung der Welt durch Gott. Das gilt nicht weniger für das Pessah-Fest des Neuen Bundes. Auch an ihm feiern wir das Wunder der Erschaffung der Welt, nicht anders als es einst in Israel geschah. Daran erinnert uns die Tatsache, dass wir in der liturgischen Feier der Osternacht den Zyklus der Lesungen mit dem Schöpfungsbericht beginnen. Aber nicht nur dieses Faktum verweist uns auf das Geheimnis der Schöpfung in der Liturgie des Osterfestes. Tatsächlich ist es so, dass die Erlösung die Schöpfung überhöht, dass Gott in ihr gleichsam eine neue Welt schafft.

Ging es im Alten Testament bei der Feier des Osterfestes um die Befreiung des auserwählten Volkes, geht es im Neuen Testament um die Befreiung aller Menschen. Und während es im Alten Testament um die Befreiung von der äußeren Knechtschaft ging, geht es im Neuen Testament um die Befreiung von der inneren Knechtschaft, von der Knechtschaft der Sünde, die freilich stets auch in die äußere Knechtschaft hineinführt, wie immer sie sich auch darstellen mag. Das wissen wir, wenn wir aufmerksam das Leben der Menschen verfolgen.

Im Alten Testament ging es primär um die äußere Freiheit, im Neuen Testament geht es primär um die innere Freiheit.

Die Erlösung, die Befreiung von der inneren Knechtschaft, von der Knechtschaft der Sünde, sie ist heute zum Problem geworden. Viele wissen nicht mehr oder wollen nicht mehr wissen um die innere Knechtschaft. Damit aber verliert die Erlösung ihren Gegenstand.

Wenn wir nicht unsere Augen verschließen oder wenn wir nicht geblendet sind durch

die Sünde, sehen und erleben wir es jedoch, wie ein Riss durch die Schöpfung geht, wie die Knechtschaft der Sünde die Herzen der Menschen gefangen hält, wie die Zerrissenheit die Menschen entzweit. Und wir spüren diesen Riss auch in unserem eigenen Innern. Von diesem inneren Zwiespalt spricht der heilige Paulus, wenn er das Gesetz der Sünde hervorhebt, das ihn beherrscht, und wenn er sich von daher einen unglückseligen Menschen nennt (Rö 7, 23) und dem hinzufügt: „Die ganze Schöpfung seufzt und liegt in Wehen“ (Rö 8, 19-23).

Das ist die innere Unerlöstheit, die innere Unfreiheit. Sie zeigt sich in der entschlossenen Vergötzung der Welt, im Kult des eigenen Ich, im Unfrieden und in der Friedlosigkeit, die unser Leben beherrschen, in der Herrschaft von Verleumdung, Hass und Misstrauen und nicht zuletzt im Tod, im unbegreiflichen Gesetz des Todes, der plötzlich über uns hereinbricht oder am Ende eines längeren Lebens, jedoch immer schrecklich ist, den jeder als etwas empfindet, das nicht sein sollte, so selbstverständlich er auch irgendwie ist als biologische Gegebenheit.

Die unerlöste Welt, die Welt in der Knechtschaft, in der Unfreiheit, das ist eine Erfahrung, die wir alle Tage machen können, wenn wir nur die Augen nicht verschließen und wenn wir sie uns nicht verschließen lassen.

Aus dieser Knechtschaft hat uns Jesus in seinem Leiden und Sterben und in seiner Auferstehung befreit, befreit er uns immer neu, wenn wir uns ihm gläubig zuwenden und uns seiner milden Herrschaft unterwerfen. So hat er das wieder zusammengefügt, was zerbrochen war, wenn auch nur vorläufig und noch verlierbar.

Das Verfallensein an die Welt, die Uneinigkeit unter den Menschen, das Leid und

der Tod, das alles wird überwunden durch die Auferstehung des gekreuzigten Erlösers. Sie stellt diese unsere todgeweihte Welt in Frage und verwandelt sie von Grund auf. Jesus ist der Erstling der Entschlafenen, der zu Auferstehung gelangt ist. Er nimmt damit das Ende voraus und die Zukunft vorweg. Diese unsere Welt wird verwandelt, schon heute. Wo immer sie das österliche Licht dankbar anerkennt und im Glauben ergreift, da wird sie mit neuer Freude, mit großer Hoffnung erfüllt.

Wer hat es nicht schon erlebt, welche tiefe Freude die Versöhnung bringen kann nach einer langen Feindschaft, die Versöhnung mit der Familie, mit der Ehefrau, mit dem Ehemann, mit den Kindern, mit dem Sohn, mit der Tochter, mit den Eltern, oder die Versöhnung mit Gott, etwa eines Schwerkranken nach einem verfehlten Leben, aber auch sonst?

Die Erlösung bringt die Gemeinschaft mit Gott, sie führt aus der Gefangenschaft heraus, aus der inneren Unfreiheit, aus der Sünde und ihren Folgen, unter denen das Leid und der Tod hervorragen, sie überwindet die schuldhaftige Gottesferne des Menschen mit all ihren Folgen. Damit aber führt sie zur Freude, zur Freude der Ewigkeit, die wir als Glückseligkeit zu bezeichnen pflegen. Die Freude der Ewigkeit aber wirft ihre Schatten voraus, wo immer wir in dieser Welt in der Gemeinschaft mit dem auferstandenen Christus leben. Sie mobilisiert ungeahnte Kräfte in unserem Leben und tröstet uns in den Leiden und Widerwärtigkeiten dieser Zeit, wie nur Gott uns zu trösten vermag.

Ostern bedeutet Erlösung von der Sünde und zur inneren Freiheit, damit aber auch Erlösung aus der Not der Zeit. Es verheißt uns die ewige Gemeinschaft mit Gott als Unterpfand der ewigen Seligkeit und schenkt uns diese Gemeinschaft schon in

diesem Leben, anfanghaft, nicht unverlierbar, aber auch nicht gratis, vielmehr vorläufig und nicht ohne unser eigenes Bemühen. Das Eine wie das Andere wird in der oft sehr undifferenzierten und ungenauen Verkündigung der Kirche heute übersehen.

Ostern ist das Fest der Erlösung, die man seit der Frühzeit der Kirche als Neuschöpfung verstanden hat. Tatsächlich erneuert und überhöht die Erlösung das Schöpfungswirken Gottes. Sie befreit uns von der Knechtschaft der Sünde, von der Ursünde und ihren Folgen, prinzipiell, das heißt anfanghaft. Noch können wir das Heil wieder verlieren, und wir können es nicht bewahren ohne unser Bemühen. Die Erlösung befreit uns von der Knechtschaft der Sünde, und sie erfolgt durch das Leiden und durch den Tod des Erlösers und durch seine Auferstehung. Hier entsteht ein neues Problem. Denn viele haben den Glauben an die Auferstehung des Gekreuzigten von Golgotha aufgegeben, zusammen mit dem Glauben an seine Gottheit. Das Eine wie das Andere ist jedoch gut, ja, bestens bezeugt. Es ist nicht die Vernunft, die den Osterglauben in Frage stellt, sondern die Mode, das Empfinden und das Wollen.

Danken wir Gott am heutigen Tag für die Schöpfung und für die Erlösung und bitten wir ihn um die Gnade des Glaubens und um die Gnade, aus dem Geheimnis der Erlösung zu leben in der Gemeinschaft mit dem Auferstandenen, zu suchen, was droben ist, damit wir einst mit ihm auferstehen zum ewigen Leben. Amen.

## PREDIGT ZUM KARFREITAG 2006

„DU LÄSST MEINE SEELE NICHT IN DER UNTERWELT,  
UND DEINEN HEILIGEN LÄSST DU NICHT DIE VERWESUNG SCHAUEN“

Christus, der Sohn Gottes, stirbt am Kreuz, in der „neunten Stunde“ stirbt er nach einem dreistündigen Todeskampf (Mt 27, 46; Mk 15, 33 f). Wir haben uns so sehr an das Kreuz gewöhnt, dass uns seine Grausamkeit und seine Schrecken gar nicht mehr zum Bewusstsein kommen. Es ist gut, über dieses Sterben ein wenig nachzudenken. Stellen wir uns einmal vor, wie es wäre, wenn wir diesen Tod sterben müssten.

Die Bosheit der Menschen ist erfinderisch. Das ist heute nicht anders als vor 2000 Jahren. Furchtbare Qualen fügen Menschen ihren Mitmenschen zu, und sie weiden sich noch an ihren Schmerzen. Das geschieht, ja, das kann nur da geschehen, wo der Mensch sich von Gott abwendet, wo er ihn leugnet oder wo er so lebt, als gäbe es ihn nicht. Ohne Gott und ohne die Bindung an ihn, ohne das Bewusstsein, Verantwortung vor ihm zu tragen, entartet der Mensch, wird er gefährlicher als ein wildes Tier. „Wenn es keinen Gott gibt, dann ist alles erlaubt“ stellt der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewskij (+ 1881) im 19. Jahrhundert fest. Gott und die Religion gehören zur Natur des Menschen. Die Gottlosigkeit führt in die Anarchie, in das Chaos, über kurz oder lang.

Viele Menschen sind am Kreuz gestorben im Laufe der Geschichte, und viele haben größere Qualen erlitten in ihrem Sterben als jener, auf dessen Tod wir heute unsere Aufmerksamkeit richten. Die Einzigartigkeit dieses Todes besteht indessen darin, dass hier nicht irgendein Mensch leidet und stirbt, dass hier vielmehr

Gott selber leidet und stirbt in der Gestalt eines Menschen, dass sich Gott hier als Mensch der Bosheit der Menschen ausliefert.

Die Botschaft von der Passion und vom Sterben Jesu am Kreuz kündigt von nicht nur von der Grausamkeit der Menschen, sie kündigt auch von ihrer Treulosigkeit: Der Gerechte wird dem Tod überantwortet. Das wiederholt sich tausendfach, wenn auch oft nicht in dieser Dimension, tausendfach wiederholt es sich im Kleinen wie im Großen, im privaten wie im öffentlichen, im gesellschaftlichen wie im politischen Leben, zuweilen gar auch in der Kirche.

Der Gerechte, der die Wahrheit sagt, der Forderungen stellt an sich und an andere, der seinen Mund auf tut und die anklagt, die das Sagen haben, wird oftmals erledigt, er wird mundtot gemacht und ins Abseits gedrängt, man lässt ihn nicht hochkommen und macht ihn moralisch fertig. Der heidnische Philosoph Platon spricht mehr als vierhundert Jahre vor Christus von dem Gerechten, der „geißelt“, „gefoltert“ und „gebunden“ wird, dem „die Augen ausgebrannt werden“ und der zuletzt „nach allen Misshandlungen gekreuzigt“ wird und so einsehen muss, „dass man gerecht nicht sein, sondern scheinen muss“ (Platon, Der Staat, Buch 2).

Es gibt verschiedene Weisen, wie man einen Menschen kreuzigen kann. Die Formen wandeln sich, aber die Sache ändert sich nicht.

Wir sind schnell bereit, zu rufen „ans Kreuz mit ihm“, wenn einflussreiche Leute es uns vorsagen und wenn viele sich darauf einlassen.

Aber Gott ist treu, anders als die Menschen. Seine Treue steht der Treulosigkeit der Menschen gegenüber. Das ist ein dritter Gedanke, den uns die Botschaft von

der Passion und vom Tod Jesu verkündet. „Du lässt meine Seele nicht in der Unterwelt, und deinen Heiligen lässt du nicht die Verwesung schauen“. So beten wir im Buch der Psalmen (15, 10, vgl. Apg 2, 27 und 13, 35). Zwar starb Christus, der Herr, am Kreuz, aber er blieb nicht im Tod. Es hatte den Anschein, als ob auch Gott ihn verlassen hätte, aber die hintergründige Wirklichkeit war eine andere. Zu ihr bekennt sich der Hauptmann unter dem Kreuz, wenn er am Ende feststellt: „Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn“ ((Mt 27, 54; vgl. Mk 15, 39).

Sorgen wir dafür, dass wir nicht schuldig werden am Blut auch nur irgendeines Gerechten, dass wir uns nicht der Treulosigkeit schuldig machen, dass wir nicht mit den Wölfen heulen und das sagen und tun, was sie alle sagen und tun, dass wir vielmehr verantwortlich leben. Die Wahrheit und die Gerechtigkeit haben nicht einen Hort bei den Massen, deshalb, weil diese nicht von der Vernunft geleitet werden und infolgedessen nicht von einem besonderen Verantwortungsbewusstsein. Die Massen werden durch ihre Gefühle gelenkt. Diese aber sind unzuverlässig.

Weh uns, wenn das Kollektiv zu Gericht sitzt über uns. Weh uns, wenn die Verantwortung des Einzelnen nicht mehr zählt. Der Mensch ist ein Vernunftwesen, aber leider gebraucht er die Vernunft oft nicht. Allzu oft wird sie von seinen Gefühlen überlagert und erstickt.

Die Treulosigkeit der Menschen, auf die uns das Karfreitagsgeschehen aufmerksam macht, muss unser Gewissen schärfen. Sie muss uns eine Mahnung sein, dass wir nicht schuldig werden, indem wir mit den Wölfen heulen, dass wir unseren eigenen Weg gehen, der vielleicht ein einsamer Weg ist. Aber was macht das schon? Wir werden einst Rechenschaft ablegen müssen über unser Leben. Entscheidend ist, dass wir nicht aufs Neue den Gerechten ans Kreuz schlagen. Und die zweite Mahnung, die

sich aus dem Karfreitagsgeschehen ergibt, ist die, dass wir an die Treue Gottes glauben, wenn wir leiden müssen, weil wir der Wahrheit und der Gerechtigkeit die Ehre geben. Der Gekreuzigte von Golgotha preist die selig, die Verfolgung erleiden um der Gerechtigkeit willen (Mt 5, 10). Als seine Jünger werden wir kaum seinem Schicksal gänzlich entraten können. Da gilt das Wort der Schrift: „Der Jünger ist nicht über dem Meister (Mt 10, 24; Lk 6, 40).

Aber es gibt hier Grade der Intensität. Das ist sicher. Der eine muss viel mit Christus leiden, der andere weniger, dem einen mutet Gott das Martyrium des Leibes zu, dem anderen das des Geistes. Und einem Dritten weder das eine noch das andere. In jedem Fall ist das Leiden, aus der Perspektive des Glaubens betrachtet, eine Gnade, denn je größer die Verähnlichung mit dem leidenden Christus ist, umso größer ist die mit dem triumphierenden.

Daher trauern wir nicht im Leiden, und wenn wir um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, stellen wir uns tapfer an die Seite des leidenden Christus, begeben wir uns vertrauensvoll unter sein Kreuz. Kurz ist die Zeit, aber lang ist die Ewigkeit. Gottes Maßstäbe sind andere als jene der Menschen. Was den Menschen groß erscheint, das ist oft klein und unbedeutend vor Gott.

Der Tod des Gerechten wird zur Quelle des Lebens für uns, wenn wir gläubig auf diesen Gerechten schauen, wenn wir nicht schuldig werden an seinem Tod und wenn wir uns die Botschaft des Kreuzes zu Eigen machen, die Botschaft von der Treulosigkeit der Menschen und von der Treue Gottes. Amen.

PREDIGT ZUM GRÜNDONNERSTAG, GEHALTEN AM 13. APRIL 2006

„SO LANGE BIN ICH BEI EUCH, UND DU HAST MICH NICHT ERKANNT

„KONNTET IHR NICHT EINE STUNDE MIT MIR WACHEN“

„JUDAS, MIT EINEM KUSS VERRÄTST DU DEN MENSCHENSOHN“

Drei Fragen richtet Christus in dieser Abendstunde an uns, da wir den Beginn seiner Passion feiern. Diese Fragen sollen uns ein Anlass sein zur Gewissenserforschung. Sie sollen uns zeigen, wo wir neu beginnen müssen, um unserem Leben die rechte Richtung zu geben.

Immer wieder müssen wir umkehren, weil wir immer wieder sündigen. Ein besonderes Gebot der Stunde ist die Umkehr aber heute abend und an den kommenden Tagen, da wir das Leiden Christi im Gedächtnis begehen und dankbar feiern, heute abend seinen Abschied von seinen Jüngern, seine Einsetzung des Messopfers, seine Ölbergangst und seine Gefangennahme. Damit besinnen wir uns aber auf den Anfang unseres Heiles.

\*

Drei Fragen richtet Christus heute an uns. Die erste Frage lautet „So lange bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt?“ Diese Frage steht bei Johannes in den Abschiedsreden (Joh 14, 3). Es war nach der Einsetzung der Eucharistie, des Messopfers. Christus war im Begriff, zum Vater zu gehen und sprach von seiner Heimkehr zum Vater. Und Philippus, einer von den Zwölf, ganz hingerissen von dem, was der Meister ihm und den anderen von seinem Vater erzählt hatte, sprach: „Herr, zeige uns den Vater, und es genügt uns“. Und die Antwort Christi an

Philippus: So lange schon bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt - wer mich sieht, der sieht den Vater? Diese Frage „so lange schon bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt - wer mich sieht, der sieht auch den Vater“, gilt auch uns. Sie ist eigentlich eine Feststellung in Frageform, genauer betrachtet ein Vorwurf: So lange bin ich bei euch, und ihr kennt mich so wenig. Ihr wisst so viel, aber das, worauf es ankommt, das wisst ihr nicht.

So sagt Christus auch zu uns - heute abend. Und erklärend fügt er hin: Wenn ihr mich erkannt hättet, dann wäret ihr nicht so gleichgültig, so lau und opfer-scheu, dann würdet ihr nicht allem Schweren aus dem Wege gehen, dann würdet ihr nicht immer nur den bequemen Weg gehen, dann wäre eure Liebe zur Welt nicht so stark und eure Liebe zu mir nicht so schwach, eure Liebe zu mir und zu meiner Kirche, sie wäre dann nicht so schwach. Und er fügt vielleicht hinzu: Wenn ihr doch die Stunde der Gnade erkannt hättet oder wenigstens heute erkennen würdet!

Die Liebe bewährt sich im Opfer. Wer sich mit der Liebe einlässt, mit der wirklichen Liebe, muss wissen, dass er sich mit dem Opfer einlässt. Das Opfer aber ist nur eine mindere Form des Todes. Die totale Liebe ist bereit, für den Geliebten zu sterben (Jo 15, 13).

Hätten wir ihn mehr erkannt, ihn und das Geheimnis des Kreuzes, dann würden wir das Opfer der heiligen Messe mehr schätzen, das Messopfer, worin das Geheimnis des Kreuzes immer neu Gestalt findet, worin Christus seine Opferhingabe immer neu vollzieht - um unseres Heiles willen, das Opfer, das Christus an diesem Abend gestiftet hat. Dann würden wir dieses große Geschehen mit größerer Ehrfurcht begehen, mit einem lebendigeren Glauben, dann würden wir es so oft mitfeiern, wie es möglich ist, in Stolz und in Dankbarkeit, denn sooft wir dieses Opfer feiern,

verkünden wir den Tod des Herrn bis er wiederkommt (1 Kor 11, 26). Wir würden bei dieser Feier weniger leichtfertig sein, weniger gedankenlos, wir würden uns besser vorbereiten und eine bessere Danksagung halten, vielleicht gar nach der heiligen Messe noch einige Minuten im Gotteshaus verweilen.

Wenn wir Christus erkannt hätten, dann würden wir uns nicht so begeistert der Welt anpassen, dann würden wir die Machenschaften des Fürsten dieser Welt besser durchschauen und weniger - vielleicht ohne es zu wollen - seine Geschäfte besorgen und nicht in seinen Dienst treten. Christus würde der Maßstab unseres Handelns sein, wir wüssten, dass Christus sich nicht hat bedienen lassen, sondern dass er der Diener aller geworden ist und uns damit ein Beispiel gegeben hat. Wir würden im Nächsten besser das Antlitz Christi entdecken, wir würden sachlicher sein und unser eigenes Ich nicht so sehr in den Vordergrund stellen.

Es dauert oft lange, auch sonst im Leben, bis wir es erkennen, welche Gnade uns geschenkt ist, bis wir es erkennen, welche Gunst des Augenblicks uns zuteil geworden ist. Damit verspielen wir oft unser Glück. Da geht es um das irdische Glück, hier aber geht um Beides, um das irdische und um das ewige, denn Christus kommt aus der Ewigkeit in die Zeit. Und er will uns aus der Zeit in die Ewigkeit führen.

Die zweite Frage lautet: "Konntet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen" (Mt 26, 40)? Auch das ist eine Aussage in der Form einer Frage, ein Vorwurf an die Jünger und an uns, denn nicht nur die Jünger haben geschlafen in der entscheidenden Nacht, denn nicht nur sie haben den Herrn allein gelassen in seiner Todesnot. Sie schliefen, als der Herr anfing zu zittern und zu zagen, als die schwerste Nacht seines Lebens anbrach, sie schliefen, als der Feind kam.

So machen auch wir es allzu oft. Wir schlafen, während das Böse sich ausbreitet, während die Gottlosigkeit um uns herrscht, während die moralische Zersetzung immer weiter fortschreitet und die Würde des Menschen immer mehr in den Schmutz gezogen wird, während die Missionare des Gegenreiches Gottes umherziehen und die Herzen der Menschen und die Atmosphäre vergiften.

Gott kann das Böse überwinden, auch ohne uns, und er tut es. Letztlich richtet sich das Böse selbst zugrunde, bereitet es sich selbst den Untergang, führt es in die Katastrophe, aber wenn wir uns nicht vorsehen, wenn wir uns nicht wehren, reißt es uns mit in den Untergang hinein. Wir müssen dem Bösen widerstehen, das erwartet Gott von uns, er will es durch uns überwinden. Wir sollen dabei seine Werkzeuge sein.

Vor allem dürfen wir nicht schlafen, wenn Gott sein Heil wirkt in der Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers. Das gilt in erster Linie für den Tag des Herrn, aber nicht nur für ihn.

Die dritte Frage lautet: „Judas, mit einem Kuss verrätst du den Menschensohn“ (Lk 22, 48)? Auch das ist wiederum eigentlich nicht eine Frage, sondern eine Feststellung, wiederum ein Vorwurf - auch an uns. Wie oft hat sich dieser Verrat wiederholt, besonders in unseren Tagen. Selbst Petrus hat sich in gewisser Weise in die Reihe derer gestellt, die den Herrn verraten, durch seine Verleugnung, wenn auch nur für eine kurze Zeit.

Die Nacht des beginnenden Leidens des Herrn ist die Nacht des Verrates und der Verleugnung. Wie oft haben die Jünger Jesu ihren Meister seither verraten und

verleugnet. Wie oft haben sie sich auf die Seite des Widersachers Christi gestellt. Wenn sie etwa mit dem Zeitgeist gelaufen sind, wenn sie den Spöttern nicht den Mund gestopft haben, wenn sie sich über die Kirche, den fortlebenden Christus, hergemacht haben. Wir brauchen nicht lange darüber zu reden. Der Tatbestand ist offenkundig.

Der Herr hat das Leid des Verratenwerdens von den Freunden, der Feigheit seiner Gefährten in dieser Nacht schmerzlich getragen. Wir dürfen aber davon ausgehen, dass sich dabei sein Blick in die Geschichte der Kirche hinein geweitet hat, auch in unsere Zeit hinein, zweitausend Jahre nach dem Geschehen von Gethsemani.

Die drei Fragen weisen uns hin auf unsere Unaufmerksamkeit, Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit, auf unsere Bequemlichkeit, Schwäche und Inkonsequenz, auf unsere Wankelmütigkeit, Feigheit und Treulosigkeit. Kurz: Sie weisen uns hin auf unser kaltes Herz, auf unsere mangelnde Liebe. Sie erinnern uns daran, dass wir in uns den Eifer, die Wachsamkeit und die Treue entfalten müssen.

Christus hat unser Versagen und unsere Trägheit vorausgesehen. Er musste, was im Menschen ist. Nicht zuletzt deshalb war auch diese Ölbergnacht so bitter für ihn. Auch unser Versagen ist in seine Einsamkeit und Verlassenheit, in seine Todesangst eingegangen.

Er rang sich durch zu dem Gebet: Nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine, Vater. Und aus Liebe hat er den Willen des Vaters bejaht und uns erlöst.

Wir müssen uns ihm zugesellen, bei ihm ausharren, aus Dankbarkeit und um seine Liebe zu beantworten. Lassen wir nicht von ihm, so lässt er auch nicht von uns.

Wir müssen zu ihm, aber auch zu seiner Kirche stehen, die in der gegenwärtigen Stunde Schweres durchzustehen hat, auch sie, sie nimmt spürbar an der Passion des Meisters teil, verspottet, verhöhnt und ans Kreuz geschlagen. Wir sollten stehen zu Christus und seiner Kirche in Eifer, Wachsamkeit und Treue.

\*

„So lange bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt“, „Konntet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen“, „Judas, mit einem Kuss verrätst du den Menschensohn“. Es ist eine Frage der Liebe, des liebenden Herzens. Wenn wir lieben, erkennen wir die Bedeutsamkeit der Stunde, wir erkennen den Herrn der Welt, Christus, den Gekreuzigten, und eifern für ihn. Wenn wir lieben, dann wachen, ja, dann kämpfen wir mit ihm und für ihn. Wenn wir lieben, dann halten wir ihm die Treue, selbst dann, wenn viele untreu werden. Amen.

PREDIGT ZUM 5. FASTENSONNTAG, ZUM 1. PASSIONSSONNTAG, GEHALTEN  
AM 2. APRIL 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WENN JEMAND MIR DIENT, WIRD ER MIR FOLGEN, UND WO ICH BIN,  
DA WIRD AUCH MEIN DIENER SEIN“

Steht auch die ganze Fastenzeit im Zeichen des Kreuzes, so gilt das in besonderer Weise für die Passionszeit, die heute beginnt. Im Evangelium dieses Sonntags, des ersten der Passionszeit, ist die Rede von Griechen, die sich in Jerusalem aufhielten und Jesus sehen wollten. Bei ihnen handelt es sich um Heiden, die dem

Judentum nahe standen und deshalb nach Jerusalem gewallfahrtet waren. Ihnen und mit ihnen erklärt es Jesus auch uns, dass man ihn nur sehen kann als den Gekreuzigten und dass man mit ihm nur verbunden sein kann in der Nachfolge.

Jesus nimmt die Bemühungen der Griechen um seine Person zum Anlass, über seinen bevorstehenden Tod zu sprechen und die große Wahrheit zu verkünden, dass sein Sterben und seine Erhöhung zu Gott die Vorbedingung für die Rettung aller zum Heil Berufenen ist, ob sie nun Heiden sind oder Juden. Ob sie nun Heiden sind oder Juden, das will sagen: Das Heil, das den Menschen geschenkt wird durch den Tod Christi, ist unabhängig von ihrer Vorgeschichte, von ihrer Vorgeschichte, wohlgemerkt, nicht von ihrer Geschichte. Das zu betonen, ist heute notwendig angesichts einer grandiosen, ja, heillosen Verwirrung im Glauben.

\*

Feierlich verkündet Jesus hier, in diesem Evangelium, dass sein Tod, der sein öffentliches Wirken zum Abschluss bringt, der Beginn seiner Verherrlichung sein wird, die Rückkehr zu seinem Vater in die Herrlichkeit des Himmels, die er verlassen und doch nicht verlassen hatte in seiner Menschwerdung. Die Notwendigkeit seines Sterbens für seine Verherrlichung veranschaulicht er durch das Bildwort von dem Weizenkorn, das in die Erde gesenkt wird und stirbt, um so fruchtbar zu werden. Er greift damit ein Bildwort auf, das uns in alter Zeit des Öfteren begegnet, und erklärt, dass es sich bei ihm, in seiner Person und in seinem Schicksal, wie bei dem Weizenkorn verhält, das nur um den Preis seines Sterbens, das heißt seiner Auflösung und seiner Vernichtung, sich vermehren und viele Ähren und Körner hervorbringen kann. Dabei stellt er fest, dass das für ihn geltende Gesetz des Sterbens als Voraussetzung für das wahre Leben auch für seine

Jünger gilt, ja, dass sie das Leben verlieren, wenn sie es festhalten wollen, dass sie es aber bewahren werden, wenn sie es hinzugeben bereit sind.

Das bedeutet: Aus dem Tod entsteht das Leben, aus dem Untergang entsteht der Aufgang, aus dem Leid die Freude, aus dem Dunkel das Licht, bei Jesus und bei uns, bei uns allerdings nur dann, wenn wir ihm angehören.

Im Gehorsam hat Jesus sein Leiden und seinen Tod am Kreuz auf sich genommen. Hier müssen wir unterscheiden: Gott hat den gewaltsamen Tod seines Sohnes nicht gewollt, wohl aber hat er ihn zugelassen - niemals will Gott die Sünde, er lässt sie jedoch zu, jedenfalls in der Regel, "wollen" und "zulassen", das sind verschiedene Dinge -, aber Gott hat diese böse Tat zur Quelle des Segens gemacht für die ganze Menschheit. Durch den Tod Jesu am Kreuz wurde die Menschheit erlöst aus ihrer schuldhaften Gottesferne.

Jesus hat den Tod angenommen im Gehorsam gegenüber dem Willen seines Vaters im Himmel. Dadurch hat er unseren Stolz und unseren Hochmut gesühnt. Er hat nicht sich selbst gesucht, sondern den Willen Gottes und somit das Heil des Menschen gewirkt. Und sein momentanes Leiden war der Anfang seiner Verklärung.

\*

Jesu Weg ist unser Weg. Das gilt in erster Linie für seinen letzten Leidensweg. Sehen kann man ihn nur als den Gekreuzigten, und mit ihm verbunden sein kann man nur in der Nachfolge. So stellte ich fest. Darum erklärt er im Evangelium des heutigen Sonntags: „Wenn jemand mir dient, wird er mir nachfolgen“ und “ ... wenn jemand mir dient, wird ihn mein Vater ehren“. Das Gesetz des Weizenkorns

verbindet uns mit Christus und zeigt uns den Weg zum wahren Leben. Es lehrt uns, dass die Bereitschaft zum Kreuz die Voraussetzung ist für die Verklärung, auch für uns, dass Gewinn oft in Wahrheit Verlust bedeutet und dass wir in der Selbstbehauptung nur scheinbar glücklich werden, es lehrt uns, dass es vielmehr so ist, dass der Gehorsam der eigentliche Schlüssel zum Glück ist, der Gehorsam gegenüber Gott und gegenüber dem, was immer er verfügt und was immer er verfügt hat.

Unser natürliches Streben geht dahin, unsere eigenen Vorstellungen zu verwirklichen, uns selbst zu dienen, egoistisch die Freuden dieser Welt zu sammeln und Ansprüche anzumelden. Allzu oft begegnet uns die Behauptung: Ich habe einen Anspruch darauf, glücklich zu werden. Das ist töricht und wirklichkeitsfremd. Nicht der wird glücklich, der das Glück sucht, der glücklich werden will, sondern der, der der Wahrheit und der Gerechtigkeit lebt und dem heiligen Willen Gottes und der glücklich machen, der anderen das Glück bringen will.

Das wissen viele nicht, weil man es ihnen nicht sagt, andere wissen es zwar, wollen es aber nicht wahr haben. Darum sind so viele Menschen unglücklich, im Tiefsten. Sie suchen das Glück ihres Lebens in der „Selbstverwirklichung“ und enden in bitterster Enttäuschung. Dass dem so ist, das braucht man nicht erst zu beweisen, das ist einfach eine Tatsache, die sich uns aufdrängt im alltäglichen Leben, wenn wir nur die Augen aufmachen.

Die entscheidenden Dinge des Lebens werden uns nicht zuteil, indem wir sie anstreben - das kann man nicht laut und deutlich genug verkünden - die entscheidenden Dinge des Lebens werden uns geschenkt, gleichsam im Vorübergehen,

und zwar dort, wo immer wir uns einsetzen für die Wahrheit und für das Gute, damit aber für Gott und für die Menschen. Wer das Glück sucht, findet es nicht, er findet Leid und Unheil, auf die Dauer, in seinem natürlichen wie auch in seinem übernatürlichen Leben.

An diesem Punkt wird es deutlich, dass die Weisheit dieser Welt Torheit ist, natürlich nicht nur an diesem Punkt, aber hier besonders markant. Hier wird es wiederum deutlich, dass die wahre Weisheit in der Torheit des Kreuzes gelegen ist.

Wir sind in vielfältiger Weise gebunden und binden uns immer neu an Wünsche, an Erwartungen, an materielle Güter, an Erfolg und an Anerkennung. Allein, damit laden wir schwere Lasten auf uns. Wenn wir das alles loslassen und uns nur an Gott binden, dann schenkt uns Gott die Tugend der Gelassenheit. Sie, die Gelassenheit, wird uns geschenkt, wenn wir all das los lassen, was uns natürlicherweise bindet.

In der Gelassenheit werden wir frei für Gott und für den Nächsten. Diese Freiheit steht jener Willkürfreiheit entgegen, die heute in der öffentlichen Meinung als Freiheit schlechthin gilt und verteidigt wird. Die Freiheit, für die man da eintritt, sie ist ein verhängnisvolles Zerrbild der Freiheit, in dem der Mensch sein Leben und seine Welt von Grund auf zerstört.

Aber das muss man erst einmal verstehen und durchschauen. Zu diesem Verständnis und zu diesem Durchblickt verhilft uns das Evangelium von der Torheit des Kreuzes.

Die Freiheit der inneren Gelassenheit, sie ist das, was wir als Menschen im Tiefsten suchen und ersehnen. In ihr finden wir das wahre Glück

Das Evangelium des heutigen Sonntags verwendet an dieser Stelle - wie es oft geschieht - das Stilmittel der Übertreibung, wenn es erklärt „wer sich selbst und die Welt hasst, der gewinnt das Leben“. Es zeigt uns damit den Weg, der uns zur Gelassenheit führt: Es ist der Weg der Hingabe an das Wahre und an das Gute, an die Wahrheit und an die Gerechtigkeit und damit an Gott und an die Menschen.

Ob wir nun im Blick auf das Glück des Menschen von der Gelassenheit sprechen oder von der inneren Freiheit oder von der Hingabe, immer gilt, dass das wahre Glück aus dem Leid geboren wird und dass das wahre Leben aus dem Opfer erblüht.

Solche Zusammenhänge werden uns durch das Leben der Mutter Jesu eindrucksvoll vor Augen geführt. Ihr Leben war nichts anderes als Hingabe, Hingabe an das Geheimnis ihrer Berufung. Darum steht sie unter dem Kreuz ihres Sohnes.

\*

Die Griechen wollten Jesus sehen, und sie erfuhren es und mit ihnen erfahren es wir alle, dass man ihn nur sehen kann als den Gekreuzigten und dass man mit ihm verbunden sein kann nur in der Nachfolge. Das bedeutet, dass wir geistigerweise mit ihm sterben müssen, um das wahre Leben zu finden. Das gilt für das Leben in dieser Welt und für das Leben in der Ewigkeit. Der Weg der Nachfolge des Gekreuzigten ist der Weg der Gelassenheit, der inneren Freiheit und der Hingabe. Die Hingabe an Gott und an die Menschen, die Hingabe an die Wahrheit und an das Gute, sie führt uns zur Gelassenheit und zur inneren Freiheit und somit zum

wahren Glück. Darin aber erweist sich die Torheit des Kreuzes als die wahre Weisheit. Amen.

PREDIGT ZUM 4. SONNTAG DER FASTENZEIT, GEHALTEN AM 26. MÄRZ 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DER MENSCHENSOHN MUSS ERHÖHT WERDEN, DAMIT JEDER, DER AN IHN  
GLAUBT, DURCH IHN

DAS EWIGE LEBEN HAT“

Wir kennen die Geschichte von der ehernen Schlange aus dem Alten Testament: Gott strafte sein Volk während der Wüstenwanderung für seine wiederholte Untreue und für seinen steten Rückfall in den Götzendienst durch giftige Schlangen, deren Biss viele dahinraffte. Als Mose dann zu Gott um Hilfe flehte, erhielt er den Auftrag, eine eherne Schlange an einer langen Stange zu befestigen und diese im Lager der Israeliten aufzustellen. Jeder, der durch einen Schlangenbiss tödlich verwundet war, sollte vertrauensvoll die eherne Schlange anschauen und so von seiner tödlichen Krankheit geheilt werden.

Die eherne Schlange, die einst in der Wüste aufgerichtet wurde, ist ein Gleichnis für das Kreuz Christi, das mehr als 1000 Jahre später auf dem Kalvarienberg vor den Toren der Stadt Jerusalem aufgerichtet wurde. Die eherne Schlange ist ein „Typos“, ein Vorausbild für das Kreuz Christi. Sie errettete die Israeliten einst von dem zeitlichen Tod, das Kreuz Christi aber errettet uns von dem ewigen Tod. In ihm wird uns das ewige Leben geschenkt, wenn wir es gläubig und vertrauensvoll anschauen, wie die Israeliten die eherne Schlange einst gläubig und

vertrauensvoll angeschaut haben. Das ist der Inhalt des heutigen Evangeliums. Es spricht von der lebenspendenden Kraft des Kreuzes Christi, die ihrerseits für uns eine Quelle tiefer Freude ist. „Laetare“ heißt der heutige Sonntag von daher, „freue dich!“ Das Kreuz ist das große Zeichen der Liebe Gottes, das wirksame Zeichen des Sieges Christi, unseres Erlösers, über den Tod und unserer Rettung im Gericht. Darin gründet unsere Freude als bestimmende Kraft in unserem Leben, sofern wir gläubige Christen sind. Sie muss zu einer Grundhaltung werden in unserem Leben, diese Freude, zu einer Grundhaltung, die uns niemand mehr nehmen kann.

Unser wahres, unser unvergängliches Leben geht aus dem Tod Christi hervor. In ihm wird uns zwar nicht die leibliche Gesundheit wiedergeschenkt, jedenfalls nicht in der Regel, wohl aber die Gesundheit der Seele. In ihm wird uns jenes glückselige Leben geschenkt, das unseren biologischen Tod überdauert, das ewige Leben in der Gemeinschaft mit Gott, das Gott uns zugedacht hat. Daher können wir sagen: Das Kreuz Christi ist unsere Erlösung von dem ewigen Tod. Das ist es aber nur dann, wenn wir es gläubig anschauen und wenn wir in unserem irdischen Leben darauf unser Vertrauen setzen, nicht nur mit unseren Worten, auch mit unseren Taten. Das will sagen: wenn wir uns zum Kreuz Christi bekennen und gemäß dem Willen Gottes leben.

\*

Dabei ist ein Zweifaches zu bedenken: Das Erste, das hier zu bedenken ist: Gott rettet uns aus Gnade, nicht wegen unserer Werke. Daran erinnert uns die Lesung des heutigen Sonntags.

Der Mensch kann sich nicht selbst erlösen, er findet das Heil vielmehr im Glauben an das Kreuz Christi und im Vertrauen auf Gottes Liebe. Wir können uns nicht selbst aus dem Sumpf herausziehen, in dem wir stecken.

Sich selbst zu erlösen, das hat der Mensch nicht nur in den verschiedenen Religionen versucht, immer wieder, das ist auch immer wieder eine Versuchung gewesen im Christentum. Die Tendenz zur Selbsterlösung wird da sichtbar im Christentum, wo wir Ansprüche geltend machen vor Gott, wo wir auf unsere Werke pochen, wo unsere Frömmigkeit zum Geschäft ausartet, etwa so: Ich gebe Gott meine Gebete und halte seine Gebote, und er muss mir dafür Glück und Erfolg geben und schließlich das ewige Leben.

Es ist gut, wenn wir uns immer wieder klar machen, dass im Hinblick auf unser ewiges Heil alle Initiative von Gott ausgeht und ausgehen muss, dass wir von daher Beschenkte sind, reich Beschenkte, dass Gottes Liebe uns unendlich reich gemacht hat durch das Kreuz seines Sohnes. Wissen wir das und erkennen wir das in aller Demut an, dann werden wir in großer Dankbarkeit vor Gott leben.

Anspruchsdenken und Undankbarkeit gehören zusammen. Zur Undankbarkeit gehören aber auch die Bitterkeit und der tierische Ernst.

Die Dankbarkeit verbindet den Menschen mit Gott, sie verbindet die Menschen aber auch untereinander. Die Undankbarkeit entzweit uns mit Gott und mit den Menschen. Das bedenken wir viel zu wenig. Sie wirft uns immer wieder auf uns selbst zurück, sie zerstört jede Gemeinschaft von Grund auf.

Es gibt aber keine Dankbarkeit ohne die Demut. Überhaupt ist es ja so, dass wir erst in der Demut die Wirklichkeit erkennen, wie sie ist. Der Demütige vernimmt

die Wirklichkeit, der Stolze konstruiert sie. Es gibt daher keine Dankbarkeit ohne die Demut. Das gilt für unser Verhältnis zu den Menschen, das gilt aber auch für unser Verhältnis zu Gott. In der Haltung der Demut erkennen wir die die unverdiente Liebe, die Gott uns geschenkt hat und die er uns immer wieder aufs Neue schenkt.

Unendlich groß ist die Zahl der Gaben Gottes in unserem natürlichen Leben und mehr noch in unserem übernatürlichen Leben. Wir fassen diese Gaben zusammen unter dem Begriff der Gnade. „Alles ist Gnade“, so lautet das Fazit des Romans „Das Tagebuch eines Landpfarrers“ von George Bernanos, in dem dieser die Geschichte des Pfarrers von Ars dichterisch verarbeitet hat. „Alles ist Gnade“, das ist eigentlich auch der entscheidende Gedanke der ganzen Heilsgeschichte.

„Was hast du aber, das du nicht empfangen hättest“, fragt der Apostel Paulus im 1. Korintherbrief, „hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen“ (1 Kor 4, 7).

Die Dankbarkeit verbindet uns aber nicht nur mit Gott und mit den Menschen, sie ist darüber hinaus der Kern jeder wahren Freude.

Die entscheidenden Wirklichkeiten im Christentum sind von daher die Gnade und der Glaube, die Demut, die Dankbarkeit und die Freude. Fragen wir uns, ob diese Wirklichkeiten unser Leben prägen. Immer wieder müssen wir uns diese Frage stellen in unserem Leben.

\*

Wenn die entscheidenden Wirklichkeiten im Christentum die Gnade und der Glaube, die Demut, die Dankbarkeit und die Freude sind, so heißt das nicht, dass es auf die Werke nicht ankommt, dass wir also tun können, was wir wollen, wie es oft dargestellt wird, heute mehr denn je. Damit sind wir bei dem Zweiten, das wir bedenken müssen, wenn wir sagen: Das Kreuz ist unsere Erlösung von dem ewigen Tod.

Die Werke des Lichtes sind selbstverständlich für die, die an das Licht glauben. Davon spricht das Evangelium des heutigen Sonntags. Der Reichtum, den Gott uns geschenkt hat, muss unser Leben bestimmen. Wir müssen als Erlöste leben, damit wir den Reichtum, den Gott uns geschenkt hat und den er uns immer neu schenkt, nicht verlieren.

Durch die Sünde ist die Erde ein Tal der Tränen geworden, durch die Erlösung ist sie verwandelt worden. Das muss deutlich werden durch das Leben der Erlösten. Das heißt: Durch uns muss die Welt wieder zum Paradies werden.

Unsere Welt ist erlöst. Wenn es in ihr aber dennoch so viel Leid, so viele Tränen, so viel Not, so viel Hass, so viel Gleichgültigkeit, Kälte und Missverstehen gibt, so viel Grausamkeit, Gemeinheit und Verführung, so bestätigt sich darin das Wort der Schrift: „Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht“ (Joh 3, 19). Das ist aber eine Schicksalsfrage für jeden Einzelnen von uns.

Die Werke der Finsternis sind in unserer Zeit vor allem die Unbeherrschtheit, die sexuelle Freizügigkeit, die Zerstörung von Ehe und Familie und die wahllose Tötung von Kindern vor ihrer Geburt.

Von dem Kirchenvater Augustinus (+ 430) stammt das Wort: „Der dich ohne dich erschaffen hat (ohne dein Zutun, aus reiner Liebe), rechtfertigt dich nicht ohne dich (er wird dich nicht ohne dich retten)“ (Sermo 169, 11, 13). Der heilige Thomas greift diesen Gedanken auf in seiner Summe der Theologie (I/II, q. 113, a. 3).

Wer die Werke der Finsternis tut, wählt das Gericht und das ewige Verderben. Da ist die Sprache der Offenbarung Gottes, unmissverständlich. Nicht die guten Werke retten uns, aber die bösen führen uns ins Unheil. Der Adel der Erlösung verpflichtet uns.

\*

Das Kreuz ist das Zeichen des Sieges Christi, des Erlösers, über die Sünde und den Tod. Unser gläubiges Aufschauen zum Kreuz heilt uns von der Todverfallenheit, die aus der Sünde hervorgeht, und schenkt uns das ewige Leben. Es gibt keine Selbsterlösung für uns. Die Erlösung ist für uns ein Geschenk, sie ist gnadenhaft für uns. Sie ist allerdings ein Geschenk, das uns zutiefst verpflichtet. Wir können es verlieren, und zwar dann, wenn wir weiterhin die Werke der Finsternis tun, das heißt, wenn wir uns nicht distanzieren von den Praktiken der Kinder dieser Welt, wenn wir kein anderes oder, wie man heute gern sagt, alternatives Leben führen. Wenn wir all das tun, was man tut, dann können wir nicht vor Gott bestehen. Ein weltläufiges Christentum, das sind die Werke der Finsternis, die zur Folge haben, dass wir die Gnade der Erlösung verspielen.

Die Diener der Kirche versündigen sich, wenn sie nicht immer neu zu einem Leben

aus dem Geist und aus der Kraft der Erlösung aufrufen, wenn sie beschwichtigen, statt ungeschminkt das Wort Gottes und seine Forderungen und die Konsequenzen der Weltläufigkeit der Christen in den Raum zu stellen, wenn sie es versäumen, den Menschen immer wieder, wie die alttestamentlichen Propheten es getan haben, beschwörend den "Kairos" Gottes vor Augen zu führen. Amen.

PREDIGT ZUM 3. FASTENSONNTAG, GEHALTEN AM 19. MÄRZ 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DER EIFER FÜR DEIN HAUS VERZEHRT MICH“

Nur einmal hat Jesus, so berichten uns die Evangelien, die Geduld verloren. Das ist geschehen, als er in Jerusalem gegen die Entweihung des Tempels eingeschritten ist. Davon hören wir im Evangelium des heutigen Sonntags. Damals wurde das entscheidende Anliegen Jesu und seines Wirkens gleichsam mit Füßen getreten, die Ehre Gottes. Dabei erinnerten sich seine Jünger an das Schriftwort „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich“ (Ps 68, 10).

Die Ehre Gottes wird auch bei uns nicht sehr groß geschrieben. Auch in der Kirche tritt an die Stelle Gottes heute mehr und mehr der Mensch oder auch die Ehre des Menschen. Eifer für Gott und seine Ehre, das begegnet uns heute seltener. Daher ist das Evangelium von der Tempelreinigung aktuell, trifft es mitten in unser Leben hinein in dem, was seine tiefere Aussage ist.

\*

Wir reden heute viel vom Menschen, allzu viel. In der Verkündigung der Kirche sind der Mensch und die Mitmenschlichkeit so oft das Thema, dass man es schon bald nicht mehr hören kann. Abgesehen davon, dass die vielen Appelle zur Mitmenschlichkeit doch nicht fruchtbar werden, entsteht so der Eindruck, als ob die Kirche nichts anderes als ein Wohltätigkeitsverein sei und als ob man die Essenz des Evangeliums auf die Formel bringen könnte: „Seid nett zueinander“. Nicht zuletzt das dürfte der Grund dafür oder wenigstens einer Gründe dafür sein, dass Kirche und Christentum im öffentlichen Leben so wenig geachtet und respektiert werden.

In der Botschaft der Kirche geht es, wenn sich die Kirche selber treu bleibt, zuerst um Gott, dann um den Menschen. Wenn der zweite Schritt vor dem ersten getan wird, dann stolpert man, dann fällt man auf die Erde. Dieses Trauerspiel erleben wir heute immer wieder. Der erste Schritt ist Gott, der zweite der Mensch. Wie es bei Jesus der Fall war, so muss auch in der Verkündigung der Kirche Gott im Mittelpunkt stehen, so muss auch die Kirche in erster Linie um die Ehre Gottes besorgt sein. Die Verehrung Gottes und das Gebet haben den Vorrang vor dem Ethos, vor dem Leben aus dem Glauben. Nur dann gelingt uns auch erst die Nächstenliebe auf die Dauer, wenn wir wirklich Gott die Ehre geben. Das zeigt uns die alltägliche Erfahrung. Das sagt uns aber auch die Vernunft, wenn wir nachdenken. Unser Egoismus kann nur nachhaltig gezähmt werden, wenn wir uns ehrlich und ohne Hintergedanken an Gott binden. Wirklich gütig und selbstlos ist der Mensch nur dann, auch in kritischen Situationen, wenn er das Fundament seines Lebens in Gott gefunden hat. Wer Gott verachtet, der verachtet auch den Menschen.

Die Ehre Gottes fällt auf den Menschen zurück.

Daher gibt es dort keine humane, keine menschliche Welt, wo Gott nicht verehrt wird und wo die Religion missachtet wird. Es wird zwar immer wieder behauptet, es gebe eine humane Welt ohne Gott, diese Behauptung wird jedoch durch die Wirklichkeit ebenso häufig Lügen gestraft. Warum auch soll ich den Nächsten lieben, wenn mich Gott und die Ewigkeit nicht interessieren? Es gibt liebenswürdige Menschen, das ist sicher, aber sehr viele sind es nun einmal nicht. Wenn ich die Menschen nicht um Gottes willen liebe, dann kann ich sie nur da lieben, wo sie mir Liebe schenken, dann kann ich sie nur lieben, um selber geliebt zu werden.

Immer ist es so, dass die Religion den Menschen veredelt und humanisiert, die echte Religion, die Religion, die wirklich diesen Namen verdient - es gibt hier auch Perversionen, Entartungen -, das Christentum nimmt hier jedoch, auch hier, eine Sonderstellung ein, sofern es den Menschen als Ebenbild Gottes verehrt, sofern es von daher die Gottes- und die Nächstenliebe aufs Engste miteinander verknüpft und als das zentrale Gottesgebot verkündet.

Wer ehrlich ist, muss es zugeben, dass mit dem Rückgang von Christentum und Religion die Welt unwirtlicher wird, das Vertrauen mehr und mehr dahinschwindet, und die Menschen letzten Endes immer unglücklicher werden.

Jesus eifert für den Tempel in heiligem Zorn. Würde er so wie damals in unsere Gotteshäuser kommen, er würde wohl manches Mal die Geduld verlieren. Denn mit der Ehrfurcht ist es da nicht gut bestellt, im Allgemeinen. Dabei sind unsere Gotteshäuser nicht nur Opferstätten wie der Tempel zu Jerusalem eine Opferstätte

war, in unseren Gotteshäusern wohnt Gott in geheimnisvoller Weise im Sakrament der Eucharistie. Das vergessen wir oft und machen die Kirchen zu Versammlungs- und Konzertsälen. Lautes Reden im Gotteshaus und überhaupt das Reden im Gotteshaus ist nicht gerade ein Zeichen von Ehrfurcht. Dadurch wird die Ehrfurcht zerstört, auf die Dauer.

Heute sehen wir uns gezwungen, zahlreiche Kirchen zu profanisieren und zu verkaufen, weil sie nicht mehr gebraucht werden und weil der Unterhalt zu teuer ist. Das ist sehr betrüblich. Unter dem Aspekt der Ehrfurcht ist es besser, eine Kirche abzureißen als sie zu profanieren und zu verkaufen. Das ist sicher. Aber in diese Lage sind wir gekommen, nicht ohne unsere Schuld.

Das Problem, vor dem wir heute stehen, zeigte sich schon vor Jahren in den Niederlanden, wenn Kirchen zu Großmärkten, zu Turnhallen, zu Lagerhallen und zu Kneipen umfunktioniert wurden.

Wir brauchten heute keine Kirche zu verkaufen oder abzureißen, sie wären noch voll, die Kirchen, sie würden noch gebraucht und von den Gläubigen unterhalten, wenn sie die Ehrfurcht vor Gott bewahrt hätten.

Gott straft uns mit dem, womit wir sündigen: Wenn wir die Kirchen nicht mehr als Gotteshäuser verstehen und sie nicht mehr mit Ehrfurcht umgeben, wird die Zahl der Kirchen, die wir nicht mehr halten können, immer größer.

Wir sollten unser Verhalten im Gotteshaus immer wieder überprüfen und in diesem Punkt oft unser Gewissen erforschen, und wir sollten bemüht sein, aller Veräußerlichung in der Verehrung Gottes zu widerstehen. Da beginnt die

Entscheidung für Gott, bei der Ehrfurcht. Unser Verhältnis zu Gott steht und fällt mit der Ehrfurcht.

Ehrfurcht aber meint scheue Liebe und liebende Scheu, sie meint das Zurückschrecken, das Erschauern vor der Größe und Majestät Gottes und zugleich die unwiderstehliche Hinwendung zu ihm. Dem Verlust der Ehrfurcht folgt bald der Verlust des Glaubens. Im Buch der Psalmen wird Ehrfurcht als der Anfang der Weisheit bezeichnet (Ps 110, 10). Aber auch sonst wird sie im Alten Testament wiederholt mit der Weisheit in Verbindung gebracht.

Die Ehrfurcht muss immer wieder eingeübt werden im Gottesdienst, in der Feier der Sakramente und im Gebet, vor allem in der Feier der Eucharistie. Wenn der Besuch der Sonntagsmesse so sehr zurückgegangen ist in den vergangenen Jahrzehnten, so hat das auch seinen Grund in der Veräußerlichung unserer Teilnahme daran. Wir machen heute nicht nur aus den Gotteshäusern Menschenhäuser, sondern auch Menschendienste aus Gottesdiensten. Würden wir uns mehr von dem Geschehen ergreifen lassen, in größerer Ehrfurcht vor Gott hintreten, so würden unsere Kirchen am Sonntag auch voller sein.

Gewiss spielen hier viele Gründe mit, aber ein Grund ist auch die mangelhafte Überzeugungskraft unserer Gottesdienste, die Verflachung unseres Betens dabei und überhaupt die Geschäftigkeit unseres Kultes und seine Profanisierung, bedingt durch das Schwinden der Ehrfurcht.

\*

Der Eifer für das Haus des Herrn und der Eifer für den Gottesdienst, darauf

richtet das Evangelium von der Tempelreinigung unseren Blick. Dieser doppelte Eifer ist ein Appell an uns alle. Bemühen wir uns darum, folgen wir den Spuren des Gründers der Kirche. Ihm ging es zunächst um Gott, um seine Ehre. Gott und die Ehre Gottes, darum muss es der Kirche und uns allen gehen, in erster Linie. Dabei ist die Ehre Gottes die Grundlage für die Ehre des Menschen. Amen.

PREDIGT ZUM 2. FASTENSONNTAG, GEHALTEN AM 12. MÄRZ 2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„ER WURDE VOR IHREN AUGEN VERKLÄRT, UND SEINE KLEIDER LEUCHTETEN  
UND WAREN WEISS WIE SCHNEE

Die Berge spielen eine besondere Rolle in der Heiligen Schrift, im Alten wie im Neuen Testament. In ihrer Erhabenheit und in ihrer Stille sowie in ihrer Abgerücktheit von dem Lärm der Menschen sind sie vorrangig Orte der Gottesoffenbarung. Wir kennen aus der Heiligen Schrift den Berg Sinai, der auch Horeb genannt wird, wir kennen den Karmelberg und den Berg Nebo - das war jener Berg, auf dem Mose das Zeitliche segnete -, wir kennen den Berg der Seligpreisungen, den Berg der Versuchung, den Ölberg und den Kalvarienberg. Dass die Berge etwas von dem Geheimnis des Göttlichen ahnen lassen, das wussten die Menschen schon immer, nicht nur in der eigentlichen Geschichte des Heiles. Auf den Bergen ist man näher bei Gott. Es ist bemerkenswert, dass auch Jesus immer

wieder die Berge aufgesucht hat, um auf ihnen zu beten und sich gänzlich seinem Vater im Himmel zuzuwenden.

Im Evangelium des heutigen Sonntags erfahren wir von einer bedeutsamen Gottesoffenbarung, die drei Jesus-Jüngern und mit ihnen auch uns auf dem Berg Tabor geschenkt wurde. Das Evangelium spricht nicht vom dem Berg Tabor, aber die Tradition ordnet diesem Berg die Verklärung Jesu zu, seit dem 6. Jahrhundert. Der Berg Tabor erhebt sich eindrucksvoll wie ein abgeflachter Kegel in der weiten Ebene von Galiläa, nicht weit entfernt vom See Genesareth und von Nazareth und von der Stadt Kana, zu einer Höhe von fast 600 Metern. Er bildet ein Plateau, das etwa 1000 Meter lang ist und 400 Meter breit. Der Berg Tabor ist majestätisch wie ein überdimensionaler Altar. Auf diesem Berg erleben drei Jünger Jesu, jene drei, die Jesus wiederholt bevorzugt hat - sie waren auch Zeugen seiner Ölbergangst -, das innerste Geheimnis ihres Meisters, sie schauen seine göttliche Größe und die Größe dessen, was er ihnen und uns verheißen hat.

Was ist da geschehen? Er wurde vor ihren Augen verklärt, und seine Kleider leuchteten und wurden weiß wie Schnee. Und es erschienen ihnen Mose und Elia, die zwei größten Gestalten des Alten Bundes, die stets als Vorläufer des Messias angesehen wurden. Um es mit anderen Worten zu sagen: Die himmlische Welt brach herein in das Leben des irdischen Jesus. Mehr können wir dazu nicht sagen. Das Ganze ist mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben, für die Jünger wie auch für uns. Verklärung nennt unser Evangelium diesen Vorgang.

Vielleicht können wir das Geheimnis dessen, was sich hier zugetragen hat, doch noch ein wenig lichten: In der Verklärung Jesu entfaltete sich gleichsam sein Gebet, in ihr wurde er gleichsam selber zu einem Gebet, zeigte sich das, was

eigentlich immer geschieht im Gebet, auch in dem Unsrigen, wenngleich da nur verborgen: Es öffnete sich der Himmel. Und die drei Jünger erfuhren, wer dieser in Wirklichkeit war und was die Gemeinschaft mit Gott, von der er so oft sprach, wirklich bedeutet und was ihre Zukunft sein sollte. Nicht lange dauerte dieses Erlebnis, dann kehrte der Alltag zurück, und sie sahen Jesus wieder in seiner Menschengestalt, wie sie es gewohnt waren.

Die Jünger hatten die selige Stunde festhalten wollen. Deshalb die merkwürdige Rede von den drei Hütten. Aber sie mussten lernen, dass das noch nicht das Ende und die Vollendung war, dass ihnen nur ein Blick in die Zukunft gewährt worden war, sie mussten lernen, dass sie die Mühsal des Weges nicht überspringen könnten. Sie mussten lernen und wir müssen es mit ihnen, dass wir den irdischen Pilgerweg zu Ende gehen müssen, um zum Berg Tabor der Ewigkeit zu gelangen. Die Jünger mussten noch - und wir müssen es mit ihnen - viele Dunkelheiten bestehen, viele Wege und viele Stationen, und schließlich müssen sie noch mit ihrem Meister nach Golgotha gehen und dann noch einmal Jahrzehnte im Dienste der Mission des Gekreuzigten stehen. Und am Ende sollten sich die Unwetter über ihrem Leben zusammenziehen, sollte die Feindschaft der Menschen immer bedrohlicher werden, bis sie schließlich auch das Todesschicksal ihres Meisters teilen würden. Sie mussten lernen, die Jünger, dass erst dann das beginnen konnte, was sie auf dem Berg geschaut hatten. Und wir müssen es mit ihnen lernen, denn die Wege der Jünger sind die Wege des Meisters, und sie sind auch die Unseren, mehr oder weniger.

Das Erlebnis auf dem Berg Tabor ist als Vorbereitung der Jünger auf das Leiden Jesu zu verstehen und auf die Leiden, die sie um seineswillen zu bestehen haben würden. Ausdrücklich sagt der Evangelist, dass ihnen dieses Erlebnis sechs Tage

nach der Leidensweissagung Jesu geschenkt wurde.

Die Gotteserfahrung der Jünger auf dem Berge Tabor war kurz, aber gestärkt und gefestigt konnten sie wieder in die Ebene hinabsteigen. Genau das ist der Sinn dieser Taborstunde gewesen: Sie sollten gestärkt und gefestigt werden für die kommende Not und für den geistigen Kampf, der ihnen bevorstand.

Wir sprechen von Taborstunden und bezeichnen damit Erlebnisse, die man nie wieder vergisst, an denen man sich immer wieder aufrichten kann. Das sind Begegnungen mit der Natur, Begegnungen mit Werken der Kunst, Begegnungen mit Menschen und Begegnungen mit Gott, Gnadenstunden, Stunden des Lichtes, Stunden großer innerer Freude und Seligkeit. So jäh, wie sie gekommen, wie sie über uns hereingebrochen sind, so jäh waren sie wieder vorüber. Solche Taborstunden helfen uns, in den Niederungen des Lebens auszuharren. Sie rüsten uns für den Alltag. Nur dürfen wir sie nicht vergessen in unserer Gedankenlosigkeit.

Es ist gut, dass wir im Leid und im Unglück das Glück nicht vergessen, was uns geschenkt worden ist, damit wir nicht mutlos werden oder Gott anklagen oder gar verzweifeln. Andererseits ist es aber auch gut, dass wir im Glück nicht das Unglück vergessen, dem wir entronnen sind, damit wir nicht stolz werden und übermütig und Gott vergessen.

In seiner Verklärung offenbart Jesus drei Jüngern und mit ihnen auch uns, wer er in Wirklichkeit war, zugleich aber offenbart er uns die Herrlichkeit, die uns erwartet beim Vater im Himmel, wenn wir auf ihn hören, ihm nachfolgen und das göttliche Leben der Taufe bewahren. Das, was die Jünger da erlebt haben, sollte sie und uns trösten im Leiden und ihnen und uns zeigen, wie der graue Alltag, der

so oft durch das Kreuz bestimmt ist, bestanden werden kann. Das Kreuz ist für uns der Weg zur Vollendung. Es gibt keine Vollendung ohne das Kreuz. Es trägt viele Namen, dieses Kreuz: Krankheit, Einsamkeit, Zurücksetzung, unangenehme Arbeiten, lästige Menschen, Aufgaben, die uns gestellt werden, die uns allzu schwer vorkommen, denen wir aber nicht entrinnen können. Das alles wird uns zur unvergänglichen Freude führen, wenn wir uns dabei in die Gefolgschaft des gekreuzigten Jesus begeben, wenn wir Gott die Treue halten, wenn uns die grenzenlose Gottesliebe des Abraham als Vorbild dient, der bereit war, den Sohn der Verheißung Gott als Opfer darzubringen.

Die Taborstunde des Evangeliums und die vielen Taborstunden, die Gott uns schenkt, wir dürfen sie nicht vergessen, dann sind sie uns eine Quelle der Kraft. Gott führt uns durch Leid zum Heil, wenn wir uns führen lassen von ihm, wenn wir das Schwere, das er uns zumutet, annehmen, geduldig und dankbar.

Worauf es ankommt in unserem Leben, das ist unsere Verähnlichung mit Christus, dass wir es ihm gleich tun, dass wir ihn nachahmen. Das ist gemeint mit der Nachfolge Christi. In ihr, in der Nachfolge Christi, verwandelt sich das Wissen, das wir von ihm haben, in Liebe. Darauf aber kommt es an.

\*

Der berühmte Maler der Renaissance, Raffael, Raffaello Santi, er starb im Jahre 1520 in Rom, hat uns ein Gemälde, ein großes Tafelbild von der Verklärung Jesu hinterlassen. Es handelt sich dabei um sein letztes Werk vor seinem Tod. Als er starb, hing es zu Häupten seines Sterbebettes, es sollte ihm ein Trost sein in der letzten großen Prüfung seines Lebens: Oben in der Wolkenhöhe der verklärte

Heiland, am Fuß des Berges das menschliche Leid, versinnbildlicht durch einen mondsüchtigen Knaben und durch die in der Tiefe zu dem in der Höhe Verklärten aufschauenden Menschen. Die eigentliche Aussage dieses Bildes ist die, und das ist genau das entscheidende Anliegen des heutigen Evangeliums, die entscheidende Mahnung, die von dem heutigen Evangelium an uns ergeht: Im Licht der Verklärung Jesu erkennen wir unseren Weg, der ein Kreuzweg ist, und das Ziel dieses Weges und finden darin, in diesem Licht, die Kraft, ihn vertrauensvoll und zuversichtlich bis zu Ende zu gehen in jener Gemeinschaft mit Christus, die wir Nachfolge nennen. Amen.

PREDIGT ZUM 1. FASTENSONNTAG, GEHALTEN AM 5. MÄRZ 2006 IN FREIBURG,  
ST. MARTIN

„DIESE ART VON BÖSEN GEISTERN WIRD ALLEIN DURCH FASTEN  
UND BETEN AUSGETRIEBEN“

Am vergangenen Mittwoch hat mit dem Beginn der Fastenzeit, der österlichen Bußzeit, der Osterfestkreis begonnen. Das ist für den gläubigen Christen, der mit der Kirche lebt, die bedeutendste Zeit des Kirchenjahres. Vierzig Tage dürfen wir uns vorbereiten auf das Osterfest, um dann fünfzig Tage hindurch die Auferstehung des gekreuzigten Erlösers zu feiern. Mit dem Osterfest hat einst die liturgische Ausgestaltung des Kirchenjahres in der werdenden Kirche begonnen, wie

andererseits die Botschaft von der Auferstehung Christi am Anfang der Verkündigung der Apostel gestanden hat. Das Osterfest ist das älteste Fest der Kirche. Schon das Volk des Alten Bundes feierte es im Gedenken an den Auszug aus Ägypten, im Gedenken an die Volkwerdung Israels als den Höhepunkt des Jahres. Dabei blieb es im Neuen Bund, wenngleich das Fest nun einen neuen Sinn, eine neue Bedeutung erhielt. Als man noch kein einziges Fest feierte in der jungen Kirche, da feierte man schon das Osterfest als das Fest der Auferstehung Christi. Und schon bald wurde der erste Wochentag im damaligen Kalender zu einem Gedenktag dieses Osterfestes, den man fortan als den Herrentag bezeichnete. So ist es bis heute geblieben. Schon früh bereitete man sich sodann auf die Feier des Osterfestes vor durch Fasten und Beten. Das ist uns schon für das 2. Jahrhundert bezeugt. Seit dem 4. Jahrhundert fastete und betete man in Vorbereitung auf dieses Fest vierzig Tage, wie es noch heute geschieht, jedenfalls gemäß der Intention der Kirche.

\*

Schon im alten Israel hatte man zu bestimmten Zeiten und bei bestimmten Anlässen gefastet. Das Fasten war ein wesentliches Element der Gottesverehrung in der Religion des Alten Testaments. Im Grunde gehört es als solches beinahe zu allen Religionen. Im Alten Testament fastete man etwa, wenn Gott seinem Volk in außerordentlicher Weise begegnen wollte oder wenn er ihm einen besonderen Auftrag erteilen wollte oder wenn ein Einzelner von Gott zu einer bedeutenden Aufgabe erwählt und bestimmt wurde.

So fastete das Volk Israel vor den Festtagen (vgl. Lev 16,27) und bei öffentlichen Drangsalen (1 Sam 7,6; Est 4,16), und so intensivierte man etwa das

Gebet in Israel dadurch, dass man ein allgemeines Fasten ausrief.

So wird uns berichtet, dass Mose fastete, bevor Gott ihm die Zehn Gebote übergab (Ex 34, 28), dass der Prophet Elia fastete, als er auf den Tod verfolgt wurde (1 Kö 19,8), dass der Prophet Daniel fastete vor dem Empfang seiner großen Offenbarungen (Dan 10,2 f) und dass der König David fastete, als er große Schuld auf sich geladen hatte (2 Sam 12,16). So fastete Judith vor ihrem Auftritt im Lager des Holofernes (Jdt 8,5 f) und Esther vor ihrem bedeutungsschweren Gang zum König Assuerus (Est 4,16).

Auch Jesus fastete. Vierzig Tage fastete er vor dem Beginn seines messianischen Wirkens (Mt 4,2). Desgleichen fastete Johannes der Täufer. Er tat es zusammen mit seinen Jüngern (Mt 9,14. Häufiger hat auch der Völkerapostel Paulus gefastet (2 Kor 6,5; 11,27). Und auch die Pharisäer haben gefastet, sogar zweimal in der Woche (Mt 9,14).

Zur Zeit des Alten wie auch zur Zeit des Neuen Testaments war das Fasten gang und gäbe, war es ein integrales Moment der Gottesverehrung. Wenn man streng fastete, legte man gar Trauergewänder an, riss seine Kleider ein und bestreute sich mit Asche.

Die junge Kirche übernahm die Praxis des Fastens, zumal Jesus seinen Jüngern ausdrücklich geboten hatte zu fasten (Mt 9,15), und sie spielte zu allen Zeiten eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Kirche. Man sah darin einen besonderen Ausdruck der Hingabe an Gott und eine wirksame Unterstützung des Gebetes und so etwas wie eine vollkommeneren Gestalt des Gebetes. Es gibt keinen Heiligen, der etwa nicht gefastet hätte.

Dennoch ist das Fasten heute für uns, für viele von uns, bedeutungslos geworden, so bedeutungslos wie viele Wahrheiten unseres christlichen Glaubens. Es ist der Geist der radikalen Diesseitigkeit, der sich darin niedergeschlagen hat.

Vielleicht halten Manche noch etwas vom Fasten aus gesundheitlichen Gründen, aber aus religiösen Gründen fasten, das will vielen nicht mehr einleuchten. Das ist deshalb so, weil das ganz und gar unserer modernen „Spaßgesellschaft“ widerstrebt. Ihr unterwerfen sich die Kirche und das Christentum überall da, wo sie schwach geworden sind im Glauben.

Die Fastenzeit, an der die Kirche in eherner Konsequenz festhält, will uns nachhaltig erinnern an die grundlegende Bedeutung des Fastens für das christliche Leben, allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz. Sie will uns daran erinnern, dass es für uns keine Auferstehung mit Christus, dem Erlöser, gibt ohne das Sterben, ohne das frei gewählte Sterben mit ihm, dass es kein Osterfest gibt für uns ohne den Karfreitag.

Die Notwendigkeit des Fastens im Leben des Christen ergibt sich aus der Tatsache, dass diese Art der Gottesverehrung aus dem Alten und aus dem Neuen Testament nicht wegzudenken ist, dass Jesus selber gefastet und seinen Jüngern den Auftrag gegeben hat zu fasten und dass die Kirche in allen Jahrhunderten unbeirrbar daran festgehalten hat.

In einem bedeutungsvollen Zusammenhang weist Jesus seine Jünger darauf hin, dass sie alle dämonische Gewalt dieser Welt dann überwinden können, aber auch nur dann, wenn sie das Gebet mit dem Fasten verbinden. Er hat es als die entscheidende Aufgabe seines messianischen Wirkens betrachtet, nicht nur selber

die Teufel auszutreiben, in denen sich die Macht des Bösen in besonderer Weise manifestierte, er hat auch seine Jünger daran beteiligt. Und als diese sich einmal bei ihm darüber beklagen, dass sie einen Teufel nicht austreiben konnten, erklärt er ihnen: Diese Art von Teufeln kann nur durch Fasten und Beten ausgetrieben werden (Mt 17,20). Nicht durch Fasten oder Beten, sondern durch Fasten und Beten.

Wir unterscheiden das Fasten im engeren Sinne oder das körperliche Fasten und das Fasten im weiteren Sinne. Im einen Fall geht es um den Verzicht auf die Sättigung des leiblichen Hungers, im anderen Fall geht es allgemein um den Verzicht, um die Übung der Selbstbeherrschung, um die Entsagung, um die Abtötung, um die Selbstverleugnung, um das Opfer.

Gern sagt man heute im Geiste einer angepassten Pastoral, im Kontext einer „sanften“ Auswahlpastoral, das körperliche Fasten, das sei nicht mehr zeitgemäß, auf das könne man heute verzichten. Das ist falsch. Auch das körperliche Fasten ist ein wesentliches Moment unseres Christseins, geheiligt durch die zweitausendjährige Tradition der Kirche.

Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, dient es auch der körperlichen Gesundheit. Viele werden krank, weil sie zu viel essen. Darauf hat bereits der Kirchenvater Basilius der Große im 4. Jahrhundert in einer Predigt hingewiesen (Homilia 1,4). Er spricht in diesem Zusammenhang vom fröhlichen Fasten (Homilia 1,1)

Das Fasten macht uns widerstandsfähiger gegen die Sünde, es unterdrückt die Begierden und es vertreibt die Versuchungen. Es macht uns frei, es heilt unsere Seele und öffnet unser Herz für Gott, sofern es den natürlichen Sinn für die

übernatürliche Wirklichkeit erhellt und unser Denken und Trachten auf die Ewigkeit richtet.

Am besten gelingt uns das Fasten, wenn wir unseren Blick auf die Vergänglichkeit unseres Lebens und dieser unserer Welt richten. Und es wird leicht, wenn wir es aus Liebe tun, aus Liebe zu Gott. Nichts ist schwer, wenn es aus Liebe geschieht. Daher schenkt das Fasten uns auch, wenn es im rechten Geist geschieht, tiefe und reine Freude. Wie sollte uns die Liebe nicht zur Freude führen?

Nicht zuletzt macht uns der Verzicht, macht uns die Entsagung, die wir freiwillig üben, auch deshalb froh, weil uns dadurch die innere Freiheit geschenkt wird und mit ihr jener Friede, den wir alle, ein jeder von uns, in der Tiefe unseres Herzens suchen, jener Friede, „den die Welt nicht geben kann“.

\*

Um zwei Dinge geht es in dieser vierzigtägigen Fastenzeit, die wir auch die österliche Bußzeit nennen, um die Selbstverleugnung und um die Intensivierung des Gebetes, um den Verzicht und um die neue Hinwendung zu Christus und zu Gott, um die Abwendung von dieser unserer vergänglichen Welt und um die Hinwendung zu den unvergänglichen Gütern. Beides ist von eminenter Bedeutung in einer Welt, die sich immer mehr von Gott abwendet und sich so immer mehr selbst zerstört, die die Freiheit immer lauter deklamiert, um sie immer mehr zu verlieren.

Das Fasten gehört wesentlich zum christlichen Leben dazu, zumindest im weiteren Sinne, aber in der Regel auch im engeren Sinne. Es ist ein besonderer Ausdruck der Gottesverehrung, im Alten wie im Neuen Testament und in der ganzen

zweitausendjährigen Geschichte der Kirche. Es ist ein Ausdruck der Hingabe an Gott und der Liebe zu ihm und zugleich eine wirksame Unterstützung unserer Gebete. Das Fasten ist intensiviertes Gebet, einerseits, andererseits aber bestärkt uns das Beten in unserem Fasten, in unserer Distanzierung von dieser unserer vergänglichen Welt.

Das Fasten öffnet uns für den Heiligen Geist und für sein Wirken. Es hält die Sünde nieder und versöhnt uns mit Gott, es erhebt unseren Geist und lenkt unseren Blick auf das, was nicht der Vergänglichkeit unterworfen ist, und es befähigt uns, das Gute zu tun und den Willen Gottes zu erfüllen und so den himmlischen Lohn zu erhalten. Amen.

PREDIGT ZUM 8. SONNTAG DES KIRCHENJAHRES, GEHALTEN  
AM 26. FEBRUAR 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„SIEHE, ES WERDEN TAGE KOMMEN, SO SPRICHT DER HERR,  
DA SCHLIESSE ICH EINEN NEUEN BUND MIT DEM HAUS ISRAEL  
UND MIT DEM HAUS JUDA“

In der zweiten Lesung des heutigen Sonntags bezeichnet sich der Apostel Paulus als Diener des Neuen Bundes. Der Neue Bund hat den Alten abgelöst. Der Alte Bund hat im Neuen seine Vollendung gefunden, er ist die Vorbereitung des Neuen Bundes,

sofern er auf den Erlöser, den Messias, hin ausgerichtet ist. Er ist zeitlich befristet und räumlich begrenzt, der Alte Bund, der Neue hingegen ist ein ewiger und universaler. Im Neuen Bund wollte Gott die Menschheit, die durch die Ursünde schuldhaft die ungeschuldete Urstandsgnade verloren hatte, die am Anfang schuldhaft Gottes Nähe aufs Spiel gesetzt hatte, diese Nähe auf wunderbare Weise wieder herstellen, ja, überhöhen. Die Erlösung sollte gleichsam als eine neue Schöpfung die erste ablösen. In der Lesung des heutigen Sonntags nennt Paulus den Alten Bund einen Bund des Buchstabens, den Neuen aber einen Bund des Geistes. Von dem Bund des Buchstabens sagt er, dass er tötet, von dem Bund des Geistes aber, dass er lebendig macht. Wie sollen wir das verstehen?

\*

Zu einem Bund oder einem Bündnis gehören immer zwei Parteien, zwei Personen oder zwei Gruppen von Personen oder auch eine Person und eine Gruppe von Personen oder auch mehrere Personen oder mehrere Gruppen von Personen. Wir sprechen etwa von einem Ehebund, von einem Freundschaftsbund oder auch von einem Bund, den Völker miteinander schließen. In einem Bund oder in einem Bündnis geht es immer um ein zweiseitiges Verhältnis, immer geht es da um bestimmte Abmachungen, um den Austausch von Rechten und Pflichten. Und im Hinblick auf die Einhaltung der Abmachungen verpflichtet man sich da zu gegenseitiger Treue.

Einen Bund, an den sich nur einer hält, den gibt es nicht. Und wenn die eine Partei sich nicht mehr verpflichtet weiß, zerbricht der Bund. Ein Bund kann nur zustande kommen, wenn beide Partner es wollen, und er kann nicht fort dauern, wenn ein Partner seine Entscheidung nicht durchträgt oder den Bund oder das Bündnis nicht mehr will, theoretisch oder auch nur faktisch.

Im Alten Bund ist Gott der eine Partner oder die eine Partei, das Volk Israel die andere. Wiederholt hat Gott im Alten Testament einen Bund geschlossen mit den Menschen, zuerst mit Noe, dann mit Abraham und endlich, durch die Vermittlung des Mose, mit dem Volk Israel als Ganzem. Der Letztere ist dann später immer wieder erneuert worden.

Weil es aber in einem Bund wesentlich um die Treue geht und weil Gott menschlichen Augen nicht zugänglich ist, deshalb wurden die Propheten im Alten Testament nicht müde, das Volk zu ermahnen, dem Bund Gottes mit seinem Volk treu zu bleiben, sahen sie in dieser Ermahnung, die zugleich auch stets eine Ermunterung war, im Grunde ihre eigentliche Aufgabe.

Der Bund Gottes mit seinem Volk ist das entscheidende Thema des Alten Testaments. Der Bundesgedanke durchzieht das ganze Alte Testament: Gott schenkt dem Volk seine Zuwendung und seine Hilfe und vor allem seine Verheißung, die Verheißung, das Volk in das „gelobte Land“ zu führen. Dabei wird immer deutlicher, dass das „gelobte Land“ ein Gleichnis ist für die Gemeinschaft mit Gott in diesem Leben und schließlich auch über die Schwelle des Todes hinaus. Das Volk aber verpflichtet sich in diesem Bund zur Unterwerfung unter den heiligen Willen Gottes. Ausdruck dafür ist seine Bindung an das Gesetz, an die kultische Verehrung Gottes gemäß seinen Weisungen und an seine Gebote.

Rechtskräftig geschlossen wird der Bund oder das Bündnis Israels mit Gott im Zeichen des Opfers, und immer wieder wird er in diesem Zeichen erneuert. Dabei verbindet man mit dem Opfer in der Regel ein Mahl, ein kultisches Mahl.

In Christus hat Gott nun einen neuen Bund geschlossen. Diesen hat er nicht nur mit dem Volk Israel geschlossen, sondern mit der ganzen Menschheit, und dieser Bund ist zeitlich nicht mehr begrenzt. Von ihm spricht der Prophet Jeremia rund 620 Jahre vor Christus, in einer Zeit, in der das Volk weithin dem Bund mit Gott untreu geworden ist. Jeremia hat diese Untreue damals angeprangert und gegeißelt und dem Volk vorausgesagt, dass es in die Verbannung nach Babylon geführt werde, wenn es sich nicht bekehre. Drei Jahrzehnte später ging diese Voraussage in Erfüllung. Man hatte nicht auf den Propheten gehört und seine Mahnungen nicht ernst genommen. Die Deportation nach Babylon war die größte nationale Katastrophe des auserwählten Volkes in seiner Geschichte.

Der Prophet hatte das Volk ermahnt, unermüdlich, er hatte ihm ernste Worte gesagt und es unverdrossen zur Umkehr aufgefordert. Deswegen war es ihm schlecht ergangen, deswegen war sein Prophetenleben ein wahres Martyrium. Er hat mehr gelitten als alle anderen Propheten in Israel. Er hatte das Unheil indessen nicht verhindern können. Das Volk hatte den Bund nicht gehalten, es hatte sich fremden Göttern zugewandt, und gotteslästerliche Reden und Lügen, Stehlen, Morden und Ehebrechen hatten überhand genommen im Volk. Der Prophet hatte dem Volk gesagt, dass es nur durch Reue und Buße die Vergebung Gottes erlangen und dass es nur dann der Strafe Gottes entgehen könne, wenn es umkehren würde. Das aber war vergeblich gewesen, denn es hatten dem Volk die Einsicht und die sittliche Kraft gefehlt, vor allem aber die Demut und ein starker Glaube.

In dieser betrüblichen Situation hat Jeremia nun, mehr als sechs Jahrhunderte vor Christus, einen neuen Bund vorausgesagt und erklärt: „Siehe, es werden Tage kommen, so spricht der Herr, da schließe ich einen neuen Bund mit dem Haus Israel und mit dem Haus Juda“ (Jer 31, 31). Und von diesem Bund hat er gesagt, dass er

durch größere Treue gekennzeichnet sein werde und vor allem durch einen größeren Tiefgang und dass Gott in ihm sein Gesetz in das Innere der Menschen legen, es gleichsam in ihr Herz schreiben werde (Jer 31, 33).

Auf dieses Wort des Jeremia bezieht Jesus von Nazareth sich beim letzten Abendmahl, bei der Einsetzung der heiligen Eucharistie (Lk 22, 20), wenn er dabei das Kreuzesopfer vorwegnimmt. Und Paulus tut es nicht nur in der heutigen Lesung.

Jesus hat den Neuen Bund begründet im Wort seiner Verkündigung und im Opfer seines Lebens. Der Mittler dieses Bundes aber ist nicht nur ein Mensch, sondern der Mensch gewordene Sohn des ewigen Gottes. Schon das verleiht diesem Bund eine unvergleichliche Würde.

Immer neu wird er besiegelt, der Neue Bund, in der Feier der heiligen Messe, in einem Opfer und in einem Opfermahl, wie einst der mosaische Bund immer wieder besiegelt wurde, und darin wird uns Gottes Hilfe in überreichem Maße zuteil, damit wir den Verpflichtungen des Bundes nachkommen und ihm die Treue halten können.

\*

Die entscheidende Wirklichkeit der alttestamentlichen Gottesoffenbarung ist der Bund Gottes mit dem Menschen. Das gilt nicht weniger für die neutestamentliche Gottesoffenbarung. Ein Bund ist ein zweiseitiges Verhältnis. Er kann nur wirksam sein, wenn er in Treue gehalten wird. Die Treue Gottes, davon ist immer wieder die Rede im Alten wie im Neuen Testament. Ihr entspricht unsere Treue, unsere Treue zu Gott und zu dem Bund, den er mit uns geschlossen hat, die ihren Ausdruck

findet im Gebet, im Gottesdienst, den wir stets gemäß der Weisung Gottes im Geist und in der Wahrheit zu feiern haben (Joh 4, 23), und in der Erfüllung seines heiligen Willens, nicht nur da, wo sie uns Freude macht, sondern immer und überall, vor allem auch da, wo sie uns die Feindschaft der Welt bereitet und wo sie uns in die Einsamkeit führt. Nicht zuletzt erweisen wir unsere Treue zu unserem Bund mit Gott - darauf muss heute hingewiesen werden, da in wenigen Tagen die österliche Bußzeit beginnt - durch unsere Selbstverleugnung, durch unseren Verzicht, durch die Übung des Fastens im weiteren wie auch im engeren Sinne.  
Amen.

PREDIGT ZUM 7. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 19. FEBRUAR  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„WER KANN SÜNDEN VERGEBEN AUSSER GOTT ALLEIN“

Das Evangelium des heutigen Sonntags, des siebten Sonntags im Kirchenjahr, gehört zu einer Reihe von Einzelberichten aus dem Leben Jesu im Evangelium des heiligen Markus, die man als die „galiläische Streitgesprächssammlung“ zu bezeichnen pflegt. In dieser Sammlung stehen nicht die Begebenheiten im Vordergrund, sondern die Antworten auf bestimmte Fragen, die in diesen Begebenheiten gegeben werden. Dabei vermitteln sie uns ein eindrucksvolles Bild von der Wirklichkeit der zentralen Gestalt der Evangelien, des Jesus von Nazareth: von seiner Sendung, von seiner Hoheit und von seiner Vollmacht.

Im Mittelpunkt des Berichtes des Evangeliums des heutigen Sonntags steht nicht

die Heilung des Gelähmten, sondern die Sündenvergebung. Bemerkenswert ist die Anschaulichkeit der Darstellung in diesem Bericht: Jesus kommt nach einer Anzahl von Tagen wieder einmal nach Kapharnaum. Kapharnaum, die Metropole Galiläas, war am Nordwestufer des Sees Genesareth gelegen, der Apostel Petrus stammte aus dieser Stadt, die Stadt war der Mittelpunkt des Wirkens Jesu. In keiner anderen Stadt hat Jesus so viele Wunder gewirkt und so oft sein Evangelium von der Gottesherrschaft verkündet wie in dieser. Deshalb wird sie in den Evangelien auch als seine Stadt bezeichnet (Mt 9,1).

Nach einer Anzahl von Tagen kommt Jesus wieder einmal nach Kapharnaum, vermeidet dieses Mal aber das öffentliche Auftreten und zieht sich in das Haus des Petrus zurück. Schnell verbreitet sich jedoch die Kunde von seiner Ankunft, und die Menschen strömen zusammen vor der Tür des Hauses, in dem er sich aufhält. Sie belagern das Haus sozusagen. Deshalb verschaffen sich die Männer, die einen Gelähmten auf einer Bahre zu Jesus bringen, damit er ihn heile, auf abenteuerliche Weise Zugang zu dem Propheten. Sie besteigen mit dem Gelähmten die von außen auf das flache Dach führende Treppe, brechen eine Öffnung in der leichten Decke und lassen die Bahre an Seilen nach unten gleiten. Eine solche Szene konnte nicht in Vergessenheit geraten. Die Männer erwarten, dass Jesus den Gelähmten heilt, er aber, Jesus, vergibt ihm die Sünden. Sie hoffen auf das Wunder der Heilung, er aber wirkt das Wunder der Vergebung der Sünden.

Diese Diskrepanz ist nicht ungewöhnlich. Auch wir erwarten von Gott oft die Heilung des Leibes, während Gott uns die Heilung der Seele schenkt. Oder er schenkt uns weder das Eine noch das Andere, weil wir in der falschen Einstellung gebetet haben.

Gott denkt anders über die Sünde, als wir es tun. Wir nehmen die Sünde oft gar nicht ernst. Wir würden sie so ernst nehmen, wie Gott sie ernst nimmt, wenn wir Gott ganz ernst nehmen würden. Aber daran fehlt es oftmals bei uns.

Die Sünde ist die andere Seite der Schuld, in ihr wird die Schuld zu einer Beleidigung Gottes, zu einer Beleidigung Gottes nicht durch Worte, durch Taten. Das ist eine Wirklichkeit des Glaubens.

Weil wir die Sünde als Sünde nicht ernst nehmen, weil wir allzu sehr irdisch gesinnt sind, darum geht es uns in erster Linie um unser körperliches Wohlbefinden, nicht um die Eintracht mit Gott und um den Frieden der Seele. Unsere Interessen liegen vornehmlich bei den materiellen Dingen. Neben der Gesundheit interessiert uns das berufliche Fortkommen, das Geld, das wir verdienen, das wir geschenkt bekommen oder das wir uns unter Umständen auch erswindeln, und das Vergnügen, aber das Religiöse, die Gnade Gottes, die Erfüllung seiner Gebote und der Friede mit Gott, das ist für uns weithin sekundärer Natur, wenn es überhaupt noch von Bedeutung ist für uns.

Das ist Unüberlegtheit, Unkenntnis und mangelndes Wissen, aber nicht nur. Es ist auch unsere gebrochene Natur, die sich darin kundtut, das Herz des Menschen ist zum Bösen geneigt von Jugend auf, heißt es im ersten Buch des Alten Testaments (Gen 8, 21).

Die Sünde ist das Größte aller Übel, daran erinnert uns das Evangelium des heutigen Sonntags mit Nachdruck.

\*

Der Glaube und die Wahrheiten des Glaubens - oder besser: die Wirklichkeiten des Glaubens - stehen oft nicht in einer inneren Beziehung zu unserem Leben. Wenn sie überhaupt noch da sind, sind sie weithin graue Theorie geworden für uns. Und das Leben mit Gott, das Gebet und die Erfüllung der Gebote Gottes, die Nachfolge Christi, wenn das alles überhaupt noch eine Rolle spielt, dann spielt es sich weithin auf einer formalistischen Ebene ab, erreicht es uns nicht mehr in der Tiefe.

Dass wir ehrlich sind, dass wir für Gott und seine Wahrheit kämpfen, dass wir Verantwortung tragen für unser Leben und für unsere Welt, dass wir lebendige Glieder am Leibe Christi sind, dass wir uns nicht von dem Strom des Unglaubens und von dem Strom einer ungläubigen Lebenspraxis mitreißen lassen, wenige sind es, denen das noch ein Anliegen ist.

Wie leichtfertig sündigen wir? Und was tun wir, um die Sünde zu vermeiden, um ein reines Gewissen zu haben? Und wie gedankenlos leben wir mit der Sünde? Und was nehmen wir auf uns, um die Versöhnung mit Gott zu erlangen, wenn wir gesündigt haben? So ernst wie Gott die Sünde nimmt, so leichtfertig gehen wir vielfach über sie hinweg. Für Jesus ist die Sünde jedoch das eigentliche Übel und letztlich die Ursache aller anderen Übel. Von dieser Erkenntnis sind viele von uns weit entfernt.

Im Vaterunser, dem Gebet des Herrn wird die Sünde in drei Bitten thematisiert. Von den sieben Bitten dieses Gebetes beschäftigen sich drei mit der Sünde. Christus lehrt uns da, um die Vergebung der Sünden zu beten, um die Bewahrung vor der Versuchung und in der Versuchung und um die Erlösung von dem, was der

Hintergrund der Sünde ist. Der Hintergrund der Sünde, ihn bilden der Teufel und die bösen Geister - das lehrt uns der Glaube, und die Vernunft lässt es uns ahnen - und das Böse, das uns dank der immer neuen Auflehnung der Menschen gegen Gott und dank ihrer Gleichgültigkeit gegenüber Gott wie eine vergiftete Atmosphäre umgibt, wie Smog, so würden wir heute sagen, der das religiöse Leben paralyisiert.

Jesus weiß und das Christentum weiß es seit zwei Jahrtausenden, jedenfalls theoretisch, dass die Sünde das Kernübel ist, aus dem letztlich alle anderen Übel hervorgehen. Die Botschaft von der Gottesherrschaft, die Jesus verkündet, meint nichts anderes als die Überwindung der Sünde, im Großen wie im Kleinen. Der Kampf gegen die Sünde ist das große Thema des Lebens Jesu. Die Kirche hat die Aufgabe, diesen Kampf fortzuführen, denn das Wirken Jesu ist das Modell Wirkens der Kirche in den Jahrhunderten. Das aber gilt auch für uns, für einen jeden Einzelnen von uns.

Die Wunder, die Jesus wirkt, sie alle haben in erster Linie den Sinn, dass sie die Gottesherrschaft veranschaulichen. In seinen Wundern macht Jesus die Werke Satans zunichte. Das gilt auch von der Krankheit. Auch sie gehört zu den Werken Satans, letzten Endes. Jeder kann es erfahren, wenn er geistig wach ist, immer wieder, schmerzlich, wie die Sünde, das Kernübel, immer neue Übel hervorbringt, wie immer wieder aufs Neue Leid und große Not aus ihr hervorgehen.

Jesus geht der Sache auf den Grund, wenn er der Heilung des Gelähmten die Heilung seiner Seele vorausgehen lässt. Die kranke Seele ist es, die den Leib krank macht. Wenn die Sünde jedoch das größte Übel ist, dann ist die Vergebung die größte Gnade.

Die Schriftgelehrten nehmen Ärgernis daran, dass Jesus dem Gelähmten die Sünden vergibt: Der lästert Gott. Sie denken: Sünden vergeben kann doch nur Gott allein. Mit Recht. Aber der, der dieses Recht in Anspruch nimmt, er ist doch der Sohn Gottes. Das wollen die Schriftgelehrten nicht wahr haben. Oder sie können das nicht realisieren. Die Heilung, die Jesus wirkt im Anschluss an das Wort von der Sündenvergebung, bringt sie dann jedoch zum Nachdenken.

Wer kann Sünden vergeben, außer Gott allein? So sagen auch heute viele und machen der Kirche die Sündenvergebung streitig. So geschieht es nicht nur in jener Christenheit, die aus der Reformation hervorgegangen ist, so geschieht es heute auch bei nicht wenigen Katholiken, Priestern und Laien, die das Bußsakrament missachten, die diesen Reichtum der Kirche nicht mehr erkennen und nicht mehr einzusetzen verstehen. Was hier nicht bedacht wird, das ist die Tatsache, dass Gott in Menschengestalt erschienen ist und dass sich das Geheimnis der Menschwerdung Gottes fortsetzt in der Kirche. Unter diesem Aspekt bleibt Christus bei uns, obwohl er uns verlassen hat, nachdem er das Werk der Erlösung vollbracht hat.

Mit menschlichen Worten hat Gott einst dem Gelähmten die Sünden vergeben. Diese Worte aber sollten nach dem Willen Gottes nicht verklingen. Gott bedient sich weiter der Menschen, um den Menschen die Sünden nachzulassen, jener Menschen bedient er sich dabei, denen Christus gesagt hat: „Wem ihr die Sünden vergebt, denen sind sie vergeben“ (Joh 20, 23). Dabei werden die Sünden nicht zugedeckt, es geht hier nicht um eine Nichtanrechnung der Sünden, sie werden in Wahrheit vergeben, die Sünden. So lehrt es ausdrücklich das Konzil von Trient.

Die Beichte und das Bußsakrament sind ein wesentliches Element des Kampfes der

Kirche gegen die Sünde und gegen den Teufel. Sie müssen ein wesentliches Element auch unseres persönlichen Kampfes gegen die Sünde sein.

\*

Die Sünde ist so wenig eine Realität für viele von uns, wie es die Glaubenswahrheiten sind. Für Jesus Christus aber, für den Stifter der Kirche, ist die Sünde das Kernübel. Für ihn gehen alle Übel aus der Sünde hervor, vor allem auch die Krankheit, nicht jede Krankheit, aber alle Krankheit. Deswegen vergibt er dem Gelähmten die Sünden, bevor er ihn von seiner Krankheit befreit. Die Vergebung der Sünden aber geht weiter in der Kirche. Gott bedient sich der Menschen in der Vermittlung seines Heiles. Bis zum Jüngsten Tag wirkt Gott seine Gnade in der Welt durch sichtbare Zeichen, bewirkt er Unsichtbares durch Sichtbares, sakramental nennen wir dieses Geschehen. In den Sakramenten der Kirche setzen sich die Menschwerdung Gottes und das Heilswirken des menschengewordenen Gottes fort.

Die Mahnung, die sich aus dem Evangelium des heutigen Sonntags ergibt, kann man so formulieren: Die Sünde ist das Kernübel in dieser Welt, die Ursache von allen anderen Übeln, Jesus ist gekommen, um uns von der Sünde zu erlösen, die Erlösung aber erspart uns nicht das Bemühen, sie fällt uns nicht in den Schoß. Und: Wenn wir den Frieden der Seele haben, dann haben wir alles, weil dann alles andere zweitrangig ist, ja, weil dann die letzte Ursache aller Übel beseitigt ist. Amen.

PREDIGT ZUM 6. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 12. FEBRUAR  
2006

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DAS HEIL FOLGT DER SPUR SEINER SCHRITTE“

In den Evangelien werden uns viele Heilungen von Kranken und Besessenen durch Jesus berichtet. Dabei lassen die Evangelisten immer wieder durchblicken, dass die Zahl dieser Heilungen weit über die berichteten Fälle hinausgeht. Jesus selbst sieht in den Heilungen seine entscheidende Aufgabe - neben der Verkündigung der Frohen Botschaft von der Gottesherrschaft oder vom Reich Gottes.

Die Heilungen Jesu sind gewissermaßen der sichtbare Ausdruck seiner Verkündigung, sie sind gleichsam der sichtbare Ausdruck der Gottesherrschaft, die er verkündet hat. Mit anderen Worten: Jesus weiß sich gesandt, Gottes Königsherrschaft - das ist die genaue Übersetzung des griechischen Ausdrucks, der hier verwendet wird - durch Wort und Tat, durch Predigt und Wundertaten, vor allem durch Wunderheilungen, zu verkünden und sichtbar zu machen. Demgemäß heilt er die Krankheiten des Leibes und der Seele durch seine Worte und durch seine Taten.

\*

Frühere Generationen nannten ihn daher treffend den Heiland. Heliand sagte man im Althochdeutschen. Heiland ist eine alte Form für „heilend“, für das aktive Partizip im Präsens des Wortes „heilen“. Der Heiland ist der Heilende. Der Name „Heiland“ ist inhaltsschwer, auch wenn er heute weniger verwendet wird, aus

welchen Gründen auch immer. Er bezeichnet nämlich das, was das eigentliche Wesen Jesu Christi, unseres Erlösers, ist. Damals, in seinem Erdenleben, heilte er die Menschen mit den Worten die er verkündete, und mit den Wundern, die er wirkte. Er heilte ihre Seelen und ihre Leiber. Das tut er aber auch heute noch, da er in seine Herrlichkeit eingegangen ist. Heute tut er das in umfassender Weise, universal, damals tat er es regional.

Darin besteht seine eigentliche Aufgabe, im Heilen. Das bringt auch der Name „Jesus“ zum Ausdruck. „Jeschua“, so nannten ihn die Menschen seiner Zeit in ihrer aramäischen Muttersprache. Jeschua bedeutet nichts anderes als „Jahwe heilt“, das heißt: „Gott heilt“, „Gott macht gesund“. Die Griechen und Römer bezeichneten Jesus später als ihren „Soter“ und als ihren „Salvator“. Diese Bezeichnungen übersetzen wir für gewöhnlich mit „Erlöser“. Das ist eine freie Übersetzung. Genauer muss es heißen „der Heiler“, „der Heilende“, „der Gesund-Machende“, also „der Heiland“.

Früher verstand man die Erlösung nicht als Befreiung, wie man das heute gern tut, was sachlich nicht falsch ist, wenn man dabei nicht gerade an Emanzipation denkt und die Erlösung horizontalistisch verkürzt. Früher dachte man bei Erlösung primär an Heilung, dachte man bei Erlösung in erster Linie an die Heilung der Menschheit von der Sünde und von dem Leid, das aus der Sünde hervorgegangen ist und immer neu aus ihr hervorgeht. Man nannte den Erlöser den Heiland, weil er gekommen war, die zerbrochene Welt wieder zusammenzufügen und den kranken Menschen wieder ins Lot zu bringen.

In Psalm 84 heißt es prophetisch von ihm: „... das Heil folgt der Spur seiner Schritte“ (Ps 84, 14). Und der 1. Petrusbrief bemerkt in der Rückschau von ihm:

„Durch seine Wunden seid ihr geheilt worden“ (1 Petr 2, 24).

Das ist es, was Gott uns geschenkt hat und was er uns immer neu schenkt, wenn wir uns ihm zuwenden, wenn wir glaubend und vertrauend zum Heiland gehen und zu seiner Kirche: Die Kirche ist die sichtbare Gestalt des Heilandes in der Welt, und sie führt sein Werk fort, wenn und sofern sie ihrer Aufgabe recht nachkommt.

Noch heute heilt Christus die Menschen an Leib und Seele durch seine Worte und durch seine Taten, direkt und unmittelbar in seiner unsichtbaren Gegenwart, indirekt und mittelbar durch seine Kirche, normalerweise indirekt und mittelbar.

In aller Demut müssen wir an dieser Stelle bekennen, dass die Kirche heute oft so sehr mit der Anpassung an den Zeitgeist beschäftigt ist und mit dem Buhlen um das Wohlwollen der Menschen, die eh kein Interesse an ihr haben, dass sie vielfach nur noch ein schlechtes Werkzeug des Heilandes ist, dass sie oft den Eindruck erweckt, als habe sie es ganz und gar vergessen, was ihre eigentliche Aufgabe ist. Allein, sie ist der fortlebende Christus, die Kirche. Darum obliegt es ihr für alle Zeiten, durch Wort und Tat die Menschen zu heilen, sie wieder heil zu machen, sie gesund zu machen an Leib und Seele.

Im Angesicht dieser Wirklichkeit müssen wir alle uns immer wieder fragen:

Vertrauen wir dem Heiland? Setzen wir unsere Hoffnung auf den in seiner Kirche und durch seine Kirche wirkenden Christus, auf den in seiner Kirche fortlebenden Christus? Erwarten wir das Heil, das uns gesund macht an Leib und Seele, von den Menschen oder von Gott, von Gott, das heißt: von Christus und seiner Kirche?

Vertrauen wir mehr auf die Kunst der Menschen oder vertrauen wir mehr auf die Allmacht Gottes?

Der Aussätzige im Evangelium verweist uns auf den himmlischen Arzt, auf den Heiland, der nicht nur die Krankheiten heilt, sondern auch den Ursprung aller Krankheit, die Sünde, beseitigt, der die Sünde vergibt und austilgt.

Die Sünde ist nämlich die tiefste Ursache aller Krankheit, aller Krankheit des Leibes und der Seele. So bezeugt es uns die Offenbarung Gottes. Das bedeutet: Die Krankheit ist die Außenseite der Sünde, ja, nicht nur die Krankheit, alle Not und alles Leid in der Welt ist die Außenseite der Sünde. Und die Außenseite kann nicht mehr bestehen, wenn die Innenseite ihre Existenz verliert.

Das will nicht sagen, dass der Zusammenhang zwischen der Sünde und der Krankheit und dem Leid immer konkret aufzuweisen ist. Aber allgemein ist es so.

Das lehrt und Christus in seiner Verkündigung, das lehrt uns die Kirche schon seit zwei Jahrtausenden.

Weil dieser Zusammenhang nicht immer konkret aufzuweisen ist, deshalb wenden immer auch die natürlichen Mittel an, die uns zur Verfügung stehen, um die Krankheit und das Leid zu besiegen.

Aber Eines ist sicher: Wenn unsere Beichtstühle mehr aufgesucht würden und die Priester sich der Gnadenkräfte, die sie dort verwalten, mehr bewusst wären und wenn sie diesem Sakrament einen höheren Stellenwert zuerkennen würden, so wären die Wartezimmer der Ärzte weniger bevölkert und so gäbe es weniger Leid und Not in unserem Leben. Also Reue und Buße! Darauf kommt es an in unserem Leben. Bemühen wir uns darum, so rücken wir der Sünde zuleibe, schaffen wir die

Voraussetzung für die Gesundheit des Leibes und der Seele, überwinden wir darin alles Leid und alle Not unseres Lebens, beseitigen wir darin die dunkle Wirklichkeit unserer Welt.

In einer kranken Welt muss der Mensch krank werden, müssen das Leid und die Not den Ton angeben. Krank aber ist eine Welt, die sich der Erlösung versagt, die den Heiland nicht aufnimmt, die von den Menschen alles erwartet, von Gott aber nichts mehr, oder die um so mehr von den Menschen erwartet, je weniger sie von Gott erwartet.

\*

Wir beten im Tagesgebet des heutigen Sonntags um ein neues Herz und im Gabengebet darum, dass wir neue Menschen werden. Ein neuer Mensch wurde der Aussätzige unseres Evangeliums in der Begegnung mit Christus, neue Menschen sollen wir werden in der Begegnung mit Jesus Christus, unserem Heiland, von dem wir glauben, dass er fortlebt und fortwirkt in seiner heiligen Kirche. Er heilt uns an Leib und Seele, wenn wir auf ihn vertrauen, wie der Aussätzige im Evangelium auf ihn vertraut hat. Die Voraussetzung dafür ist die, dass wir unsere Hoffnung nicht auf Menschen setzen und auf diese vergängliche Welt, sondern auf Gott, auf Jesus Christus, unseren Erlöser, auf seine Kirche und auf die Ewigkeit, und dass wir uns abwenden von der Sünde und Gott um die Vergebung bitten, dass wir uns dem Geheimnis der Erlösung anvertrauen, das uns im Zeichen des Kreuzes zuteil geworden ist, und dass wir uns diesem Zeichen öffnen. Mit anderen Worten: Es gilt, dass wir Heilige werden. Dann werden wir heil und geheilt von Grund auf, überwinden damit aber zugleich alles Leid und alle Not, wodurch unser Leben und unsere Welt verdunkelt werden. „Für sie heilige ich mich, damit auch sie in der

Wahrheit geheiligt seien“ (Joh 17, 19), das heißt: geheilt seien. So hat der Heiland einst vor dem Beginn seiner Passion gebetet, so betet er immerfort für uns. Gehen wir ihm entgegen. Amen.

PREDIGT ZUM 5. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 5. FEBRUAR 2006  
IN FREIBURG,

ST. MARTIN

„PER ASPERA AD ASTRA - PER CRUCEM AD LUCEM“

In der alttestamentlichen Lesung dieser heiligen Messe klingt eine Frage an, die nicht verstummt, solange es Menschen gibt auf dieser Erde, die Frage nach dem Leid, die Frage nach der Vergeblichkeit, nach dem Übel, nach dem Bösen, wodurch unser Leben verdunkelt wird. Da klagt der Dulder Hiob über die Last und die Mühsal des Lebens. Ihn hat es in ganz besonderer Weise getroffen. Unsägliches Leid ist über ihn gekommen, obwohl er eigentlich ein gerechter und gottesfürchtiger Mann ist. Er verliert alles, zuerst sein Hab und Gut, dann seine Familie und schließlich noch seine Gesundheit. Mit großen Schmerzen liegt er auf seinem Lager. In der Nacht kann er nicht schlafen, und am Tage kann er sich nicht erheben. Er wünscht sich den Tod herbei, aber der kommt nicht. Und er verwünscht den Tag seiner Geburt, derweil sein Leben weitergeht.

Die Leiden des Dulders Hiob, sie sind das Thema eines umfangreichen Buches im

Alten Testament, das Gott uns um 400 vor Christus geschenkt hat. Man hat es das Buch von der Gerechtigkeit Gottes genannt. Die Kernaussage dieses Buches ist die, dass schwerstes Unglück über uns Menschen kommen kann, auch dann, wenn wir nicht schuldig geworden sind. Und das Buch gibt eine Reihe von Antworten auf die Frage nach dem Leid, allgemein, und vor allem gibt es eine Antwort auf die Frage nach den Leiden des Gerechten. Immer neue Antworten werden in diesem umfangreichen Buch im Gespräch über die Frage nach dem Leid dem Dulder Hiob und seinen Freunden in den Mund gelegt.

Das ist nicht reine Theorie. Über kurz oder lang werden wir alle mit dem Leid konfrontiert, existentiell. Keinem von uns bleibt es gänzlich erspart, wenngleich der Eine größere Bedrängnisse erfährt als der Andere. Das Maß der Leiden, das Gott uns auferlegt, ist nicht bei allen gleich. Aber irgendwann trifft es einen Jeden von uns, und dann fragen wir: Warum muss das sein? Warum trifft mich dieses Leid? Warum gerade mich? Und warum gibt es das Leid überhaupt? Hätte Gott uns das nicht ersparen können? Manche müssen sehr Schweres durchmachen: unerträgliche körperliche Schmerzen und große seelische Qualen. Andere bleiben davon verschont, von allzu Schwerem, aber irgendwann werden sie dann doch mit den Schattenseiten des Lebens konfrontiert, erfahren sie dann doch, dass unser Leben ein Kriegsdienst ist, wie es in der Lesung heißt, „eine Plackerei ist unser Leben“, so könnten wir auch - vielleicht noch treffender - übersetzen.

Je älter man wird, umso mehr wird man mit dem Leid dieser Welt konfrontiert. In 89. Psalm heißt es: Die Summe unserer Jahre ist siebzig, vielleicht auch achtzig, aber das Meiste davon ist Mühe, Sorge und Leid (Ps 89, 10). Das ist nicht eine pessimistische Deutung unseres Leben und dieser Welt, das ist die Wirklichkeit. Zeitlich hat sich das Ganze ein wenig verschoben, aber sachlich trifft es heute

so zu wie vor mehr als zweieinhalb tausend Jahren.

Gewiss, die eigene Not drückt immer am schwersten, dennoch ist es nicht müßig, das Ausmaß der Lasten allgemein zu bedenken, die die Menschen zu tragen haben. Wie viel Leid verursacht der Tod, der Hunger, der Streit, die Verlassenheit, die Einsamkeit, die Leidenschaft, die Zurücksetzung, der berufliche Misserfolg und die äußere und die innere Knechtung, wie viel Leid verursachen die Krankheiten, die Naturkatastrophen, die Kriege? Da erhebt sich immer wieder die Frage nach dem Warum, besonders schmerzlich im Munde derer, die persönlich betroffen sind.

Oft ist es so, dass die Menschen, wenn schweres Leid über sie kommt oder wenn große Katastrophen sie heimsuchen, Gottes Existenz in Frage stellen oder sie gar kategorisch verneinen, dass sie sagen: Es kann keinen Gott geben, wenn die Welt so vom Leid geprägt ist. Angesichts der Dunkelheit und der Ausweglosigkeit ihrer Leiden verzweifeln die Menschen nicht selten und erhoffen sie sich Linderung von der Leugnung Gottes, so, als ob sie ihn bestrafen könnten. Da die Wirklichkeit grausam ist, ist es besser für Gott, dass er nicht existiert, sagt ein moderner Schriftsteller (Albert Camus).

\*

Nicht so reagieren Hiob und seine Freunde. Sie werden nicht irre an Gott in der Erfahrung der äußersten Not. Im Gegenteil, sie finden immer neue Antworten, die Gottes Antworten sind für den Gläubigen, Antworten, in denen ihm die Weisheit Gottes vermittelt wird. So erinnern sie an die Sünde des Menschen als die Ursache vieler Leiden. Viel Leid ist von daher zu erklären, was wir oft nicht wahr haben wollen. Tatsächlich bereiten wir uns selber viel Leid mit der Sünde, mit unseren

eigenen Sünden, viel Leid wird uns aber auch bereitet durch die Sünden der Anderen. Wir sollten nicht allzu leichtfertig unsere Unschuld beteuern. Die Wirklichkeit ist die, dass wir so manches Unglück, das über uns hereinbricht, selber verschulden, weil wir unsere Freiheit missbrauchen, weil wir selber unsere Freiheit missbrauchen und weil es die Anderen tun und uns in ihr Unglück hineinziehen.

Aber das Leid, hat auch sein Gutes. Daran erinnern die Freunde den Dulder Hiob, sie erinnern ihn daran, dass es den Menschen vor Hochmut, Undank und Gottvergessenheit bewahren, dass es ihn zur Buße führen und dass es ihn prüfen kann. Die alten Griechen sagten: Aus dem Leiden lernt man. Es macht stark und reif. Es kann stark und reif machen, das Leid, es kann aber auch verhärten und verbittern.

Aber damit ist die Frage nicht beantwortet: Wie kann Gott es zulassen oder gar bewirken, dass schwerstes Leid über einen Menschen kommt, der nicht schuldig geworden ist? Wie kann Gott einen Gerechten leiden lassen?

Als Antwort auf diese Frage erfahren wir durch den Mund Hiobs und seiner Freunde, dass es töricht ist, Gott zu kritisieren oder ihn zur Rechenschaft zu ziehen, weil er so groß und gewaltig ist, dass der Mensch ihn nicht begreifen kann, weil er den Menschen in seiner Weisheit und in seiner Allmacht um ein Unendliches überragt. Wir erfahren, dass alles, was Gott tut, einen tiefen Sinn hat, auch wenn dieser dem menschlichen Verstand nicht einleuchten will. Das bekennt der Glaube, der sich dabei jedoch auf die Vernunft stützen kann.

Zur Klärung: Die Sünde begeht der Mensch allein, sie besteht ja im Nein des

Menschen zu Gott und zu seinen Weisungen und Geboten, daran wirkt Gott nicht mit, aber Gott lässt sie zu, die Sünde. Mitwirken tut er indessen an den Folgen der Sünde, und letztlich ist er es, der alles Leid dieser Welt bewirkt, so dass sich unsere Frage nach dem Warum hier mit Recht auf ihn richtet.

Angesichts der Frage nach dem unsäglichen Leid dieser Welt, das ihn existentiell erfasst, ringt Hiob sich durch zur Anerkennung der unerforschlichen Hoheit und Heiligkeit Gottes, ringt er sich durch zum demütigen und gläubigen Bekenntnis zu Gottes Gerechtigkeit, auch wenn er sie nicht begreifen kann, setzt er an die Stelle der Klage oder gar der Verzweiflung das Vertrauen. Und Gott führt ihn heraus aus seiner Not - so endet das Buch Hiob -, und er schenkt ihm aufs Neue die Gesundheit, liebende Menschen und die für das Leben notwendige Habe und noch viel mehr als das.

So geschieht es immer wieder aufs Neue. Gott führt die, die in der Not nicht von ihm lassen, durch das Leid zum Heil. Er belohnt das Vertrauen, das wir ihm schenken in der Erfahrung der äußersten Not, immer wieder geradezu königlich.

Das ist auch die Kernaussage der frohen Botschaft, die Jesus verkündet, wenn er Kranke heilt und die Not der Menschen wendet und wenn erklärt, dass das Reich Gottes zu uns kommen wird, wo immer wir glauben und umkehren, und dass im Reich Gottes alles anders sein wird als in dieser weltlichen Welt. Davon ist im heutigen Evangelium die Rede. Darüber hinaus hat er selber ungemein gelitten und in letzter Einsamkeit den Tod auf sich genommen, er, der Sündenlose, der Gerechte, und uns so ein Beispiel gegeben. Dadurch hat er die Frage nach dem Leid, die Frage nach der Vergeblichkeit, nach dem Übel, nach dem Bösen, wodurch unser Leben verdunkelt wird, für uns nicht nur theoretisch gelöst, sondern auch

praktisch.

\*

Gott ist gerecht, auch da, wo uns diese seine Gerechtigkeit existentiell zu einem Problem, vielleicht gar zu einem Ärgernis wird. Gottes Perspektiven sind andere als die unseren. Alles ist letztlich leicht für den, der glaubt, dass Gott mächtiger ist als die uns bedrängenden Mächte des Leides, der Vergeblichkeit, des Übels und des Bösen. Dieses gläubige Wissen lehrt uns, auf den größeren Gott zu vertrauen, der die Seinen nicht verlässt, auch wenn er sie durch tiefe Dunkelheiten hindurchführt.

Gott führt uns durch Leid zum Heil. Warum er das tut, darauf gibt es nicht wenige Antworten. Aber nicht auf sie kommt es an, sondern darauf, dass wir den Willen Gottes, den Willen des unbegreiflichen Gottes, in Liebe bejahen. Amen.

PREDIGT ZUM 4. SONNTG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 29. JANUAR 2006  
IN FREIBURG ST. MARTIN

„ER SPRACH WIE EINER, DER VOLLMACHT HAT, UND NICHT  
WIE DIE SCHRIFTGELEHRTEN“

Zweimal begegnet uns im Evangelium des heutigen Sonntags das Wort „Vollmacht“. Vollmacht, das ist die richtige Übersetzung des griechischen Wortes „exousia“, das hier im Urtext steht. Staunend erkennen die Zeitgenossen Jesu, seine Zuhörer: Dieser ist einer, der Vollmacht hat. Sie wollen damit sagen: Er sprengt die Kategorien des menschlich Erklärbaren. Er ist von anderer Art als ihre Lehrer, die Schriftgelehrten, ja, er ist von anderer Art auch als die Propheten der Vorzeit. Daher erscheint ihnen an dieser Stelle auch die Bezeichnung „Prophet“ nicht als angemessen, denn sonst hätte es ja nahe gelegen, ihn auch hier einfach einen Propheten, einen großen Propheten oder den Propheten zu nennen, wie das sonst immer wieder geschieht in den Evangelien.

Zwei Tatsachen rufen an dieser Stelle das Staunen der Zuhörer Jesu hervor, einmal seine Rede, die Art der Verkündigung, nicht der Inhalt, zum anderen seine Macht über die Dämonen.

Die „Vollmacht“ Jesu soll uns heute morgen ein wenig zum Nachdenken bewegen, denn sie ist nicht nur die Mitte dieser Sonntagsperikope, sie bezeichnet grundsätzlich eine zentrale Wirklichkeit des Jesusbildes, wie es uns in den Evangelien überliefert wird.

\*

Die Wirkung, die Jesus auf seine Zeitgenossen gehabt hat, ist für uns das entscheidende Kriterium für seine Gottheit. Die Menschen, die Jesus begegneten, sie gaben ihm viele Namen, so erfahren wir in den Evangelien, sie nannten ihn einen Propheten oder den Propheten, sie nannten ihn einen Rabbi, sie nannten ihn den von Gott Gesandten, den Gerechten, den Messias, den Menschensohn und den Sohn

Gottes - viele Namen hatten sie für ihn -, aber bei all dem wussten sie, mehr oder weniger, dass sie das unbegreifliche Geheimnis seiner Person damit eigentlich nicht angemessen zum Ausdruck bringen konnten.

Seine Worte und seine Taten waren ihnen rätselhaft, undefinierbar, einfach nicht verstehbar, und darüber hinaus war er ihnen einerseits nahe und andererseits doch so fern. Sie spürten es: Er war in göttlichen Dingen ein Eingeweihter, und er sprach darüber nicht wie ein Mensch, nicht so, wie sie es gewohnt waren. Dabei berief er sich nicht auf irgendeine Autorität, auf die Autorität von Menschen oder auf die Autorität der Überlieferung, ja, er berief sich nicht einmal auf die Autorität Gottes, wie das die Propheten allesamt taten, wenn sie ihre prophetischen Worte mit der Redewendung einleiteten „so spricht der Herr“ oder „Spruch des Herrn“. Dieser Jesus, er sprach und handelte in eigener Autorität. Bei ihm hieß es nicht „so spricht der Herr“, sondern „ich aber sage euch“. Das registrierten seine Zeitgenossen mit Verwunderung. Daher ist es verständlich, wenn sie mit vielen Fragen an ihn herantraten, um immer wieder die Erfahrung zu machen, dass er niemals zögerte mit einer Antwort, dass er nicht lange nachzudenken brauchte, wenn er gefragt wurde, und dass seine Antwort immer klar und eindeutig war, zuweilen ein wenig provokativ, immer jedoch besonnen und maßvoll.

Auch das ist auffallend und erregte die Verwunderung der Menschen und erregt sie auch heute noch: Er band die Menschen nicht an das Gesetz und auch nicht an Gott, sondern an seine Person. Gleichzeitig war seine eigene Bindung an den Vater im Himmel so eng, dass seine Zeitgenossen, seine Widersacher, ihm vorwarfen: Du machst dich selber zu Gott, du lästerst Gott. Und dem Philippus, der ihn bittet, ihm den Vater zu zeigen, erklärt er: „Philippus, wer mich sieht, der sieht den

Vater“ (Joh 14, 9).

Dieser sein göttlicher Anspruch, diese seine “Identifikation” mit dem Vater, war der eigentliche Grund für das grausame Ende, das ihm die Menschen bereitet haben, das freilich Gott zum Guten gewendet hat.

Die Menschen spürten es also, wenn sie nicht verblendet waren durch Verführung oder durch Stolz und Selbstüberhebung oder durch ein unsittliches Leben: Hier ist mehr als ein gewöhnlicher Mensch.

Der heidnische Hauptmann, der diese Erfahrung im ergreifenden Sterben Jesu gemacht hat, drückt das so aus: „Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn“ (Mk 15, 39; Lk 23, 47).

Der redet wie einer der Vollmacht hat und der verkündet eine neue Lehre, und er verkündet sie mit Vollmacht, so heißt es im heutigen Evangelium.

Die unbegreifliche Wirkung dieses Menschen muss vor allem im Zusammenhang mit seinem hohen Ethos und mit seiner nüchternen Geradlinigkeit gesehen werden, mit seiner absoluten Selbstlosigkeit und seiner gesunden Natürlichkeit sowie mit seiner konsequenten Hingabe an die Wahrheit. Niemals war er unsachlich. Das, was uns allen so schwer fällt, ihm war es zur zweiten Natur geworden, und mehr als das.

Das führte dazu, dass die einen sich rückhaltlos an ihn banden, die kleinere Zahl, und die anderen ebenso konsequent schon bald seinen gewaltsamen Tod betrieben, die größere Zahl.

So ist es immer: Immer stellen uns die Geheimnisse Gottes vor die Entscheidung. Das gilt auch für uns heute. Entweder bejahen wir das Geheimnis Jesu und die sich darin ankündende Wirklichkeit, dann erkennen wir und verehren wir in ihm den ewigen Gott, dann folgen wir ihm, ihm und seiner Kirche, oder wir verneinen es, dieses Geheimnis, dann betreiben wir seinen Tod und den Tod seiner Kirche.

Wenn wir hier von Kirche sprechen, meinen wir natürlich nicht die Kirche dieser oder jener Pfarrei oder dieser oder jener Diözese, repräsentiert von diesem oder jenem Pfarrer oder von diesem oder jenem Bischof, wenn wir hier von Kirche sprechen, meinen wir die Kirche der Jahrhunderte, die Kirche in ihrer zeitlichen und räumlichen Universalität und denken dabei vielleicht an eine Kirche, die bessere Zeiten erlebt hat. Wenn wir hier von der Kirche sprechen, meinen wir die universale Kirche, die nicht begrenzt ist durch eine bestimmte Zeit oder durch einen bestimmten Ort.

Aber - so könnten wir an dieser Stelle fragen - gibt es hier nicht noch eine dritte Möglichkeit, neben der Entscheidung für das Geheimnis Jesu oder gegen dieses, nämlich die Unentschiedenheit, den Verzicht auf eine Entscheidung? Die Antwort auf diese Frage gibt der Adressat unseres Glaubens selber, wenn er sagt: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich“ (Mt 12, 30; Lk 11, 23). Wer sich nicht entscheidet, der hat sich gegen ihn entschieden. Das ist die Gestalt der Radikalität Jesu, hier wird sie existentiell erkennbar.

Der dritte Weg freilich, der unverbindlich ist, er ist heute die große Versuchung der Menschen im Angesicht des Jesus-Geheimnisses und des Geheimnisses seiner Kirche. Viele scheinen ihr zu erliegen. Ob schuldhaft oder schicksalhaft, das

weiß Gott allein.

\*

Die Wirkung Jesu auf seine Zeitgenossen ist keine Konstruktion, die Evangelien sind ein Spiegel des schlichten Erlebens einfacher Menschen. Daher ist sie, die Wirkung Jesu auf seine Zeitgenossen, der Schlüssel zu seinem Geheimnis.

Jesus ist nicht nur ein großer Mensch. Das meinen viele heute, nicht nur solche, die draußen sind, so würde es der heilige Augustinus (+ 430) ausdrücken. Wäre er nur das, dann wäre er im Grunde unverbindlich. Gerade die Unverbindlichkeit aber entspricht unserem Zeitgeschmack, dem Geschmack des heutigen Menschen, in hohem Maß. Ist Jesus von Nazareth unverbindlich, dann können wir uns an ihm und auch an seiner Kirche aussuchen, was uns gefällt. Weil er sich aber als der Sohn Gottes, als gleich wesentlich mit dem Vater offenbart hat, unbestreitbar für den unvoreingenommenen Beobachter, deshalb fällt an ihm die Entscheidung, eine Entscheidung auf Leben und Tod. Darin liegt im Grunde die Größe dieser unserer irdischen Existenz, ihre Größe aber ist zugleich ihre Tragik.

Das rückhaltlose, das konsequente Ja zu Gott in Christus und seiner Kirche verbürgt uns das ewige Leben, das Nein den ewigen Tod. Die Kehrseite des Heils ist das Unheil. Das muss immer wieder gesagt werden, vor allem deshalb, weil es heute so selten gesagt wird. Amen.

PREDIGT ZUM 3. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, GEHALTEN AM 22. JANUAR 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

## DIE ZEIT IST ERFÜLLT, UND SIE IST KURZ

In den Lesungen, die wir soeben vernommen haben, gibt es zwei Aussagen über die Zeit, zu denen heute morgen einige Anmerkungen gemacht werden sollen.

Im Evangelium heißt es: „Die Zeit ist erfüllt“, in der Lesung: „Die Zeit ist kurz“. „Die Zeit ist erfüllt“, das heißt: Jetzt ist die Stunde der Entscheidung gekommen. „Die Zeit ist kurz“, das heißt: Bald ist es zu spät für diese Entscheidung, vielleicht schon morgen. Die Lesung unterstreicht also den Entscheidungscharakter der gegenwärtigen Zeit und Stunde. Sie erinnert uns somit daran, dass wir das Heute Gottes nutzen, dass wir in der Gegenwart leben und in wacher Bereitschaft die Zeit der Gnade recht verwenden müssen. Solche Gedanken begegnen uns oftmals in der Heiligen Schrift. Sie betonen: Jeder Tag gehört Gott, Gott schenkt uns die Zeit, und ihm müssen wir die Zeit zurückgeben. Von daher leben wir als Christen, wenn wir es recht machen, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft, sondern in der Gegenwart.

Wir alle haben ein zwiespältiges Verhältnis zur Zeit. Manchmal wird sie uns zu lang, manchmal erscheint sie uns zu kurz. Einmal haben wir den Eindruck, die Zeit stehe still, dann haben wir wiederum das Gefühl, dass sie in rasender Geschwindigkeit dahineilt. Von Gott her, von der Ewigkeit aus, betrachtet, ist

die Zeit immer kurz, und wenn sie hundert Jahre währt. Vor Gott sind 1000 Jahre wie ein einziger Tag, heißt es im 2. Petrusbrief (2 Petr 3, 8). Diese kurze Zeit, diese Zeit der Entscheidung, die gilt es nun auszunutzen, auszukosten, sie gilt es im Angesicht Gottes zu verbringen und sie ihm immer wieder aufs Neue zurückzugeben. Das verlangt von uns, dass wir uns die Bedingtheit der Welt stets vor Augen halten und den Ruf Gottes in jedem Augenblick gewissenhaft vernehmen.

\*

Die Welt ist bedingt, weil ihre Gestalt vergeht. So heißt es in der Lesung gleich zweimal: Die Gestalt dieser Welt vergeht. Es lohnt sich daher nicht, sich an ihren Gütern festzuhalten, sich in sie zu verlieben. Das ist nicht eine pessimistische Deutung der Wirklichkeit, sondern geht hervor aus ihrer nüchternen Einschätzung. Paulus drückt das - ein wenig provozierend - so aus in der Lesung: Man soll verheiratet sein und doch nicht verheiratet sein, weinen und doch nicht weinen, sich freuen und sich doch nicht freuen, die Dinge gebrauchen und sie doch nicht gebrauchen. Er will damit sagen: Wichtiger als das Vorübergehende ist das Bleibende. Alles Vorübergehende muss in den Dienst des Bleibenden gestellt werden: die Ehe, die Trauer, die Freude, der Besitz. Aus allem müssen wir etwas machen für die Ewigkeit, eine Saat, die wächst auf den Erntetag Gottes hin.

Was immer wir erleben in dieser Welt und was immer wir darin besitzen, alles hat die Tendenz, sich in die Mitte zu stellen, einen Platz einzunehmen, der ihm nicht zukommt. Dieser Platz, die Mitte, gehört allein Gott und der Ewigkeit. Das müssen wir wissen, und entsprechend müssen wir handeln.

Die innere Distanzierung von den Vorgängen und den Dingen dieser Welt ist schon

eine große Hilfe auch für das natürliche Leben. Darin finden wir Trost im Leid und werden wir tiefer in die Freude hineingeführt, wenn sie uns geschenkt wird. Erst wenn die Dinge und die Vorgänge dieser Welt in einen größeren Zusammenhang hineingestellt wird, erst dann erhalten sie ihren rechten Platz und ihr rechtes Gewicht.

Gott die Zeit zurückgeben, das bedeutet einmal, ihre Bedingtheit zu erkennen, zum anderen bedeutet das, den Ruf Gottes zu vernehmen. Im Evangelium werden bestimmte Jünger - wir nennen sie Apostel - berufen, Menschenfischer zu sein. Was ihnen aufgetragen wird, das wird in einem weiteren Sinne einem jeden von uns aufgetragen. Menschen für Gott zu gewinnen, in ihnen den Sinn für das Jenseits zu wecken, das ist zu jeder Zeit eine mühsame Aufgabe. Aber wer sich dieser entzieht, der verspielt die Zeit, die Gott ihm geschenkt hat. Menschen für Gott zu gewinnen, das ist ein bedeutendes Element der rechten, der gewissenhaften Verwendung der Zeit, die Gott uns gegeben hat. Gott nimmt uns einmal nur dann an, wenn wir ihm auch Menschen zugeführt haben.

Der Ruf Gottes hat immer Konsequenzen: Die Berufung zu Menschenfischern führt die Apostel ins Martyrium. Uns wird das wahrscheinlich nicht auferlegt. Aber es gibt auch ein Martyrium des Geistes. Zurücksetzung, Verspottung, Verkennung, Verleumdung und Benachteiligung in vielfacher Gestalt um des Glaubens willen, das alles kann uns schon eher widerfahren. Ist das so bei uns, dürfen wir darin eine Bestätigung dafür sehen, dass wir unsere Berufung recht verstanden haben, dass wir auf dem rechten Weg sind. In den Seligpreisungen der Bergpredigt heißt es mit Bezug darauf: "Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel" (Mt 5, 12).

\*

Die Zeit ist erfüllt, das heißt: die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Und die Zeit ist kurz, das heißt: der gegenwärtige Augenblick ist entscheidend für die lange Zukunft, die vor uns liegt. Weil die Zeit kurz ist, deswegen müssen wir das Heute Gottes nutzen, ganz in der Gegenwart leben und in wacher Bereitschaft die Zeit der Gnade recht verwenden. Der Augenblick, der schnell vergeht, ihn müssen wir wachsam erleben und nutzen, auskosten für die Ewigkeit.

Es gilt, dass wir Gott die Zeit zurückgeben, die er uns schenkt. Das tun wir dann, wenn wir die Welt zwar ernst nehmen, aber nicht so, als ob sie alles wäre, und wenn wir jenen Ruf Gottes gewissenhaft vernehmen, durch den wir eingeladen werden, ihm die Menschen zuzuführen, in deren Gemeinschaft wir leben.

Die Zeit auszukosten, das bedeutet für den Christen, in Distanz zur Welt zu leben und in apostolischer Verantwortung. Amen.

PREDIGT ZUM 2. SONNTAG IM KIRCHENJAHR, FAMILIENSONNTAG, GEHALTEN  
AM 15. JANUAR 2006 IN FREIBURG, ST. MARTIN

„IHR GEHÖRT NICHT MEHR EUCH SELBST, DENN CHRISTUS HAT EUCH ZU  
EINEM

HOHEN PREIS ERKAUFT“

Wir begehen heute den Familiensonntag in den deutschen Diözesen. Das ist eine alte Tradition, die heute aktueller ist als je zuvor. Da wird gleichsam noch einmal das Fest der Heiligen Familie gefeiert, das wir nach dem liturgischen Kalender am Sonntag nach Weihnachten begehen. Die Familie ist eine Lebensfrage der Kirche. Aber nicht nur der Kirche, auch des Staates und des Volkes. Die Ehe wurde von Gott am Anfang der Menschheit geschaffen. Nach Gottes Willen sollte sie zur Familie auswachsen. Von daher ist sie die Urzelle der menschlichen Gesellschaft. Sie ist die kleinste natürliche Gemeinschaft von Menschen, wie Gott sie gewollt hat.

Es ist das Herz der Welt - so hat man gesagt -, das in den Familien schlägt: Wo die Familien versagen, da sterben die Völker. Das gilt nicht minder für die Kirche und für das Christentum.

Die Familie ist unser Schicksal, im Guten wie im Bösen. Es gibt keine bessere Vorbereitung für das Leben als eine intakte Familie. Das gilt für das natürliche Leben nicht weniger als für das religiöse Leben.

\*

Um die Ehe und um die Familie ist es heute nicht gut bestellt. Stabile Ehen haben Seltenheitswert bekommen. Beinahe 50 % der geschlossenen Ehen werden heute wieder geschieden. Viele heiraten gar nicht mehr. Sie ziehen die außereheliche Sexualität vor. Es wächst die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften (vgl. „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 1. Oktober 2005). Trauungen sind weithin zu

seltenen Ereignissen in den Pfarrgemeinden geworden (vgl. „idea“ 42, 2005).

Und wenn man heiratet bleibt die Ehe oft kinderlos. Vielfach setzt sich heute das Lebensmodell der kinderlosen Ehe durch.

Im vergangenen Jahr wurde gemeldet, dass es in Deutschland erstmals mehr kinderlose Ehepaare gab als Ehen mit Kindern. In der Stadt München leben nur noch in 15, 8 % der Haushalte Kinder. Bei mehr als der Hälfte aller Haushalte mit Kindern gibt es nur ein Kind, bei weiteren 33 % gibt es nur zwei Kinder. Nur noch in 7, 4 % der Haushalte gibt es drei Kinder.

Die einen nennen die Ehe in diesem Kontext eine „bedrohte Lebensart“ („Süddeutsche Zeitung“ vom 30. November 2005), die anderen nennen sie ein Auslaufmodell.

Der dauerhafte Geburtenrückgang kündigt, verbunden mit der wachsenden Zahl der Abtreibungen, eine demographische Katastrophe an. Bis zur Mitte des Jahrhunderts wird das Geburtendefizit um mehrere hundert Prozent steigen, schreibt die Tageszeitung „Die Welt“. Die Grundlage des Volkes und des Staates ist in Gefahr („Die Welt“ vom 5. Oktober 2005).

Die oft chaotischen Verhältnisse, in denen wir uns heute vorfinden, haben ihren tiefsten Grund im Verfall und im Sterben der Familien. Nicht zuletzt ist es die Kriminalität, die mit dem Verfall der Familie wächst. Schon vor Jahrzehnten hieß es, angesichts der Zerrüttung der Familien seien 40 % der Jugendlichen kriminaloid.

Die Zerstörung der Familie ist das strategische Ziel verschiedener gesellschaftlicher Gruppierungen. Man kann auch sagen: die Abschaffung der Familie. Warum machen sie das? Aus Verblendung oder aus Freude an der Zerstörung? Der Neomarxismus verfolgt die Abschaffung der Familie ebenso wie das New Age, „die sanfte Verschwörung des Wassermanns“. Darüber hinaus lassen sich viele instrumentalisieren von diesen Gruppierungen, ohne es zu wissen oder weil sie der Stolz verblendet hat. Im Neomarxismus und im New Age wird die Familie als diktatorische Einrichtung bezeichnet, die die Freiheit behindert. Ähnlich denkt man im New Age, wenn man dort um der Freiheit des Menschen willen die Auflösung von Ehe und Familie betreibt.

Familienzerstörerisch ist die sexuelle Revolution, die strategisch propagiert wird, familienzerstörerisch ist aber auch der Egoismus, der die Letztere trägt, die ihn gleichzeitig hervorbringt. Viele stellen sich auch ungewollt in den Dienst der sexuellen Revolution, weil das Gift allzu süß ist. Jede Ehescheidung erhält von daher eine globale Dimension, ja, jeder Ehebruch und jede Form von Unzucht. Familienzerstörerisch ist das Zusammenleben von Nicht-Verheirateten.

Familienzerstörerisch ist die Ideologie des Feminismus. Familienzerstörerisch ist aber auch die große Zahl der Abtreibungen, gegen die nicht wirksam etwas unternommen wird. Dabei dürfen wir eines nicht vergessen: Die Verlängerung der Abtreibung ist die Euthanasie. Im Übrigen ist die Euthanasie die einzige Rettung in einem sterbenden Volk und in einer sterbenden Kirche.

Gegen die Ehe und Familie gerichtet ist auch die die Förderung und die Propagierung der Homosexualität unter dem Vorwand, dass man ihrer Diskriminierung entgegenarbeiten will. Viele machen sich gar keine Vorstellung davon, wie stark

deren Lobby ist.

\*

Der Verfall der Familie, ihre Zerstörung und ihre Abschaffung sind nicht schicksalhaft. Sie können aufgehalten werden, und sie müssen es. Leider fehlt es heute noch weithin an Einsicht bei den Verantwortlichen. Bei Politikern schon lange, aber leider manchmal auch bei Kirchenvertretern.

Zunächst sind es die Politiker, die hier eine große Verantwortung tragen. Und die Kirche muss in dieser Hinsicht deren Gewissen schärfen. Dass hier gehandelt werden muss, das sagt schon die Vernunft, da bedarf es erst gar nicht des Glaubens. Höhere Löhne für die Familien, mehr Kindergeld, die Anerkennung der Arbeit der Hausfrau und Mutter, Erziehungsgeld, größere Wohnungen, die Ermöglichung von Familienurlaub und die öffentliche Anerkennung der Familie. So könnte man noch vieles nennen, was der Entfaltung der Familien dient. Das sind grundlegende Forderungen. Aber das ist noch nicht alles.

Jeder ist hier angesprochen, zum Einen, sofern er klar die Situation erkennt und sich nicht von den zerstörerischen Mächten in Dienst nehmen lässt, zum Anderen, sofern er aufklärend wirkt, wo immer er kann, und nicht zuletzt, sofern er den Himmel bestürmt in seinen Gebeten.

Darüber hinaus muss das Unheil aber an der Wurzel kuriert werden. Das Ideal der Heiligen Familie von Nazareth muss wieder gelebt werden in den Familien. Gott selber ist als Mensch in eine Familie hineingeboren und in ihr aufgewachsen. Das ist nicht von ungefähr geschehen, Gott hätte es auch anders machen können. Das

Vorbild jener drei heiligen Personen, die die Familie von Nazareth gebildet haben, verpflichtet uns. Der Kolosserbrief kommentiert dieses Leben, das geprägt ist von herzlichem Erbarmen, von Güte, von Demut, Sanftmut und von Geduld (Kol 3, 12-15).

Es ist die christliche Liebe, die gelebt werden muss in unseren Familien. Bedingungslos muss sie gelebt werden. Sie muss die Eltern miteinander verbinden und die Eltern mit den Kindern. Diese Liebe ist möglich, wenn sie aus der Liebe zu Gott hervorgeht. Genau das ist ihr Characteristicum. Das entscheidende Tun in der christlichen Familie ist daher das gemeinsame Gebet. Denn das eigentliche Übel, das, was die Familien in der Tiefe zerstört, das ist die Abwendung von Gott, das entscheidende Kohäsionsmittel der Familie ist daher das Gebet.

Im Gespräch mit Gott lernen wir das Gespräch miteinander, lernen wir die wahre Liebe, jene Liebe, welche aus Gott hervorgeht.

Das Gespräch verstummt in dem Maße, in dem wir Gott verlieren. Tatsächlich verstummt das Gespräch in den Familien. Das gilt trotz der Handys und der vielen Gespräche, die heute geführt werden, die in Wirklichkeit Scheingespräche sind, Monologe, Gespräche, die die Menschen nicht miteinander verbinden, die sie nur bestätigen in ihrer tiefen Isolation.

Das Gebet hält die Familie zusammen. Im Gebet wird das Füreinanderdasein der Familie seinen eigentlichen Ausdruck. Das Gebet heilt alle Wunden, die das Leben uns schlägt. Wenn wir beten, erscheint uns alles in einem anderen Licht.

\*

Der Familiensonntag ist heute aktueller als je zuvor. Wenn wir heute werben für die Familie und für ein christliches Familienleben, so ist es gleichsam fünf vor zwölf. Jeder, der auch nur noch ein wenig Verantwortungsbewusstsein hat für die Zukunft der Kirche und für die Zukunft unseres Volkes, muss alles tun, um sich in den Dienst dieses Anliegens zu stellen. Eines kann jeder, wenn er sonst nichts tun kann angesichts der Verhältnisse, in denen er lebt, er kann das Anliegen verbreiten und die Konsequenzen namhaft machen, die uns treffen, wenn wir hier nicht handeln. Vor allem aber kann jeder das Anliegen der Familie zum Gegenstand seiner Gebete machen. Amen.

PREDIGT ZUM FEST DER TAUFTE DES HERRN, GEHALTEN AM 8. JANUAR 2006  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„DIESER IST MEIN GELIEBTER SOHN, AN DEM ICH  
MEIN WOHLGEFALLEN HABE“

Der Gottmensch Jesus von Nazareth unterzieht sich der Bußtaufe. Er lässt sich von Johannes taufen, wie sich viele damals taufen lassen. Das geschieht am Beginn seines öffentlichen Wirkens. Diese Tat Jesu muss als tiefe Verdemütigung des Gottmenschen verstanden werden. So will er sie verstanden wissen. Sie erinnert

von daher an seine Menschwerdung in Bethlehem in der Armut des Stalles und in der Gestalt eines hilflosen Kindes.

Die Taufe des Johannes ist ein Ausdruck der Buße und der inneren Bekehrung. So hat der Täufer sie verkündigt. Jesus bedarf ihrer nicht. Aber er will ein Beispiel geben, das ist das eine, und er will Johannes als einen gottgesandten Propheten bestätigen, das ist das andere.

Während Jesus sich verdemütigt und Johannes und seine Bußpredigt bestätigt, indem er sich taufen lässt, bestätigt Gott ihn als den Messias. Das geschieht mit den Worten: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe“. So heißt es in unserem Evangelium, das Markus aufgezeichnet hat. Bei Matthäus und Lukas ist an dieser Stelle noch die Weisung hinzugefügt: „Ihn sollt ihr hören!“

Er ist der natürliche Sohn Gottes, wir sind in der Taufe Söhne Gottes, Söhne und Töchter Gottes, geworden, geworden durch Adoption. Adoption darf hier nicht nur rechtlich verstanden werden, wie das sonst im menschlichen Bereich der Fall, wenn wir von Adoption sprechen. Was Menschen nicht können, das kann Gott. Er hat uns in der Taufe die heiligmachende Gnade geschenkt, das göttliche Leben. Das bedeutet: Er hat uns Anteil gegeben an seiner göttlichen Natur, er hat uns vergöttlicht. Wenn wir sagen: Er ist der natürliche Sohn Gottes, wir sind in der Taufe Söhne Gottes, Söhne und Töchter Gottes, durch Adoption geworden, so bedeutet das, dass das, was der Heilige Geist bei der Taufe Jesu von diesem sagt, auch für uns gilt. Auch auf uns ruht jenes Wohlgefallen Gottes, von dem hier die Rede ist. Wir müssen es allerdings rechtfertigen. Denn immer sind die Gaben Gottes zugleich unsere Aufgaben.

\*

Was im Evangelium des heutigen Festtags der Taufe des Herrn berichtet wird, das ist die Erfüllung der Jesaja-Weissagung: „Und ruhen wird auf ihm der Geist des Herrn“ (Jes 11, 2), das ist der Heilige Geist. Nicht erst in der Taufe ist dieser auf Jesus herabgekommen - das sagen Manche, das sagen jene, die einen gewöhnlichen Menschen aus ihm machen wollen -, nicht erst in der Taufe ist der Geist Gottes auf ihn herabgekommen, vielmehr ist es so, dass vom ersten Augenblick seiner Menschwerdung an auf ihm die Fülle des Gottesgeistes und seiner Gaben ruhte. Bei seiner Taufe im Jordan aber, da ihm das Wohlgefallen Gottes zugesprochen wird, da beginnt er, als Messias zu wirken, da wird das nach außen hin offenbar und wirksam, was verborgen in ihm steckt.

Anders ist das bei uns. Wir haben erst in unserer Taufe, die eine Taufe auf den dreifaltigen Gott ist, die mehr war als die Johannestaufe - wir bezeichnen sie mit Recht als Geisttaufe -, den Geist Gottes empfangen und damit die Gnade der Gotteskindschaft. Das Wohlgefallen Gottes, das uns damals geschenkt wurde, müssen wir rechtfertigen - ein Leben lang. Wir müssen die Taufgnade, die heiligmachende Gnade, die in der schweren Sünde verlorengelassen, bewahren und vertiefen. Der Adel Gottes verpflichtet den Menschen. Was wir sind, das müssen wir werden, immer mehr.

Es gilt, dass wir als Adoptivöhne und als Adoptivtöchter so leben, wie der natürliche Sohn Gottes gelebt hat. Sein Beispiel ist unser Weg. Das will sagen, dass wir in unserem Leben nicht unsere Ehre suchen dürfen, sondern die Ehre Gottes suchen müssen, dass wir in unserer Erdenzeit nicht für uns leben dürfen und für die Welt, sondern für Gott und Ewigkeit leben müssen. So hat es der

eingeborene Sohn des Vaters gemacht in seinem Erdenleben, das nur gut drei Jahrzehnte währte, beispielhaft für uns alle.

Zwei Grundhaltungen zeichneten ihn dabei aus, die Demut und der Gehorsam. Darin müssen wir ihn nachahmen, in erster Linie. Denn er ist unser Weg und zugleich unser Ziel.

Der Demütige ist mit dem zufrieden, was er ist und was ihm von Gott zugeteilt worden ist. Er versucht, mit seinen Fähigkeiten Gott und dem Nächsten zu dienen. Er macht nichts aus seiner Person, wie es viele heute tun, auch solche, die sich Christen nennen, er tut sich nicht hervor, er ist vielmehr nüchtern und sieht ganz auf die Sache, lässt sich ganz und gar von ihr bestimmen. Er stellt sich nicht vor die anderen, sondern neben sie. Er sieht dabei auf den göttlichen Meister, der zu seinen Jüngern gesagt hat: „Ich bin unter euch wie einer der dient“ (Lk 22, 27) und: „Wer der Größte sein will, der sei der Diener aller“ (Lk 22, 26).

Viel Streit und viele Leiden könnten wir uns ersparen, wenn wir uns nicht so schwer darin täten, die Tugend der Demut zu üben. Der Stolz und der Hochmut sind die Ursache vieler Konflikte, eigentlich aller Konflikte, im Kleinen wie im Großen.

Dabei machen wir mit unserem Stolz und Hochmut uns selbst und den Mitmenschen etwas vor, betrügen wir die Mitmenschen und uns selbst mit unserem Stolz und Hochmut. Die Demut geht, das vergessen wir oft, aus der Wahrhaftigkeit hervor. Und der Stolz ist eine Spielart der Unwahrhaftigkeit.

Mit der Demut verbindet Christus den Gehorsam. Der Wille Gottes war seine große Leidenschaft. Er war gehorsam bis zum Tod (Phil 2, 8). Seine Speise war es, den Willen Gottes zu tun (Joh 4, 34). Auch darin müssen wir als Söhne und Töchter Gottes den natürlichen Sohn Gottes nachahmen.

Hören auf Gott, das bedeutet: Hören auf die Kirche - die Kirche ist die Interpretin des Willens Gottes, wo immer sie authentisch spricht -, Hören auf Gott, das bedeutet dann auch: Sein Ohr gegenüber der widergöttlichen und widerchristlichen Welt verschließen.

Einer ist unser Lehrer, und er verkündet seine Wahrheit und seinen Willen in der Kirche - das ist nicht unsere Kirche, wie man immer wieder sagen hört, gedankenlos, sondern seine Kirche, und die ist nur eine - er verkündet seine Wahrheit und seinen heiligen Willen nicht in der zerstrittenen und uneinigen Kirche der Gegenwart oder besser: dort nur noch undeutlich, sondern in der Kirche der Jahrhunderte, und zwar in dem, was die Kirche immer gelehrt und gesagt hat und was sie auch heute noch lehrt und sagt, wie man es erfahren kann, wenn man genauer hinschaut und hinhört und sich nicht von den sekundären Lehrern beeindrucken lässt.

Der Glaube kommt vom Hören. Hören aber bedeutet gehorchen. Gehorchen ist intensives Hören.

Zwei Sakramente sind es, die uns dabei helfen, bei dem Bemühen um die Demut und um den Gehorsam, jene Sakramente, die wir für gewöhnlich „die Sakramente“ nennen, das Sakrament des Altares und das Sakrament der Buße. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass das Sakrament des Altares unwirksam ist, wenn es losgelöst wird

von dem Sakrament der Buße, was heute, Gott sei es geklagt, nicht selten der Fall ist und viele Kommunionen unwirksam macht.

\*

Die Sohnschaft Jesu ist das Modell unserer Gotteskindschaft. In der Demut und im Gehorsam bewahren wir sie, in erster Linie, weil darin das Beispiel Jesu gipfelt und weil wir darin dem Beispiel Jesu in einem entscheidenden Punkt folgen. Mühen wir uns um die Demut und um den Gehorsam Jesu, so bauen wir am Reich Gottes in dieser Welt und bereiten und rüsten uns so für die Ewigkeit, der wir entgegengehen. Auch auf uns ruht das Wohlgefallen Gottes, da wir getauft wurden und das göttliche Leben empfangen haben. Bleibend ruht es auf uns, das Wohlgefallen Gottes, wenn wir den natürlichen Sohn Gottes, der um unseres Heiles willen einst in diese Welt gekommen ist, gewissenhaft nachahmen und so die Taufgnade bewahren und vertiefen. Amen.

PREDIGT ZUM EPIPHANIEFEST, GEHALTEN AM 6. JANUAR 2006  
IN FREIBURG, ST MARTIN,

“ALS SIE DEN STERN ÜBER DEM ORT STEHEN SAHEN, AN DEM DAS KIND WAR,  
EMPFANDEN SIE  
EINE ÜBERAUS GROSSE FREUDE“

Die Weisen aus dem Morgenland - sie kamen, von Jerusalem aus betrachtet, aus dem Osten, aus Babylon, dem heutigen Irak, aus Persien und Indien, und folgten dem Stern, der ihnen erschienen war - sie, die Weisen, sind so etwas wie Urbilder des suchenden Menschen, des Menschen, der demütig die Wirklichkeit erforscht, der die Wahrheit sucht und ihren Spuren nachgeht, ganz gleich, welche Mühe er damit auf sich nehmen muss. Wir nennen sie Weise, weil sie wissen, worauf es ankommt. Der ist ein Weiser, der weiß, worauf es ankommt im Leben. Sie verkörpern eine Haltung, die Weisen aus dem Morgenland, die schon aus einem hohen natürlichen Ethos hervorgeht, erst recht aus dem christlichen. Sie sind somit ideale Vorbilder für uns. Sie werden auch Könige genannt. Davon ist in der Schrift zwar keine Rede, aber diese Bezeichnung trifft doch Richtiges. Denn sie waren Könige, Könige ihrer Gesinnung nach: Für die Wahrheit gaben sie alles hin. Was ist königlicher als das? Sie wollten nicht sich selber und ihrem Vorteil leben, sondern der Wahrheit. Sie vertauschten ihre persönliche Sicherheit mit der Unsicherheit eines weiten Weges und einer unbekanntem Zukunft um der Wahrheit willen, wie einst Abraham auf den Ruf Gottes hin seine Heimat und seine vertraute Umgebung verlassen hatte. Sie folgten nicht ihren naturhaften Wünschen und dem, was man heute die öffentliche Meinung nennt, sondern dem Spruch ihres Gewissens. Sie nahmen dabei einen weiten und beschwerlichen Weg auf sich, um der Wahrheit willen und um des Rufes willen, den sie vernommen hatten, um Gott in seinem besonderen Wirken zu begegnen.

Gott selber war es indessen, der sie führte, durch seinen Stern. So konnten sie nicht fehlgehen. Er war ihr Licht und ihre Kraft auf langen, dunklen und mühsamen Wegen, in einsamen Nächten und in der Gluthitze nicht enden wollender Tage.

Gott war es, der sie führte, dennoch blieb ihnen die Nacht der Zweifel nicht erspart. Auch das gehört zu dem Zug der Weisen aus dem Morgenland, der heiligen drei Könige. Fast hätten sie aufgegeben in ihrer Enttäuschung, und beinahe wären sie unverrichteter Dinge wieder heimgekehrt. Denn als sie nach Jerusalem kamen, sahen sie den Stern nicht mehr, der ihnen vorangezogen war, er war gleichsam hinter den Wolken ihrer Ängste und Unwägbarkeiten verschwunden, die sie nicht verschonten. Und sie erfuhren hier, in der Stadt der Juden, dass außer ihnen niemand auf dem Weg zu dem neugeborenen König der Juden war. Mehr noch, sie wurden als komische, als merkwürdige Menschen betrachtet, ja, und machte sich gar lustig über sie. Sie ließen sich indessen nicht aus der Bahn werfen, sie setzten auf die Macht der Wahrheit, sie vertrauten auf den, der sie gerufen hatte, um dessentwillen sie aufgebrochen waren, und dieser belohnte ihre Unbeirrbarkeit und ihre Treue königlich. Als sie die Stadt verlassen hatten, sahen sie den Stern wieder, und schon bald erreichten sie ihr Ziel. Der Stern stand über dem Ort, an dem das Kind war. Sie wurden mit einer überaus großen Freude erfüllt, beteten das Kind an und brachten ihm ihre Geschenke dar.

\*

Die Weisen aus dem Morgenland sind ideale Vorbilder für uns. Ihre Einstellung und ihr Weg sind eine lebendige Predigt für uns. Sie blieben nicht daheim, die Weisen. Sie fühlten sich gänzlich der Wahrheit verpflichtet, sie folgten dem Ruf Gottes und machten sich auf den Weg.

Auch wir dürfen nicht daheim bleiben und es uns wohl sein lassen. Es gilt, dass wir die Geborgenheit des Alltags aufgeben, wenn Gott ruft, dass wir uns dorthin führen lassen, wohin Gott uns führen will. Es gilt, dass wir nicht uns suchen,

sondern Gott. Nicht um uns geht es in erster Linie in unserem Leben, auch nicht um unsere Mitmenschen, sondern um Gott. Gott aber ist die Wahrheit.

In uns Menschen gibt es so etwas wie eine natürliche Unruhe, die uns auf die Wahrheit hinordnet, auf Gott und auf die Ewigkeit. Dieser Unruhe müssen wir nachgeben, ihr müssen wir folgen, sie dürfen wir nicht verdrängen.

Es begegnet uns heute viel spießbürgerliche Selbstgenügsamkeit, viel religiöse Abgestandenheit, bedingt durch eine verhängnisvolle Diesseitigkeit, die ihren letzten Grund in einer oft krankhaften Ichbezogenheit hat. Desinteresse an dem, was wirklich ist, Unsachlichkeit, die nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist, und große Verantwortungslosigkeit machen sich heute breit. Damit verbindet sich eine Gleichgültigkeit, die alles je Dagewesene übertrifft.

Viele sind auf das Diesseits fixiert und vergötzen den Lebensgenuss. Sie meinen, es gebe Lebensqualität ohne Gott und die Ewigkeit. Viele wollen nur leben, nicht aber recht leben. Welchen Nutzen aber haben wir aber davon, so müssen wir fragen, wenn wir nur gelebt, nicht aber recht gelebt haben?

Recht leben wir dann, wenn wir unserem Gewissen folgen. Das Gewissen aber muss sich ausrichten an der Wahrheit, wie sie uns im Gesetz Gottes begegnet, wie sie uns Gott geoffenbart hat. Die Wahrheit aber ist immer unbequem. Und höher als die materiellen Werte sind die geistigen. Das ist so etwas wie eine Faustregel.

Menschsein und erst recht Christsein bedeutet, dem Ruf Gottes zu folgen, auch wenn das unbequem ist, und sich auf den Weg zum Größeren begeben. Wir sind Pilger und Fremdlinge in dieser Welt (1 Petr 2, 11). Das weiß der Apostel Paulus.

Deshalb verzehrt er sich in Sehnsucht nach der himmlischen Heimat. So erklärt er im 2. Korintherbrief (2 Kor 5,1).

Von daher können wir unser Leben definieren als ein "auf dem Weg Sein", wobei wir uns im Vertrauen auf die Verheißung Gottes hin aus der Sicherheit in die Unsicherheit begeben, aus der Geborgenheit in die Ungeborgenheit.

Gott selber führt uns, wenn wir uns zu ihm hin auf den Weg machen. Er führt uns, wie er die Weisen durch seinen Stern geführt hat. Er ist getreu. Er lässt sich nicht an Großmut übertreffen. Das erfährt man, wenn man den Aufbruch um seinerwillen und im Vertrauen auf ihn wagt. Er verlässt uns nicht, wenn wir ihn nicht verlassen. Dabei bleiben uns Enttäuschungen und Anfechtungen nicht erspart. Gottes Sterne können verlöschen, und sie verlöschen zuweilen. Das geschieht dann, wenn wir die Einsamkeit des Weges belastend erfahren, wenn wir sehen, wie andere daheim bleiben und es sich bequem machen und in den Tag hinein leben und verantwortungslos nur ihrem Vorteil leben. Solche Ölbergstunden brauchen wir zu unserer inneren Reifung, zur Vertiefung unserer Ideale. Aber sie vergehen, wenn wir ausharren und wenn wir treu bleiben. Dann beginnt der Stern von Bethlehem aufs Neue zu leuchten, wie das die Weisen aus dem Morgenland erfahren haben.

Gott führt die Seinen ans Ziel, und er erfüllt sie mit überaus großer Freude, wie er die Weisen aus dem Morgenland mit überaus großer Freude erfüllt hat. An ihre Stelle wird dereinst bei den Daheimgebliebenen, bei den Selbstgenügsamen, bei den Faulen, bei den auf das Diesseits und auf den persönlichen Vorteil Fixierten das große Entsetzen treten.

In der überaus großen Freude gipfelt die Geschichte der Weisen aus dem

Morgenland. Darin wird auch die Geschichte unseres Lebens gipfeln und seine Vollendung finden, wenn wir es recht leben.

Viele verkaufen ihr Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht, wie es Esau einst getan hat. Das ist töricht, Torheit ist strafwürdige Dummheit, Dummheit, die schuldhaft ist, für die wir verantwortlich sind.

Die Schrift mahnt uns: "Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber sein Leben verliert" (Mt 16, 26).

\*

Wir nennen das Fest der heiligen drei Könige auch das Fest der Erscheinung des Herrn. Die Erscheinung des Herrn ist auch das Ziel unseres Lebens. Wir erreichen es, wenn wir der Wahrheit die Ehre geben, wenn wir uns auf den Weg machen, wenn wir das Abenteuer des Weges mit der Behaglichkeit des Vordergründigen vertauschen. Dann aber leitet uns der Stern Gottes, und wenn er zeitweilig verschwindet, dieser Stern, so wird er umso heller wieder erstrahlen, wenn wir nicht aufgeben. Wer den Gipfel eines Berges erreichen will, muss Entbehrungen und Mühsal tragen. Das ist ein Gesetz, das nicht zu umgehen ist. Die Alternative der überaus großen Freude ist die ewige Gottesferne. Amen.

PREDIGT ZUM NEUJAHRSTAG 2006, GEHALTEN AM 1. JANUAR 2006

## IN FREIBURG ST. MARTIN

Das Kirchenjahr hat bereits vor fünf Wochen begonnen, heute beginnt das bürgerliche Jahr. Steht der Beginn des Kirchenjahres ganz im Zeichen der Wiederkunft Christi, die das Ende der Geschichte markiert, ist der Blick am Beginn des bürgerlichen Jahres begrenzt, wenn er gerade das vergangene Jahr und das soeben begonnene umfasst und das, was diese zwei Jahre betrifft, wenn er bestimmt ist von einer Rückschau auf das alte Jahr und von einem Ausblick auf das neue.

Der Beginn des bürgerlichen Jahres betrifft uns existentieller als der Beginn des Kirchenjahres. Es ist die neue Jahreszahl, die wir von heute an schreiben, die uns bewegt. Der Beginn des bürgerlichen Jahres lässt uns eindringlicher unsere Vergänglichkeit erfahren, den unaufhaltsamen Strom der Zeit, der uns mit jedem Tag, mit jeder Stunde und mit jeder Minute unserem Ende näher bringt.

Es ist bemerkenswert, dass wir auch in unserer säkularisierten Gesellschaft die Jahre nach dem Ereignis der Geburt Jesu Christi zählen, die ihre Erfüllung findet in der Wiederkunft des in Bethlehem Geborenen. Darin kommt jene Erkenntnis zum Ausdruck, die einstmals gültig war und bestimmend, heute jedoch weithin verloren gegangen ist, dass der zeitlose Gott Herr ist über alle Zeit, dass er sie geschaffen hat, die Zeit, am Anfang, und dass sie in ihm und dass mit ihr alles Geschaffene dereinst seine Vollendung findet.

Gott hat den Menschen als die Krone der Schöpfung geschaffen, er hat ihm die

Vernunft und den freien Willen gegeben. Deshalb findet der Mensch seine Vollendung in Gott nur dann, wenn er in der kurzen Spanne seines Lebens, in diesen sechs oder sieben oder acht Jahrzehnten, bewusst auf dieses Ziel zugeht, wenn er sich bewusst auf Gott hinbewegt, wenn er im Bewusstsein der Verantwortung lebt, die Gott ihm auferlegt hat, wenn er sein Leben nicht nur als Gabe, sondern auch als Aufgabe versteht.

Die Welt vergeht und alles, was in ihr ist. Es bleiben aber Gott und unsere Seele. Durch unsere unsterbliche Seele haben wir Anteil an der Ewigkeit. Wir haben zwar einen Anfang, aber kein Ende. Das sagt uns die Vernunft

Und der Glaube sagt uns, dass wir einmal dem begegnen werden, der in Bethlehem geboren wurde als der Heiland der Welt und dass wir als vollendet Erlöste bei ihm eine ewige Heimat finden sollen. Dabei gilt, was immer seine Gültigkeit hat: Das Ziel bestimmt den Weg, wer das Ziel aus den Augen verliert, der verliert auch den Weg. Der Weg zu dem hier angesprochenen Ziel ist die demütige Nachfolge dessen, der unser Weg ist und zugleich die Wahrheit und das Leben (Joh 14, 6).

Es ist gut und angemessen, dass wir am Beginn des neuen Jahres, des Jahres 2006 nach Christi Geburt, zurückschauen auf das alte Jahr und einen Blick werfen auf das neue.

\*

Wenn wir heute morgen Rückschau halten, so müssen wir uns fragen, wieweit wir im vergangenen Jahr unser Unterwegssein gelebt haben, wir müssen uns fragen, ob wir nicht allzu oft das Vorläufige als endgültig angesehen haben, ob wir täglich das

Ziel im Auge gehabt haben, indem wir gebetet und gewissenhaft den Willen Gottes erfüllt haben, oder ob wir zu einem guten Teil gedankenlos in den Tag hinein gelebt haben.

Wir müssen uns fragen, ob und wie wir der Welt gleichförmig geworden sind, ob und wie weit wir uns haben einschläfern lassen und uns dem Diesseitskult der Welt angeschlossen haben. Wir müssen uns fragen, ob wir faule Kompromisse gemacht haben. Wir müssen uns fragen, ob wir nüchtern und wachsam gewesen sind, nüchtern im Hinblick auf die Erfüllung der Gebote Gottes, wachsam im Hinblick auf das Gnadenwirken Gottes.

Wir müssen uns endlich fragen, ob wir auch in schweren Stunden mit Gott verbunden waren und seinen heiligen Willen auch dann angenommen haben, wenn er uns unverständlich erschien.

Wenn wir so unser Gewissen erforschen, werden wir zugeben müssen, dass wir nicht zufrieden sein können mit uns, dass unsere Seele randvoll angefüllt war mit Sorgen und Wünschen, die unser vergängliches Leben betrafen, und dass wir darüber oft das unvergängliche Leben vergessen haben.

Unser Rückblick muss daher zunächst von dem demütigen Bekenntnis unserer Sündhaftigkeit bestimmt sein und von der Bitte um Vergebung. Dann aber muss er sich aufschwingen zur Dankbarkeit gegenüber Gott, dem Geber aller guten Gaben.

Danken müssen wir, dass wir diese Stunde erleben dürfen, dass Gott uns am Leben erhalten hat in dem Jahr, das nun hinter uns liegt, dass er uns so viele materielle und geistige Güter geschenkt hat in diesem Jahr.

Danken müssen wir für das tägliche Brot, für Nahrung und Kleidung und Arbeit.

Danken müssen wir für den vielfältigen Segen Gottes, der uns in dem vergangenen Jahr zuteil geworden ist. Wir müssen dafür danken, dass wir beten durften und Gott im Gebet begegnen konnten, dafür, dass uns das Wort Gottes verkündet wurde, dass wir so viele Gottesdienste mitfeiern und so oft die Sakramente empfangen durften und dass uns so viele Gnaden zuteil geworden sind.

Danken müssen wir aber auch für die Widrigkeiten, die uns begegnet sind, danken müssen wir für sie in dem Wissen, dass alles geschickt ist von Gott und dass alles ein Zeugnis seiner Vatergüte ist.

Das neue Jahr, das heute beginnt, liegt vor uns wie eine Landschaft in dichtem Nebel. Und wir fragen: Was wird es uns bringen? Werden wir es überleben? Auf jeden Fall bringt es uns dem Ende näher, denn unser Leben ist vergänglich und nicht eine Minute kehrt wieder zurück.

Bedeutsamer aber ist, dass das, was unsere Versäumnisse waren im zurückliegenden Jahr, unsere Vorsätze sein müssen für das vor uns liegende: Das Gebet und die Gebote Gottes und der Einsatz für das, was recht ist, für das, was der Wille Gottes ist und deshalb den Menschen dient, wenn nicht vordergründig, so doch hintergründig.

Dass wir an dem Namen Jesu festhalten, an dem Kind von Bethlehem, das geboren wurde, um das Volk Gottes von seinen Sünden zu erlösen, darauf kommt es in erster Linie an im neuen Jahr.

Es ist nicht immer leicht, an diesem Namen und an dem uns durch ihn gebrachten Heil festzuhalten, etwa in der Mühsal des Alltags und in den Stunden des Leidens oder wenn wir um dieses Namens willen als rückständig verspottet und belächelt werden, nicht leicht ist es, an diesem Namen und an dem uns durch ihn gebrachten Heil festzuhalten in den Versuchungen zur Sünde oder in Anfechtungen, die uns zum Abfall vom Glauben führen wollen. Allein, wenn wir uns selber treu bleiben in diesem Punkt, dann ist der Name Jesu unsere Kraft. Das sagt uns der Glaube, das sagen und aber auch die Heiligen in einem vielstimmigen Chor in allen Jahrhunderten.

Das Festhalten am Namen Jesu und an seinem Erlösungswerk ist in jedem Fall mit großen Verheißungen verbunden. In der Geheimen Offenbarung, dem letzten Buch der Heiligen Schrift, heißt es: „Dem Sieger (das ist der, der am Namen Jesu festhält), werde ich von dem verborgenen Manna geben“, das heißt: Er wird ewig leben in der Gemeinschaft mit Gott. Weiter heißt es dann: Ich werde ihm „einen weißen Stein geben, und auf dem Stein wird ein neuer Name stehen“ (Apk 2, 17), das heißt: Er wird einen Namen von Gott erhalten, der ihn als Gottes Eigentum kennzeichnen und ihn als den vollendet Erlösten ausweisen wird.

In der Weihnachtsliturgie wird uns immer wieder das christliche Lebensprogramm des Titusbriefes vor Augen geführt. Da heißt es: „Nüchtern, gerecht und fromm lasst uns leben in dieser Welt in der seligen Hoffnung auf die Ankunft unseres großen Gottes und Heilandes Jesus Christus“ (Tit 2, 12 f).

Wenn das unsere Lebensmaxime wird, wenn wir uns bemühen, so zu leben, dann dürfen wir sicher sein, dass Gott uns nicht verlässt. Seine liebende Hand führt uns dann durch unseren Schutzengel, durch Maria, die Mutter Jesu, durch unseren

Namenspatron und durch die anderen Heiligen, mit denen wir uns verbünden, die uns auf dem Pilgerweg unseres irdischen Lebens begleiten.

Gott führt uns, wenn wir uns führen lassen. Sein Wort ist uns Licht auf dem Weg, und seine Sakramente stärken uns, die Sakramente der Buße und der Eucharistie. Und Herberge und Rast finden wir immer wieder in der Kirche, im Hause Gottes, wenn wir es in Ehren halten.

Wir dürfen die vor uns liegende Wegstrecke, die zwölf Monate des neuen Jahres, mit großem Vertrauen betrachten, wenn wir sie mit guten Taten ausfüllen, wenn wir uns um einen tieferen Glauben bemühen in ihnen, wenn wir in ihnen viel mit Gott sprechen im Gebet und mit den Heiligen. Es wäre eine Katastrophe, wenn sie uns von Gott wegführen und in Schuld verstricken würden.

\*

Stellen wir unser Leben in dem Jahr, das heute beginnt, unter den Schutz der Gottesmutter! Die Liturgie der Kirche begeht am heutigen Tag das Fest der Mutterschaft Mariens. Maria zeigt uns den sicheren Weg. Sie geht uns voraus und begleitet uns mit ihrer Fürbitte, mit ihren Gebeten. Sie ist, vorbildlich für alle, den Weg mit Christus gegangen, sie hat ihn begleitet von seinem Eintritt in die Welt bis hin zu seinem Tod am Kreuz. Es darf kein Tag des neuen Jahres vergehen, an dem wir sie nicht grüßen. Es gibt so viele schöne Mariengebete. Eine Reihe von ihnen sollten wir auswendig beten können. Am besten ist es, wenn wir es uns zur Gewohnheit machen, unser Abendgebet mit einem Gruß an Maria zu beenden, wie es täglich im Stundengebet der Kirche geschieht. Amen.

PREDIGT ZUM FESTTAG DES HEILIGEN STEPHANUS, GEHALTEN AM 26.  
DEZEMBER 2005 IN

FREIBURG, ST. MARTIN

„DAS LICHT LEUCHTETE IN DER FINSTERNIS, ABER DIE FINSTERNIS HAT ES  
NICHT

BEGRIFFEN“

Der zweite Weihnachtstag, das Fest des heiligen Stephanus, verbindet das Weihnachtsgeheimnis mit dem Kreuz. Er ist so etwas wie ein Kommentar zu dem eigentlich schwer verständlichen Wort des Johannes-Evangeliums: „Das Licht leuchtete in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen“ (Joh 1, 5). Der Erlöser der Welt wird von vielen Menschen nicht angenommen, weil sie die Liebe Gottes nicht begreifen wollen oder können. Er wie auch seine Boten werden immer wieder verfolgt und gar dem Tod überantwortet. Das Kind in der Krippe wird am Kreuz enden und einen grausamen Tod sterben, draußen vor der Stadt Jerusalem, nicht weit von Bethlehem entfernt. Ungefähr drei Jahrzehnte später wird das sein. Und dann werden in den Jahrhunderten seine Jünger verfolgt und mit ihm sterben, immer wieder aufs Neue. Immer wieder werden sie mit ihm sterben als Zeugen der Wahrheit und der Liebe Gottes. Der Erste von ihnen ist Stephanus, einer der Sieben, die die Apostel in Jerusalem als ihre Helfer eingesetzt hatten. Er besiegelt seine Treue zu seiner Berufung und seinen Einsatz für die Wahrheit und

für die Liebe Gottes mit dem Tod unweit von jener Stelle, an der wenige Jahre zuvor das Kreuz Christi gestanden hatte. Lapidar heißt es in der Apostelgeschichte: Sie trieben sie ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn (Apg 7, 38).

Viele nahmen und nehmen ihn nicht auf, den Erlöser der Welt. Über dem Weihnachtsgeschehen liegt ein dunkler Schatten.

Es ist gut, dass wir bei diesem Gedanken verweilen, damit wir uns nicht in falscher Gefühlseligkeit und in unwahrhaftiger Sentimentalität ergehen und die „stille Nacht“ von Bethlehem und das Kind in der Krippe mit den nüchternen Augen des Glaubens betrachten und die ganze Wirklichkeit der Menschwerdung Gottes im Blick behalten.

\*

Die Ablehnung des Erlösers durch die Welt, die Auflehnung gegen ihn und die Verachtung seiner Person und seiner Botschaft setzen sich fort in unseren Tagen. Zehn Prozent aller Christen, das sind 200 Millionen, werden heute allein institutionell oder offiziell verfolgt in den verschiedenen Ländern der Erde. So berichtet in diesen Tagen Radio Vatikan. Nicht Wenige verfolgen das Kind und seine Boten auch in unserer Zeit, im Allgemeinen jedoch mehr indirekt als direkt. In nicht wenigen Fällen tun sie das, obwohl sie noch die alten Weihnachtslieder mitsingen. Die Konsequenteren von ihnen halten sich freilich inzwischen an den Weihnachtsmann, oder sie singen gar nicht mehr. Immerhin sind es nicht Wenige, die rufen, die auch heute rufen, wie einst die Massen bei der Kreuzigung Jesu gerufen haben: „Wir wollen nicht, dass dieser über uns herrsche“ (Lk 19, 14. 27).

Sie wollen ihre eigenen Wege gehen. Sie wollen tun, was ihnen gefällt. Sie wollen sich durch das Kind von Bethlehem und seine Boten keine Vorschriften machen lassen, auf keinen Fall. Sie verschreiben sich einem selbstmörderischen Hedonismus, sie vergötzen den Wohlstand, töten ihre Kinder schon vor der Geburt und leben egoistisch ihren vordergründigen Wünschen, und ihre Lebensmaxime lautet: Nach uns die Sintflut! Indem sie so denken und leben, verachten sie nicht nur den Erlöser und seine Boten, sondern auch die Wahrheit und die Liebe Gottes, ja, leugnen sie im Grunde die Existenz dieses Gottes.

Es ist ein Faktum, dass es zu keiner Zeit eine so große Anzahl von Blutzeugen gegeben hat, die für Christus gestorben sind, wie in jenem Jahrhundert, das soeben zu Ende gegangen ist.

Die Verfolgung der Boten des Kindes von Bethlehem ist in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums und in der Gegenwart so vielfältig in ihren Formen, wie die böse Phantasie der Menschen erfinderisch ist: Blutig und unblutig erfolgte und erfolgt sie, staatlich organisiert oder in privater Initiative, heimlich oder offen, direkt oder indirekt. Dabei wurden und werden die Boten immer neuen leiblichen und seelischen Torturen ausgesetzt oder einfach mundtot gemacht oder totgeschwiegen. Zuweilen erfolgte und erfolgt die Verfolgung gar innerhalb der Kirche und innerhalb der Christenheit, was freilich der Gipfel des Widersinns ist.

Zahllos sind die Tränen, die auch in unserer Zeit geweint werden und im Leid ersticken um des Zeugnisses willen für Christus und für die Wahrheit und für die Liebe Gottes. Ungemessen ist die Grausamkeit der unerlösten Menschen, die den

nicht aufnehmen wollen, der in sein Eigentum gekommen ist, die sich sperren gegen die Erlösung, ja, die sich sperren gegen jede Vernunft.

Und wenn wir dann fragen: Wo ist Gott da? Warum verhindert Gott das nicht?, so muss die Antwort lauten: Gott verbirgt seine Macht in dieser Welt, oftmals jedenfalls. In dieser Welt erscheint angesichts der Übermacht der Feinde Gottes die Macht Gottes nicht selten in der Gestalt der Ohnmacht. So war es bereits in der Heiligen Nacht, da Gott die Gestalt der Unscheinbarkeit, der Armut und der Erniedrigung gewählt hatte, und so war es bereits bei dem Kindermord von Bethlehem.

Jeder, der dem Kind von Bethlehem wirklich folgt, wird über kurz oder lang irgendwie auch verfolgt werden, verfolgt werden um dieses Kindes willen. Wird uns dieses Schicksal nicht zuteil, müssen wir uns fragen, ob wir wirklich auf der Seite dieses Kindes stehen. Wer dem Kind von Bethlehem folgt, wird deshalb verfolgt, weil der Jünger nicht über dem Meister ist, wie das Kind einige Jahrzehnte später feststellen wird (vgl. Mt 10, 24; Lk 6, 40). Wenn wir um dieses Kindes und um seiner Botschaft willen verfolgt werden, ist das gleichsam die Bewährungsprobe unserer Weihnachtsfreude, die Bewährungsprobe vor allem aber unseres Weihnachtsglaubens. Wenn wir verfolgt werden um der Wahrheit und Liebe Gottes willen, dann gilt es, dass wir wie Stephanus konsequent widerstehen, in innerer Freiheit, ohne Hass und ohne auf Rache zu sinnen, ohne Verzweiflung und ohne dass wir uns allzu sehr der Traurigkeit hingeben, dann gilt es vor allem, dass wir uns nicht opportunistisch beugen oder einfach den Weg des geringsten Widerstandes gehen, dass wir vielmehr geradeaus gehen und das tun im Vertrauen auf den Geist Gottes, im Vertrauen auf den Heiligen Geist.

Angesichts des Drucks, dem Manche ausgesetzt sind in der Verfolgung, ist es zwar menschlich verständlich, wenn sie kapitulieren oder gar zu Verrätern werden. Das darf jedoch nicht geschehen, und das muss auch nicht geschehen. Denn Gott selber ist wirksam in seinen Zeugen. Er verlässt die Seinen nicht. Es ist gut, wenn wir großes Vertrauen haben zu dem dreifaltigen Gott, dem Gebet den ersten Platz zuerkennen in unserem Leben und in der Situation der Verfolgung an das kommende Gericht denken und bedenken, dass die Zeit kurz und die Ewigkeit lang ist.

\*

Das Geheimnis der Heiligen Nacht, so sehr es uns emotional anspricht, es ist nicht ein Idyll, es ist ein ernstes Geheimnis. Das Kind von Bethlehem wird dereinst von den Mächtigen dieser Welt umgebracht. Und sein Tod wird eine Welle von Verfolgungen in Gang setzen. Das gilt für die ganze folgende Geschichte. Immerfort wird das Kind von Bethlehem die Geister scheiden, und immerfort wird es in die Entscheidung rufen. Es bringt nur denen den Frieden, die guten Willens sind. Und sein Friede ist von anderer Art als der Friede dieser Welt. Der Kampf gegen das Kind und seine Boten, er setzt sich fort bis zum Jüngsten Tag. Dabei wird es sich jedoch zeigen, dass Gott stärker ist als die Menschen. Denn nicht immer und vor allem nicht für immer verbirgt er seine Macht in der Ohnmacht. Amen.

IN FREIBURG, ST. MARTIN

„FÜRCHTET EUCH NICHT, ICH VERKÜNDIGE EUCH EINE GROSSE FREUDE ...  
IHR WERDET EIN KIND FINDEN“

Im Mysterium der Heiligen Nacht, das wir heute, genau genommen, gemäß alter Überlieferung von heute an bis zum 6. Januar feiern - wir sprechen von den zwölf heiligen Nächten -, begegnet uns eine geheimnisvolle Antinomie, eine Gegensätzlichkeit, die aufschlussreich ist. Auf der einen Seite ist die Rede von dem Kaiser Augustus, dem Beherrscher des römischen Weltreiches, der damals von vielen als Heiland verehrt wird, auf der anderen Seite das arme neugeborene Kind, das im Stall geboren wird und nicht einmal in ein Bett gelegt werden kann, das allem Anschein zum Trotz der Heiland der Welt genannt wird. Auf der einen Seite das mächtige Rom, auf der anderen Seite das unbedeutende Bethlehem. Aber was so oft gilt im Leben, das gilt auch hier: Der Schein trügt. Oft ist das Große klein in den Augen der Menschen und das Kleine groß. Allzu oft verbirgt sich die eigentliche Wirklichkeit hinter den Dingen. Allzu oft erkennen wir sie erst, wenn wir tiefer nachdenken oder wenn wir uns belehren lassen, also wenn wir hören. Die tiefsten Wahrheiten erforschen wir nicht, wir hören sie, glaubend vernehmen wir sie, oder sie bleiben uns eine "terra incognita". Oftmals ist es so, dass die Mächtigen im Grunde schwach sind und die Angesehenen unbedeutend, und oftmals sind die Schwachen stark und die Verachteten stärker als die Angesehenen, sind sie ihnen im Grunde überlegen. So ist es auch hier, im Geschehen der Heiligen Nacht, im Geschehen der zwölf Heiligen Nächte: Der Allmächtige erscheint als der Ohnmächtige. Aber nur dem Äußeren nach.

Was draußen vor den Toren von Bethlehem einst geschehen ist, jenes Ereignis, das wir heute und in diesen Tagen im Gedächtnis begehen, das bestimmt künftighin die Geschichte. Heute ist der Kaiser Augustus bestenfalls noch ein Thema im Geschichtsunterricht, das römische Weltreich und seine Pracht, davon kann man heute nur noch in den Geschichtsbüchern lesen. Aber das Kind von Bethlehem hat Geschichte gemacht und tut es weiterhin. Es lässt die Welt nicht zur Ruhe kommen. Weder seine Freunde lässt es zur Ruhe kommen noch seine Feinde, und die sind heute wahrlich nicht wenige, mehr in der Praxis allerdings als in der Theorie. Das Kind von Bethlehem fordert die Menschen heraus, seit seiner Geburt, aber auf seine Weise. Es stellt sich vor ihre Ewigkeit, denn an ihm vorbei gibt es kein Heil für den Menschen. Das arme und hilflose Kind, das hier geboren wird, ist der Herrscher nicht nur der Erde, sondern auch des Himmels. Vor ihm muss jedes Knie sich beugen, seine Herrschaft muss ein Jeder anerkennen, und diese Anerkennung wird einem Jeden zum Schicksal.

Wir zählen heute die Jahre nach dem Ereignis der Menschwerdung Gottes, nach der Geburt Christi. Und das mit Recht. Denn die Geburt Christi ist die eigentliche Wende in der Geschichte der Menschheit. Milliarden von Menschen waren davon überzeugt in den vergangenen zwei Jahrtausenden, und sie haben darin Trost gefunden im Leiden und Kraft in den Widerwärtigkeiten der Zeit und Hoffnung in den Enttäuschungen ihres Lebens. Mit dem Blick auf den Mensch gewordenen Sohn Gottes konnten sie zuversichtlich über die Schwelle des Todes hinübergehen. Sie ist das größte Ereignis der Weltgeschichte, die Ankunft Gottes im Fleisch, das Kommen Gottes in menschlicher Gestalt.

\*

Der Bericht über dieses Ereignis ist einfach und im Grunde karg. So wird nicht im Mythos von Götterkindern berichtet, die geboren werden. Hier ist die Darstellung ganz anders, hier ist sie nüchtern und sachlich, wie es der Größe des Geschehens entspricht. Ohne große Pose erwähnt der Bericht die Nacht, das Kind, die Krippe und die Hirten. Ein schlichtes Geschehen! Äußerlich ist es alltäglich, gehört es zu unserem Leben, ist es alles andere als außergewöhnlich, denn in allen Nächten werden Kinder geboren, in armseligen Hütten und auch in Königspalästen. Außergewöhnlich ist jedoch das, was sich dahinter verbirgt, hinter dem äußeren Geschehen, das Geheimnis, die tiefere Wirklichkeit. Dieses Geheimnis aber bedarf der Deutung. Und das geschieht durch die Engel.

So haben wir im Evangelium von der „geweihten Nacht“ zwei Ebenen: das schlichte Geschehen und seine Deutung, die die Geschichte gewissermaßen übersteigt. Das Evangelium erinnert uns so an ein bedeutsames Gesetz unseres Lebens und unserer Welt, und es macht uns darauf aufmerksam, dass wir das Wichtigste in unserem Leben nicht wahrnehmen können mit unseren natürlichen Sinnen und dass nicht unser Verstand das Entscheidende in dieser Welt ergründen kann, dass es vielmehr so ist, immer, dass das Wichtigste und das Entscheidende uns gesagt werden muss.

In diesem Evangelium von der „geweihten Nacht“ greifen das menschliche Geschehen und seine göttliche Deutung ineinander, werden das irdische Geschehen und seine jenseitige Unergründlichkeit zu einem einzigen Vorgang. In ihm begegnen die Hirten dem Göttlichen, dem Jenseitigen. Das aber schafft Furcht, Erzittern und Schrecken in ihnen. Deshalb sagt der Engel: Fürchtet euch nicht! Immer, wenn der Mensch dem Göttlichen, dem ganz Anderen, begegnet, erschrickt er, immer wieder vernehmen wir darum in der Heiligen Schrift den Imperativ: Fürchtet euch nicht!

So auch hier. Und dann erklärt der Engel das Unbegreifliche: Gott ist ein Mensch geworden.

Für die Hirten wurde diese Nacht zum Tag. Gott war in diese Welt und in ihr Leben eingetreten. Während überall in der Welt die Menschen in ihrer Ahnungslosigkeit diese Nacht verschliefen, für die Hirten war es zu Ende mit dem Schlafen. Es war die Ewigkeit, die für sie begonnen hatte.

Was weiter aus ihrem Leben wurde, wir wissen es nicht, wir können nur Vermutungen darüber anstellen. Vielleicht stehen einige von ihnen dreißig Jahre später unter dem Kreuz dieses Kindes oder sterben einige von ihnen wieder einige Jahre später den Märtyrertod für dieses Kind, in Rom oder anderswo. Wir wissen es nicht. Aber wir wissen, dass ihr Leben eine Wende fand in dieser Nacht, und wir hoffen, dass sie bleibend gewesen ist.

\*

Was die Welt als groß ansieht, das erweist sich oft als klein und unbedeutend. In der Stille der Nacht, in einem Stall in Bethlehem, an einem damals noch unbekanntem Ort, vollzieht sich die Wende der Zeiten. Gott offenbart sich hier in der Schwachheit und in der Unscheinbarkeit. Immer aber bedarf die Offenbarung Gottes des deutenden Wortes. Deswegen müssen wir hören, hören und glauben, deswegen müssen wir nach Bethlehem gehen, müssen wir der sich offenbarenden Herrlichkeit Gottes entgegengehen und ihr uns zuwenden. Wir müssen alle Trägheit überwinden und uns auf den Weg machen, nach Bethlehem. Bethlehem, das ist für uns heute die Kirche, der fortlebende Christus. In ihr offenbart sich uns, in ihr und durch sie errettet uns der große und unbegreifliche Gott heute. In ganz

spezifischer Weise ereignet sich Bethlehem in diesem Augenblick, in dieser Stunde, da wir den Vorübergang des Herrn feiern im Sakrament, seinen Tod und seine Auferstehung, da er auf geheimnisvolle Weise gegenwärtig wird in unserer Mitte. Amen.

PREDIGT ZUM 4. ADVENTSSONNTAG, GEHALTEN AM 18. DEZEMBER 2005  
IN FREIBURG, ST. MARTIN

„FÜRCHTE DICH NICHT, MARIA, DENN DU HAST GNADE GEFUNDEN BEI GOTT“

Von Maria ist heute, am 4. Adventssonntag, die Rede im Evangelium. Zusammen mit Johannes dem Täufer steht sie in engem Zusammenhang mit dem Advent. Immer wieder treten diese zwei Heiligen in diesen Wochen der Vorbereitung auf das Fest der Menschwerdung Gottes vor uns hin und künden uns von der Hoffnung und von der Herzensbereitung im Hinblick auf das Kommen Gottes in unsere Welt. Sie müssen uns auch in unserem Leben begleiten, denn die erste Ankunft Gottes weist uns hin auf seine zweite und endgültige. Der Advent, der der Feier der Geburt Christi vorausgeht, ist ein Gleichnis für unser Leben. Die zentralen Gestalten dieses Advents müssen auch den Advent unseres Lebens bestimmen. Über sie wird jedoch zu wenig gesprochen, sie stehen nicht genügend im Mittelpunkt der Verkündigung der Kirche, und im Allgemeinen prägen sie unser Christenleben nicht in angemessener

Weise. Das gilt von Johannes dem Täufer, das gilt aber auch von Maria, der Mutter des Erlösers. Selten wird über Johannes den Täufer gepredigt, und auch eigene Marienpredigten sind eigentlich selten, wenn wir einmal von den Wallfahrtsorten absehen. Überhaupt werden die Heiligen in der dürftigen und oft fragmentarischen Verkündigung der Kirche in der Gegenwart weithin arg vernachlässigt.

Wir wollen uns heute morgen einige Gedanken machen über die adventliche Gestalt der Mutter Jesu und dabei immer wieder den Blick auf die große Gestalt des Täufers richten.

\*

Die Jungfrau Maria, die Mutter des Erlösers, zeichnet sich aus durch ihre Demut, ihren Gehorsam und ihre Dienstbereitschaft.

Ihre Demut bringt sie zum Ausdruck in den Bekenntnis „siehe, ich bin die Magd des Herrn“. Sie tritt hinter ihren Sohn zurück. Trotz ihrer hohen Berufung will sie nichts anderes sein als ein fügsames Instrument in der Hand Gottes. Dennoch oder gerade deswegen nennen wir sie heute gern unsere Herrin. Manche wollen diese Bedeutung bereits in dem Namen Maria finden, aber diese Frage ist kontrovers, die Gelehrten streiten darüber. Jedenfalls hat Gott sie zur Herrin gemacht durch die besondere heilsgeschichtliche Stellung, die er ihr gegeben hat. Gerade weil sie eine demütige Magd sein wollte, deswegen hat Gott sie zur Herrin gemacht. So ist es immer: Gott erhöht die Niedrigen, und er demütigt die Stolzen. Dürfen wir uns also freuen und dankbar sein, wenn wir gedemütigt werden?

Die demütige Magd aber ist gehorsam. In ihrem Gehorsam entfaltet sie ihre Demut

gewissermaßen. Sie ist gehorsam, weil sie auf Gott hört, weil sie mehr schweigt als sie redet, weil sie ein gottbezogenes Leben führt. Der Inhalt ihres Sinnens und Trachtens ist in erster Linie Gott. Und seinen Willen möchte sie erfüllen, in allem. Wir verehren sie als die ganz Reine und Sündenlose. Darin begegnet uns ihr Gehorsam, in ihrer Reinheit und Sündenlosigkeit. Sie hat ihr Leben Gott geschenkt, um in allem den Willen Gottes zu erfüllen.

Sie diene Gott mit letzter Konsequenz. Aber nicht nur Gott diene sie, um Gottes Willen wollte sie auch den Menschen dienen. Aus ihrem Gehorsam gegenüber Gott folgte für sie der Dienst am Nächsten. Das deutet sich etwa an, wenn sie sich sogleich nach der Verkündigung auf den Weg zu ihrer Verwandten macht, um ihr beizustehen. Wichtiger als ihre eigenen Angelegenheiten ist für sie die Not des Nächsten. Sie weiß, sie kann nicht Gottes Willen erfüllen, wenn sie nicht selbstlos dem Nächsten dient. Wer Gott liebt, muss dem Nächsten dienen, er wird nicht sich selber dienen.

Maria zeigt uns den rechten Weg durch den Advent unseres Lebens, den Weg der Demut, die sich im Gehorsam gegenüber Gott entfaltet, der seinerseits zum selbstlosen Dienst am Nächsten führt, zu den Nöten der Menschen, den leiblichen und den geistigen, und zum tatkräftigen Einsatz für sie.

In diesen drei Grundhaltungen, in der Demut, im Gehorsam und in der Dienstbereitschaft ist Maria mit Johannes dem Täufer verbunden. Auch er ist demütig und gehorsam, und er dient den Menschen in letzter Konsequenz. In der Sache gleichen sie sich, verschieden sind sie jedoch in der Weise, wie sie diese Grundhaltungen verwirklichen.

Beide sind uns nicht nur ein Vorbild in diesen Grundhaltungen, sie sind auch auf das Innigste mit dem Geschehen um Jesus von Nazareth verbunden, Johannes ist der Vorläufer Jesu, Maria begleitet ihn von der Geburt bis zu seinem Tod am Kreuz. Die Beziehung zu ihm ist bei Maria jedoch enger noch als bei Johannes, sie begleitet den Erlöser stellvertretend für die ganze Menschheit. Daher sind ihre Fürbitte und ihre Gnadenhilfe für uns beinahe grenzenlos.

Schauen wir auf sie, so zeigt sie uns nicht nur den Weg durch den Advent der Welt, so führt sie uns auch, wie eine Mutter ihr Kind führt. Sie ergreift unsere Hand, wie eine Mutter die Hand ihres Kindes ergreift, und schenkt uns Geborgenheit in allen Wechselfällen des Lebens.

Wenn heute viele verzweifeln und in ihrer Hoffnungslosigkeit zu den Drogen ihre Zuflucht nehmen, zu harten und weichen Drogen und zu den vielen Ersatzdrogen. Hier finden sie ein Ziel und einen Weg, hier finden sie das Ziel und den Weg.

\*

Die heilige Jungfrau, die Mutter des Erlösers, die demütige Magd, die auf Gott gehört und ihr Leben an die Menschen verschwendet hat und das weiterhin tut in der Ewigkeit, sie hat auf ihre Weise das Gleiche getan, das Johannes der Täufer getan hat. Beide sind sie uns Vorbilder und Fürsprecher bei Gott, wenn wir sie nachahmen in unserem Leben. Und sie zeigen uns den Weg der Hoffnung gegen die Hoffnungslosigkeit der Verzweifelten. Maria steht in engerer Verbundenheit mit Christus als Johannes der Täufer, aber auch Johannes der Täufer ist nicht wegzudenken aus der Heilsgeschichte. Verehren wir sie, die Mutter des Erlösers und seinen Vorläufer, wird unsere Frömmigkeit lebendiger und erhält unsere

Hoffnung ein tieferes Fundament. Amen.

PREDIGT ZUM 3. ADVENTSSONNTAG, GEHALTEN AM 11. DEZEMBER 2005  
IN FREIBURG ST. MARTIN

„MITTEN UNTER EUCH IST DER, DEN IHR NICHT KENNT,  
DER NACH MIR KOMMEN WIRD“

„Mitten unter euch ist der, den ihr nicht kennt, der nach mir kommen wird“. So antwortet Johannes, der Täufer, als er gefragt wird, wer er ist und was seine Botschaft beinhaltet. Der Täufer verkündet nicht sich selber, und er legt auch nicht einfach das alttestamentliche Gesetz aus, wie es die Propheten vor ihm getan haben, er verkündet vielmehr Jesus von Nazareth, von dem er sagt, dass er die Erwartung der Völker, dass er der Messias ist. Der Täufer verkündet den Größten der Propheten, der schon da ist und doch erst kommen wird, der zu seiner Zeit schon im Verborgenen wirksam war, dabei aber immer deutlicher hervortrat in seiner göttlichen Sendung und immer deutlicher die Zeichen seiner Göttlichkeit offenbarte.

Dieser Jesus von Nazareth ist auch heute gegenwärtig in unserer Welt, verborgen, und er wirkt auch heute noch in unserer Welt, im Verborgenen. Daran hat sich nichts geändert. Geändert hat sich jedoch die Weise seines Daseins und die Weise seines Wirkens, der Modus. Heute ist er gegenwärtig und wirkt er im Geheimnis der Kirche und in den Sakramenten, in ganz besonderer Weise im Sakrament der Eucharistie, das die Mitte der Kirche ist - weithin eine verlorene Wirklichkeit.

Heute ist er gegenwärtig aber auch in den Menschen, in uns und durch uns, wenn wir seine Worte und seine Taten zu den Unseren machen, wenn wir es verstanden haben, dass wir alle dazu ausgesandt sind, ihn und seine Botschaft in der Welt bezeugen. Tatsächlich sind wir alle berufen, auf ihn hinzuweisen, wie Johannes der Täufer auf ihn hingewiesen hat, tatsächlich sind wir alle berufen, den in der Welt bekannt zu machen, den die Mächtigen totschrweigen, in seiner Person und in seinem Wirken, und an dem die Öffentlichkeit vorübergeht, heute mehr denn je in den 2000 Jahren der Geschichte des Christentums.

In der Welt war er damals verborgen, und ist er es auch heute noch, heute wohl mehr noch als damals, aber einmal wird er hervortreten aus seiner Verborgenheit - so oder so -, nämlich am Ende der Tage, wenn er in Herrlichkeit wiederkommen und Gericht halten wird über die Welt.

\*

Wenn es heute unsere Berufung ist, den verborgenen und gegenwärtigen Christus zu verkünden durch unsere Worte und durch unsere Taten, so müssen wir dabei auf Johannes den Täufer schauen und sein Beispiel nachahmen. Er ist der Vorläufer des menschengewordenen Gottes, wir sind seine Nachfolger, sollen es sein gemäß unserer Berufung. Durch sein Leben und Wirken hat der Täufer den bezeugt, der verborgen da war und es noch heute ist, den unbegreiflichen ewigen Gott und den Sohn des himmlischen Vaters, der in der Zeit einst ein Mensch geworden ist. Im Hinblick auf unsere Berufung, den verborgenen und gegenwärtigen Christus durch unsere Worte und durch unsere Taten zu verkünden, dürfen wir auch auf Maria, die Mutter Jesu, schauen. Auch sie hat den unbegreiflichen ewigen Gott und den menschengewordenen Gottessohn bezeugt durch ihr Leben, sie allerdings in einer

anderen Weise als Johannes der Täufer. Während dieser es als Prophet getan hat, hat es Maria als die Mutter des Kommenden getan. Während er es mehr aktiv getan hat, hat sie es mehr passiv getan.

Johannes bereitete dem Erlöser den Weg und machte ihn, den Verborgenen, auch damit bereits irgendwie gegenwärtig, dass er sich selbst kasteite, dass er streng war gegen sich selbst und dass er unbestechlich war in seinen Worten und so seine Zuhörer beeindruckte. Auch in dieser Hinsicht sollen wir es wie er machen.

Heute wird nicht nur Christus vergeblich gesucht in unserer Mitte, sondern auch Gott, der Vater. Die adventliche Botschaft ist heute weithin leer geworden, wenn sie überhaupt noch verkündet wird. Ja, nur noch selten wird die Botschaft des Täufers von der Wegbereitung für den Erlöser und von seiner Gegenwart im Ernst verkündet, und noch seltener wird sie gelebt.

In unserer Welt herrschen andere Mächte, jene widergöttlichen Mächte, von denen man sagt, dass es sie gar nicht gibt. Durch sie und mit ihnen herrschen Gleichgültigkeit und Bosheit, Verführung und Lüge, Gemeinheit und Untreue, Hass und Grausamkeit. Unser öffentliches Leben ist in erschreckender Weise von den widergöttlichen Mächten beherrscht, die auf dem besten Wege sind, nicht nur das Christentum zu zerstören, sondern jede Religion, jeden übernatürlichen Bezug des Menschen im Keim zu ersticken.

Diese Mächte sind auf dem besten Weg, den Menschen mehr und mehr auf sein animalisches Wesen zu reduzieren, auf das, was er mit dem Tier gemeinsam hat.

Das geschieht mit einem Eifer, mit einem Fanatismus - so muss man schon sagen -,

dass es einem fast den Atem verschlägt, wenn man die Gnade hat, das zu erkennen, und dazu mit einer solchen Raffiniertheit, dass es nur wenige merken.

Und der Erfolg liegt auf der Hand: Die Verweltlichung und der Unglaube wachsen, nicht nur vor den Toren der Kirche. Sie holen nicht nur immer neu Menschen aus der Kirche heraus, sondern sie nisten sich auch in der Kirche selber ein, die müde geworden ist und in ihrer Glaubenskraft immer mehr geschwächt wird.

Den verborgenen Christus sichtbar zu machen und mit ihm den verborgenen Gott, das ist eine Forderung der Stunde, die uns alle angeht, in diesem Advent, aber auch darüber hinaus.

In diesem Punkt ist Johannes der Täufer beispielhaft für uns. Was er verkündet und getan hat, das müssen auch wir verkünden und tun.

Wenn wir Christus nachahmen und für seine Botschaft eintreten und sie verkünden, wie es der Täufer getan hat, dann machen wir ihn sichtbar in unserer Welt. Wenn wir uns ihm voll und ganz unterstellen, dann tritt er aus seiner Verborgenheit hervor - durch uns.

Johannes der Täufer ist streng gegen sich selbst, und er sagt den Menschen die ungeschminkte Wahrheit. Darauf kommt es an. Streng müssen wir sein gegen uns selbst, und wir dürfen uns nicht fürchten, die Wahrheit zu sagen. Da aber liegt es bei uns im Argen, bei uns allen. Wir sind oft allzu nachgiebig gegen uns selbst und allzu ängstlich im Hinblick auf unseren Einsatz für die Wahrheit, im Hinblick auf die Entlarvung der abgründigen Verlogenheit der Menschen unserer Zeit. Der „Fürst dieser Welt“ wird von Jesus als der „Vater der Lüge“

charakterisiert (vgl. Joh 8, 44), und wo er herrscht, da herrscht die Lüge. Gott erwartet von uns allen die Umkehr in diesem Punkt - in dieser Adventszeit -, er erwartet von uns, dass wir streng sind gegen uns selbst und dass wir uns nicht fürchten, die Wahrheit zu sagen. Im Grunde ist es so, dass das Eine das Andere bedingt. Wenn wir streng sind gegen uns selbst, erkennen wir die Wahrheit und können wir für sie eintreten. Und wenn wir für die Wahrheit eintreten, dann werden wir auch streng sein gegen uns selbst.

Dieses zweifache Bemühen sollten wir in dieser Adventszeit verbinden mit einer guten Beichte, zu der wir uns Zeit nehmen, und mit dem Vorsatz, in Zukunft den Täufer vom Jordan zu verehren, auf seine Fürsprache zu vertrauen und ihn nachzuahmen.

\*

An eine zweite Wahrheit erinnert uns noch der Advent. Einmal wird der Verborgene hervortreten, ob wir es wollen oder nicht. In ferner oder in naher Zukunft wird er hervortreten in Macht und in Herrlichkeit, unter Umständen gegen eine ganze Welt, die sich gegen ihn verschworen hat. Das geschieht dann ohne uns, hoffentlich nicht gegen uns. Das ist eine Wahrheit, die wir nicht vergessen dürfen. Es kommt der Erntetag der Welt. Christus wird seine Macht offenbaren und sein Urteil sprechen über alle, über jene, die ihn in ihrem Leben bezeugt haben und über jene, die seine verborgene Gegenwart missachtet oder unterdrückt haben, die seine Feinde und die die Feinde alles Guten gewesen sind. Einmal heißt es für einen jeden von uns: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung“ (Lk 16,2).

Auch davon spricht Johannes der Täufer, und zwar in erschreckender Deutlichkeit,

so deutlich, dass er schließlich einen gewaltsamen Tod sterben muss.

Das ist ein zweiter bedeutender adventlicher Gedanke, dass der verborgene Christus in Herrlichkeit und Macht hervortreten wird, ein Gedanke, den wir uns ganz zu Eigen machen und der Welt bezeugen müssen. Die Heilige Schrift wird nicht müde, uns in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, dass die Zeit kurz ist. Die Heilige Schrift aber ist die Norm der Verkündigung der Kirche.

\*

Christus will durch uns in unserer Welt hervortreten. Er will sie so gewissermaßen neu erlösen, in einer Stunde - so müssen wir ehrlicherweise sagen - in einer Stunde, in der sie sich anschickt, sich selbst zu vergötzen und so ihren Untergang herbeizuführen, wenn sie nicht noch zur Einsicht kommt. Wenn wir uns das Beispiel und die Botschaft des Täufers zu Eigen machen, dann wird der verborgene Christus sichtbar in unserer Welt und mit ihm der ewige und unbegreifliche Gott. Die Botschaft und das Beispiel des Täufers bestehen in der Mahnung, dass wir streng sind gegen uns selbst und unbestechlich im Dienst an der Wahrheit, an der Wahrheit des Evangeliums. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass Christus einmal kommen wird zum Gericht und dass wir darum heute und morgen an unserer Ewigkeit bauen, durch uns Tun und Lassen. Amen.

PREDIGT ZUM 2. ADVENTSSONNTAG, GEHALTEN AM 4. DEZEMBER 2005

IN FREIBURG, ST. MARTIN

“DOPPELTES EMPFING ES - DAS VOLK ISRAEL - AUS DER HAND DES HERRN  
FÜR ALL SEINE SÜNDEN“

Die Lesung verkündigt uns heute den Beginn der Botschaft eines alttestamentlichen Propheten, dessen Namen wir nicht kennen. Man nennt ihn in der biblischen Wissenschaft Deuterocesaja, um sich über ihn zu verständigen. Dieser unbekannte Prophet wirkte unter den Israeliten in der Zeit seiner Gefangenschaft in Babylon. Im Jahre 586 war ein Großteil des Volkes Israel nach Babylon verschleppt worden, weil es nicht auf die Warnungen der Propheten gehört hatte, weil es in seinem Übermut sich immer mehr von seinem Gott abgewandt und seine Gebote missachtet hatte und seine eigenen Wege gegangen war. Schon die Verschleppung hatte viel Blut und Tränen gekostet, aber auch das Leben in der Fremde bedeutete unsagbar großes Leid.

Zwar konnten die Verschleppten in Babylon in eigenen Siedlungen leben und zu ihren Synagogen-Gottesdiensten zusammenkommen, sie wurden nicht gezwungen, die fremden Götter anzubeten, dennoch war ihre Situation aussichtslos, und sie waren sie unbeschreiblich mutlos. Sie hatten die Heimat verloren, der Tempel war zerstört, das davidische Königtum, worauf sie stolz gewesen waren, hatte ein Ende gefunden, und sie hatten aufgehört, ein Volk zu sein. Viele ihrer Angehörigen waren bei den grausamen Kriegshandlungen umgekommen, ihre einst berühmten Städte und Dörfer und ihr blühendes Land, das alles war zu einer Einöde geworden, und an eine Rückkehr in das Land der Väter war nicht zu denken.

In der Geschichte Israels ist Babylon zu einem Symbol für tiefste Ohnmacht geworden, für die Hoffnungslosigkeit, für die Verzweiflung, in die der Mensch gerät durch die Abwendung von Gott, durch die Sünde. „An den Flüssen von Babylon saßen wir und weinten, wenn wir an Sion dachten“, heißt es in dem 136. Psalm (Ps 136, 1). So hat man immer wieder in späteren Jahrhunderten im jüdischen Gottesdienst gebetet, im Gedanken an die Tragödie von Babylon.

Was das bedeutet, Deportation und Vertreibung, das haben viele von uns im Zweiten Weltkrieg erlebt und in dem, was danach geschah. Noch viele leben heute, die das am eigenen Leibe gespürt haben. Aber das, was wir erlebt haben, ist nur eine schwache Analogie für das, was damals geschehen ist.

Die Deportation des Volkes Israel nach Babylon und das Leben in jenem fremden Land war nicht zuletzt eine schwere Prüfung für den Glauben des Volkes an seinen Gott Jahwe. Tatsächlich meinten nun viele, die babylonischen Götter seien mächtiger als der wahre Gott und wandten sich nun erst recht von ihm ab. Das aber verdoppelte ihr Leid

In dieser Situation nun will der Prophet der heutigen Lesung das Volk aufrütteln und trösten, indem er es auf die Zukunft hinweist, die Gott ihm schenken will, und auf die Vergebungsbereitschaft Gottes, die immer gegeben ist. Er sagt: Gott wird denen eine neue Zukunft bereiten, die sich durch die Einlösung der Schuld hindurch bekehren. Gott bestraft die Sünde, aber er wendet sich dem Menschen aufs Neue zu, wenn er sich im Leid nicht verhärtet und von Gott lossagt, wenn er das Leid als Anruf Gottes versteht, als Gnade.

Tatsächlich hat Gott fünfzig Jahre nach der Deportation das Volk zurückgeführt, große Teile des Volkes. Damit war es nicht wieder hergestellt, aber das größte Leid hatte er ihm genommen, die Heimatlosigkeit.

\*

Die Gefangenschaft Israels in Babylon ist ein Gleichnis für unsere Situation heute in Kirche und Welt. Wenn wir nüchtern unsere Gegenwart beurteilen und uns nicht selber belügen, was wir allzu gern tun heute, so müssen wir sagen: Gott scheint uns verlassen zu haben, unsere Vergangenheit war hell, aber unsere Gegenwart und unsere Zukunft sind dunkel. Andere Götter haben sich an die Stelle des wahren Gottes gesetzt, sie scheinen ihm, dem wahren Gott, den Rang abgelaufen zu haben: Die Kirchen werden leerer, die Gotteshäuser veröden, oft sind es nur Wenige, die sich in großen Kirchen verlieren. Viele Kirchen werden verkauft, sie werden zu Konzertsälen oder zu Kaffeestuben oder zu Fitness-Studios entweiht. Oder Großmärkte lassen sich in ihnen nieder. Der Glaube der Christen ist weithin erloschen. Uns allen fehlt das Feuer in unserem Glauben. Resigniert wagen wir nicht mehr unser Anderssein als Christen zu bekennen oder nach außen hin zu bekunden.

Die Botschaft der Kirche wird in der Öffentlichkeit nicht mehr beachtet, wenn sie überhaupt noch vorgetragen wird. Und wie oft wird sie verstümmelt, aus Opportunismus. Allzu oft wird das Ureigene des Christentums verschleudert. Das Heiligste wird oftmals verspottet in der Öffentlichkeit. Christliche Werte gelten nicht mehr, vielfach, bestenfalls werden sie noch mit Worten beschworen bei Festreden, aber das bleibt ohne Wirkung. An die Stelle der christlichen Substanz tritt immer häufiger die Anpassung an die säkulare Welt. Das ist gut, so sagen

Manche, wir haben früher alles viel zu schwer genommen, und verkennen die Wirklichkeit von Grund auf. Und Gott schweigt.

Viele haben sich auch deshalb von Gott abgewandt, weil er ihnen ohnmächtig erschien, sie haben sich deshalb den Götzen der Zeit zugewandt, dem Wohlleben, der Zerstreuung, dem Kult der Erde und des Menschen - diesem Kult freilich mehr dem Anspruch nach als der Wirklichkeit nach.

Nicht selten ist es heute so: Während noch die Eltern ihre religiösen Pflichten erfüllen, gehen die Kinder andere Wege, verführt durch die verlogene Propaganda eines verweltlichten Zeitgeistes, aber vielleicht auch manchmal durch die mangelnde Überzeugungskraft unseres christlichen Lebens, durch die Oberflächlichkeit unseres Glaubens, des Glaubens der Älteren. Eines ist sicher: Es fehlen den jungen Menschen heute überzeugende Vorbilder in der Kirche.

Die Lesung des heutigen Sonntags erinnert uns daran - und das Evangelium greift diesen Gedanken auf -, dass wir niemals einen Grund zur Verzweiflung haben, dass es falsch ist, einer Vergangenheit nachzutruern, die endgültig Geschichte geworden ist. Niemals haben wir einen Grund zur Hoffnungslosigkeit, zur Verzweiflung, deshalb, weil Gott immer mächtiger ist und weil er die Macht hat, uns das Verlorene zurückzugeben, wenn wir uns ihm zuwenden, wenn wir seine Hand ergreifen, die er uns immerfort zur Versöhnung reicht. Der mächtigere Gott - das ist die Botschaft der Lesung und des Evangeliums heute - er kann und will uns eine neue und bessere Zukunft geben. Die Gefangenschaft von Babylon wird zu Ende gehen. Die Voraussetzung aber dafür, dass wir aufs Neue das Heil Gottes schauen, ist, dass wir ihm den Weg bereiten, dass wir ihm eine Straße bauen durch die unwegsame Wüste dieser unserer Zeit und dieses unseres Lebens.

Das will sagen, dass es darum geht, dass wir still werden, dass wir innehalten, dass wir umkehren und unsere Sünden bekennen und neu beginnen mit einem Leben in der Gemeinschaft mit Gott, auf der Grundlage des göttlichen Lebens, das uns in der Erlösung geschenkt worden ist.

Allzu Viele lassen sich mitreißen vom Strom der Zeit, das ist einfach und bequem. Allzu Wenige sind es, die gegen den Strom schwimmen. Ich denke hier nicht an die Berufsprotestierer, die nur Spektakel machen wollen und im Grunde nicht anderes sind als eine Variante, eine schlimmere Variante, unserer gottentfremdeten Welt.

Gegen den Strom schwimmen, das heißt: Selber denken und verantwortlich handeln, sich dem Diktat der Medien widersetzen, das totalitär ist, sich weder durch Lob noch durch Furcht einfangen lassen - „nec laudibus nec timore“ - das heißt: sein Leben jeden Tag aufs Neue auf Gott beziehen durch Gebet und durch gewissenhafte Befolgung der Gebote Gottes, durch Gewissenserforschung und durch die regelmäßige Beichte.

Das, was die Vielen taten im Evangelium - sie bekannten ihre Sünden, so heißt es -, das sollten auch wir tun. Jene taten es öffentlich, wir sollten es im geheimen Bekenntnis des Bußsakramentes tun, immer wieder aufs Neue, vor allem aber hier und heute.

\*

Johannes der Täufer ist ein sprechendes Zeugnis für das, was Gott von uns allen erwartet in dieser Zeit der babylonischen Gefangenschaft: Abkehr von der Sünde

und kompromisslose Hinwendung zu ihm und die Demut des Täufers, in der wir uns als nichts anderes verstehen denn als Boten des großen Gottes, zu dem hin wir unterwegs sind. Dann, aber nur dann, wird uns Gott eine neue Zukunft schenken.

Der Trost Gottes ist ein bedingter. Aus der babylonischen Gefangenschaft werden nur die heimgeführt, die sich ihrem Erlöser neu zuwenden.

Gott schenkt uns eine neue Zukunft, wenn wir wieder ihn suchen und für ihn leben, kompromisslos. Amen.

PREDIGT ZUM 1. ADVENTSSONNTAG, GEHALTEN AM 27. NOVEMBER 2005 IN DER FRAUENKIRCHE

IN NECKARSULM

„DENN DIE STUNDE IST SCHON DA FÜR EUCH, UM AUFZUSTEHEN VOM SCHLAF“

Wohlmeinende Spötter haben neben der streitenden Kirche auf Erden die schlafende unterschieden. Und sie haben nicht ganz unrecht. Dass wir wachsam sind, das ist heute, am ersten Adventssonntag, noch einmal - wie schon an den vergangenen zwei Sonntagen - das Thema des Evangeliums, dass wir uns bereiten sollen für das Kommen Christi, das ungewiss ist für die Welt wie auch für den Einzelnen,

ungewiss nicht in seiner Tatsächlichkeit, wohl aber in seinem Wann. Christus wird wiederkommen, aber niemand weiß, wann das sein wird. Das Warten auf die Ankunft Christi im Sinne von lebendiger Bereitschaft, die Einübung der lebendigen Bereitschaft, das ist das Thema auch der folgenden drei Sonntage in der Liturgie, denn das kommende Fest der Geburt des Erlösers erinnert uns nachdrücklich auch an die Wiederkunft Christi. So verstanden, ist es eine Vorwegnahme dessen, was wir im Glauben als das Ziel der Geschichte und unseres Lebens ansehen müssen oder dürfen.

Advent heißt - so erklären wir das lateinische Fremdwort für gewöhnlich - Ankunft. Wir können aber auch sagen: Zukunft. Denn es geht in dieser Zeit des Kirchenjahres nicht nur um die Erinnerung an die Geburt des Erlösers, sondern auch um die Zukunft der Welt und um die Zukunft unseres Lebens, um das Ende der Welt und ihrer Geschichte, das für uns dann beginnt, wenn wir diese Zeitlichkeit verlassen, dass wir das nicht verschlafen, wie die törichten Jungfrauen es getan haben.

Das ist mit der Wachsamkeit gemeint, von der immer wieder in diesen Wochen die Rede ist in der Liturgie, als Mahnung und als immer neue Aufforderung, dass wir das Ziel dieser Welt und unseres Lebens stets vor Augen haben, dass wir wie die klugen Jungfrauen auf den Bräutigam warten, dass wir wie Fremdlinge und Pilger in dieser Welt leben.

Was immer gilt für uns, an allen Tagen unseres Lebens, in diesen Wochen der Adventszeit, da sollen wir es neu einüben.

\*

Wenn wir nicht zur „schlafenden Kirche“ gehören, dann können wir zuversichtlich und hoffnungsfroh in die Zukunft schauen. Heute gibt es indessen nicht wenige, die von Hoffnungslosigkeit und Angst geprägt sind, bis hin zur Ver-zweiflung. So zerstören sie ihr Leben, ohne sich freilich darüber Rechenschaft abzulegen. Im Gegenteil, ihre Hoffnungslosigkeit und Angst verbergen sie unter der Maske des hemmungslosen Genusses, des rastlosen Jagens nach den Gütern dieser Welt, der immer neuen Erlebnisse und vor allem des ständigen Lärms. Allzu oft verheimlichen sie sich ihren wahren Zustand, sich selber und ihren Mitmenschen. Gerade das Nichtertragenkönnen der Stille, dahinter erkennt der Kundige die grenzenlose Einsamkeit und Unerfülltheit, die Angst und die Hoffnungslosigkeit der so genannten modernen Menschen. Ohne religiöse Bindung und ohne feste sittliche Maßstäbe sind viele heute enttäuscht und innerlich zerbrochen.

Hinter vordergründigem Optimismus und hinter scheinbarer Lebensfreude verbirgt sich heute bei vielen ein dunkler Abgrund. Sie sind auf der Flucht - vor sich selbst und vor den anderen -, sie verzichten auf das Denken und machen sich zu Sklaven der geistigen Moden der Zeit. Sie leben in der Angst und in der Hoffnungslosigkeit. In ihrer inneren Leere haben sie den Boden unter den Füßen verloren. Sie haben keine Zukunft mehr, deshalb konzentrieren sie sich ganz auf die Gegenwart und schwelgen zuweilen auch noch in den Träumen der Vergangenheit, die sie verklären.

Wachsein, das bedeutet bereit sein, glauben an die Wiederkunft Christi und sich dafür zurüsten. Das bedeutet: Sicherheben vom Schlaf der Gleichgültigkeit, der Gewohnheit, der Kälte und der Lauheit. Das bedeutet: Gottesfürchtig leben und andere die Gottesfurcht lehren. Das bedeutet: Dass wir unserem Leben den

schützenden Rahmen des Gebetes geben, dass wir unser sakramentale Leben verlebendigen, das Leben mit den Sakramenten, mit dem Sakrament der Buße und dem Sakrament der heiligen Kommunion, dass wir den Empfang des Bußsakramentes intensivieren und die Mitfeier der heiligen Messe auch an Werktagen möglich machen, wenigsten einige Male in der Woche. Viele von uns können da viel mehr tun, als sie meinen.

Wenn wir unser Leben ordnen im Hinblick auf die Ewigkeit, so ordnen wir es damit auch in dieser Welt.

Wie die Ziellosigkeit uns unglücklich macht, so macht uns auch das chaotische Leben unglücklich. Dem unglücklichen Leben in der jenseitigen Welt geht das unglückliche Leben in dieser Welt voraus. Es gibt keine Gerechtigkeit ohne Gott. Es gibt keinen Frieden ohne das Evangelium. Wir können keine Kinder erziehen, wenn wir sie nicht zu Christus und seiner Kirche führen. Es gibt keine dauerhaftes Glück in dieser Welt ohne Selbstbeherrschung und ohne die Nachfolge des Gekreuzigten. Das alles wird leichter, die Hinwendung zu Gott und ein Leben in Verantwortung, wenn wir wissen um die Wiederkunft Christi und um den Imperativ, der sich daraus für uns ergibt, wenn wir nicht in den Tag hinein leben, wenn wir ein Ziel haben und uns einen wachen Geist bewahren.

Bei dem Propheten Jesaja lesen wir in einem adventlichen Text: „Wenn Du, o Herr, die Himmel zerreißen und herniedersteigen würdest, so würden die Berge wanken und vor Deinem Angesicht wie Wachs zerfließen“ (Jes 63, 19). Das ist ein Bekenntnis zu unserer Schwachheit, die aber Gott in Stärke verwandeln kann und muss.

Aus uns selber können wir nicht viel, und wir können noch weniger, wenn wir stolz

und selbstherrlich sind. Nicht einmal wachsam sein können wir, wenn Gott nicht unser Herz verwandelt. Wenn wir das wissen, dann wissen wir auch, dass unsere Kraft allein in dem Vertrauen auf Gott besteht, dass in erster Linie seinen Ausdruck findet in unserem Beten.

Gott erwartet viel von uns, aber er gibt uns das, was er von uns erwartet, wenn wir uns um die rechte Haltung bemühen, wenn wir uns aufnahmebereit machen für seine Gaben.

\*

Die Aufforderung zur Wachsamkeit umschreibt das Programm dieser adventlichen Wochen, die vor uns liegen und - darüber hinaus - das Programm unseres ganzen Lebens, der Jahre, die noch vor uns liegen, der vielen oder der wenigen. Die Wachsamkeit meint zunächst, dass wir die Zukunft, unsere Zukunft, bedenken. Oder sagen wir es noch allgemeiner, dass wir nachdenken oder dass wir uns das Nachdenken wieder angewöhnen, wenn es uns abhanden gekommen ist. Die Wiederkunft Christi ist der Abschluss der Geschichte dieser Welt, zunächst aber ist sie der Abschluss unseres persönlichen Lebens, denn wenn wir sterben, beginnt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann. Damit gehen wir einer hellen Zukunft entgegen, wenn wir uns bereit machen für diese große Begegnung am Ende unserer Tage und am Ende aller Tage.

Wir schlafen jedoch und wir verschlafen das Ziel, wenn wir uns nicht abwenden von der Sünde, wenn wir nicht in Opposition treten zu den widergöttlichen Mächten, die heute so oft das Sagen haben, in der Welt und gar auch in der Kirche.

Wenn wir uns vom Schlaf erheben wollen, dann müssen wir unser Leben selber in die Hand nehmen, dann müssen wir aufhören, uns treiben zu lassen, dann müssen wir bewusster leben und den Kampf aufnehmen mit dem Bösen - in uns und um uns. Dann müssen wir Gott die Ehre geben. Die Ehre Gottes aber ist das Heil des Menschen.  
Amen.